Vor drei Menschenalt...

Wilhelm Jensen



Vor drei Menschenaltern.

Vor drei Menschenaltern.

Ein Roman

aus dem holsteinischen Land

von

Wilhelm Jensen.



Dresden
Verlag von Carl Reißner
1904.

Ein stilles Buch. Mit leiser Stimme spricht's,
Gleich wie der Abglanz rothen Abendlicht's
Auf einem Gruftgedenkmal leis verblaßt.
Den Urnenstein mit ihrem Arm umfaßt
Hält eine Frau'ngestalt in stummem Sehnen:
Des Lebens Wehmuth, lächelnd unter Thränen.

Erster Theil.

I.

Der spitze Thurm der Nicolaikirche ragt noch heute gleicherweise über die Dächer des ältesten Theiles der Stadt Kiel auf, doch sonst nahm diese sich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts erheblich anders aus, sowohl was den Umfang und die Häuserzahl, wie die der Einwohner, das Tagestreiben und die Erscheinung der letzteren anging. Allerdings war es die Hauptstadt des vor zwei Jahrzehnten aus russischem Unterthanenverband in den des Königs von Dänemark übergegangenen Herzogsthum Holstein, Sitz der obersten Landesbehörde und einer in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begründeten, ‚Christiana Albertina‘ nach ihrem Stifter benannten Universität. Auch sah Kiel bereits auf eine lange mittelalterliche Vergangenheit zurück, in der es nach seinem, geschichtlich nicht feststellbarem Ursprunge geraume Zeit hindurch den Namen ‚Tom Kyle‘ getragen; allein trotz alledem hatte es seine Bedeutung nicht weiter als zu der eines Land- und Hafenstädtchens mit einer Bevölkerung von kaum siebentausend Köpfen — oder

‚Seelen', wie die Volkszählung sich ausdrückte — gebracht. Nach den beiden Richtungen seiner Zugehörigkeit, der erdfesten und flüssig beweglichen, stellte es für gewöhnlich eine sehr stille, von lebendigerem Verkehrswechsel abgelegenen Ortschaft dar. Wenn auch als hochangesehene Pflanzstätte höherer Geistesbildung und Wissenschaft, war es doch für die deutsche Gelehrtenwelt eine ultima Thule, selbst von Hamburg aus noch mehrtägige Reise auf beschwerlichen, da und dort ziemlich halsbrecherischen Wegen erfordernd. Einen leichteren Zugang eröffnete zwar das Wasser, doch nur von den nordischen Küsten her, und solche Fahrt erwies sich gleichfalls, ohne Nöthigung, für eine Vergnügungsreise nicht sonderlich einladend. Seitdem die Beziehungen zu St. Petersburg ihr Ende genommen, besuchten den Hafen zumeist nur kleinere, ein- oder zweimastige, den Handel auf der Ostsee vermittelnde Schiffe, selten auf eine halbwegs bequeme Unterkunft für Passagiere bedacht. Und auch ihre Anzahl bezifferte sich nicht hoch, Handel und Wandel lagen seit Menschenaltern zur See wie auf dem Lande darnieder, Ueberlieferungen aus den Tagen der Hansa, in denen auch die Schifffahrt Kiels eine Bedeutung auf den nordischen Meeren gehabt, klangen wie eine nicht mehr verständliche Vorzeitssage.

Eine Zeit war's, die schüchtern anhub, mit dem

Alten zu brechen und zwecklos gewordene Reste aus Vorvätertagen wegzuräumen, wenigstens was manche, ehemals aus Stein und Holz erbaute und als äußerst wichtig betrachtete Ueberbleibsel anbetraf. Doch die Kriege des 18. Jahrhunderts hatten unabweisbar gelehrt, mittelalterliche Befestigungen seien dem Fortschritt der Feuergeschütze gegenüber für Städte ohne jeglichen Werth, nur hemmend und beklemmend, und wie überall begann auch Kiel nach einer Befreiung von seiner engeinschnürenden Umgürtung zu trachten. Die schon seit Geraumem mehr und mehr in sich zerfallene Ringmauer wurde zu Häuserreihen umgewandelt, und auf Entscheid des ehrsamen und wohlweisen Magistrats war sogar das Hauptthor der Stadt, das alte ‚Holstenthor', obwohl es manches Jahrhundert hindurch als äußeres und inneres mit doppeltem Verschluß feindlichem Andrang gewehrt, abgebrochen und durch ein leichtes Eisengitter ersetzt worden.

Wohl wiegten sich nicht wenig grauhaarige Köpfe mit bedenklichem Schütteln darüber hin und her, sahen die Grundvesten der Väterüberlieferung durch den Fall des alten Gemäuers erschüttert, der Unsicherheit und dem gefährlichen Geist der Neuerung, den schon Cicero in seiner Rede gegen Catilina als eines der schlimmsten Uebel gekennzeichnet, den Zugang frei-

gemacht. Denn auf dem Respect vor der von Gott gesetzten Obrigkeit in jeglicher ihrer mannigfaltigen Erscheinungen, vor der Ordnung, dem Unterschiede und den Berechtigungen der Stände, dem ehrwürdigen Herkommen von Jahrhunderten beruhte unzweifelhaft, als auf unverrückbaren Grundvesten, die Wohlfahrt der Gesammtheit, wie jedes Einzelnen, und bei feierlichen Anlässen wurden diese ‚necessaria coetus hominum fundamenta' in der Aula der Universität von dem dazu berufenen Professor der eloquentia in ciceronianisch vollendete lateinische Sprachwendungen gefaßt. Das Verständniß der letzteren ging zwar den bei solcher Gelegenheit mit im Auditorium versammelten bürgerlichen Honoratioren der Stadt größtentheils ziemlich erheblich ab, doch sie wußten im voraus, welchen Anschauungen und richtigen Gefühlen der hochgelehrte Redner Ausdruck geben werde, und begingen nur dadurch ab und zu einen kleinen Mißgriff, daß sie ihre Beipflichtungen einmal an einer nicht besonders dazu Anlaß gebenden Stelle bezeugten, wenn die Stimme des Lehrers der Beredsamkeit sich über das gewöhnliche Maß lauter erhoben hatte. Trotzdem aber war das alte Holstenthor, zwischen dessen innerem und äußerem Theil auf der über einen Wasserarm führenden Brücke die Vorzeit einmal einen hochnothpeinlichen Richtspruch vollzogen, nunmehr auf

Nimmerwiederkehr aus der rühmlichen Geschichte Kiels verschwunden, und alles Schütteln der Köpfe kittete die abgebrochenen Ziegelsteine und den viele Jahrhunderte alten, zu Pulver zerbröckelten und in die Luft verstäubten Mörtel nicht wieder zusammen.

Der Stadt grade gegenüber jenseits des hier kaum eine Viertelstunde breiten Hafens bot sich dagegen von der Anhöhe des ‚weißen Berges' aus, einer zur Gewinnung von Sand zu steilem Niederfall halb abgegrabenen alten Düne, den Augen der Zukunftbesorgten immerhin noch ein tröstlicherer Anblick. Die zum Theil vom Marktplatz, zum Theil mehr aus der Schloßnähe an den Wasserrand herabmündenden Straßen, die Schuhmacher-, Vlämische-, Fischer- und Kattenstraße hatten ihre engen Thore noch bewahrt, allerdings fraglos in außerordentlich überflüssiger und verkehrhindernder Weise, und die Damokleshacke des wohlweisen Magistrats schwebte auch über ihnen bereits. Allein gegenwärtig grüßten sie noch, einigermaßen beruhigend, zu dem ländlichen Krug unter dem Sandberg, nach seiner Lage der ‚Sandkrug' benannt, hinüber, und vor ihnen entlang zog sich zwischen der vormaligen Ringmauer und dem nahen Wasserrand ein dem alten Stadtleib umgelegter augenerfreulicher grüner Gürtelschmuck. Ein Baumgang war's, mit dem Namen ‚der philosophische Gang' belegt, und

die Höhe, wie die schon breite Ausladung seiner Roß-kastanien und Linden legten Zeugniß dafür ab, daß diese ihr Lebensalter wohl bereits aus dem Anfang des Jahr-hunderts herschreiben mochten. Demgemäß waren unter ihrem Schatten auch schon manche, mit langher-abwallenden Allongeperücken überhauptete Geschlechter der alma mater Christiana Albertina gewandelt, hatten zum sanften Geflüster oder lauterem Wind-rauschen der Blätter erbauliche und belehrende Wechsel-zwiesprache gepflogen und gemach sich aus diesen Schatten zu denen auf den elysischen Gefilden davon-begeben. So wenigstens stellte ihren Hingang der wieder zur laudatio funebris berufene Professor der akademischen Eloquenz dar, doch die Zuhörer wußten, daß er, seiner gelehrten Verpflichtung gemäß, damit nur eine Bildmetapher des Altertums zur Anwendung bringe. Keinem der Anwesenden kam in den Sinn, der Redner meine, daß der Abgeschiedene sich wirklich lustwandelnd auf der heidnischen Asphodeloswiese aufhalte, sondern alle waren gleichmäßig sicher von seiner Entrückung zu den vom Evangelium verheißenen himmlischen Freuden überzeugt, und auch die An-gehörigen der hohen und obersten theologischen Facultät vermochten ohne irgendeine Beunruhigung der gleicher-weise vom Gesichtspunkt der Glaubenslehre wie der Latinität untadligen Rede beizuwohnen. Die Neuerung

der Zeit machte wohl da und dort alte Stein- und Holzbauten der Vergangenheit dem Erdboden gleich, aber sie erweiterte ihre Thätigkeit nicht dahin, an dem festen Gefüge der Väterüberlieferung in den Köpfen zu rühren und zu rütteln. Die Besorgniß vor catilinarischem Geist klang zwar dann und wann von den Zungen, doch sie war zum Glück eine völlig theoretische, an deren praktische Uebertragungsmöglichkeit zu denken, keinem der Sprecher in den Sinn gerieth.

Zur Zeit jetzt entbehrte die Hafenseite der Stadt noch ihres sommerlich grünen Gürtelschmucks. Im Kalender stand wohl roth der Frühlingsanfang verzeichnet, indeß trug dies mehr theoretische als praktische Bedeutung an sich, zumal auf dem 54. Breitengrad; obendrein hatte der Winter des Jahres 1791 ungewöhnliche Strenge bewiesen. In Folge davon lag der Hafen noch mit einer festen Eisdecke belegt, durch die nur in der Mitte eine schmale Wasserbahn zum Aus- und Einlaß von Fahrzeugen geschlagen worden, und über die harte Fläche bewegten sich statt der Böte hie und da, wie fliegend, kleine, mit langen Pieken fortgeschnellte Schlitten zwischen einer Anzahl auf Stahlschuhen umkreisender Läufer im Jünglingsalter.

Das ergab ein wechselndes Bild reger Lebendig-

keit, im Baumgezweig des philosophischen Ganges dagegen machte sich kaum noch eine Lebensregung bemerkbar. Doch ging nicht der sonst dieser Jahreszeit eigene, kaltschneidende Ostwind, durch stille Luft schien von weichblauem Himmel die nachmittägige Märzsonne ungewöhnlich warm herab, ließ empfinden, daß sie ernstlich damit umgehe, binnen nicht mehr langer Frist das Eis in spielende Wellen zu verwandeln und die reglos überwinterten Herbstknospen der Kastanien braunglänzend anzuschwellen.

Dem hohen und breiten, mit weißen Mauerwänden hell gleißenden alten Herzogsschloß dicht benachbart, erhob sich an der Kattenstraße oder ‚Katzengasse‘ nicht grade besonders ansehnlich das Gebäude der ‚neuen‘ Universität, die vor einem Vierteljahrhundert aus dem verwinkelten, engen Quartier des alten Franciscanerklosters neben der Heiligengeistkirche hierher verlegt worden. Nach rückwärts von einer Reitbahn begrenzt, blickte der Bau, ein wenig aufgetreppt, ziemlich nüchtern an, ließ von außen nicht auf eine hochbedeutsame Arena der Geister in seinem Innern schließen. Gegenwärtig auch ebensowenig durch einen Zudrang wissensbedürftiger Jünger der geistigen Nährmutter; die Osterferien hatten schon seit Wochen begonnen, mit ihnen war für zwei Monate der geistige Nahrungsquell versiegt, und der gemeinsame Wohnsitz

der Gelehrsamkeit und der Musen lag mit abgeschlossener Thür in lautloser Verlassenheit.

Für Handel und Wandel der Stadt bildete die seitwärts entlegene Kattenstraße keinen Verkehrsweg, so nahm sie an der Vereinsamung des Universitätsgebäudes theil. Nur zwei Personen verhalfen ihr jetzt zu einem bischen Lebensregung; vom Thurm der Nicolaikirche her schlug's dreimal über die braunen Ziegeldächer, und zugleich mit dem Glockenschlage traten jene Beiden aus den Thüren ihrer Wohnhäuser hervor. Zwei sichtlich den Siebzigern sich annähernde Männer, der eine, aus der Schmiedestraße, oder wie man sie umzutaufen begann, Schloßstraße, daherkommend, noch mit altväterisch lang auf die Schultern niederfallender dicker und dunkler, fast schwarzfarbiger Allongenperücke. Der Professor ordinarius der Gottesgelahrtheit, Barthold Fabronius war's, dessen Vorfahr in der humanistischen Zeit für wohlgethan befunden, seinen deutsch-unwürdigen Gewerksnamen ‚Schmied' zu latinisiren und zu höherer Veredelung ihm den Beinamen der Musen, der ‚aonischen Schwestern' anzufügen. Aus dem hammerschwingenden Schmied der fernen Vergangenheit hatte sich so ein ‚Musenschmied' herausgestaltet, allein dieser Etymologie gedachte kaum jemand mehr, so wenig wie daran, daß der hochgeachtete College

Xylander einen Holzmann bedeutet habe oder der ordentliche Professor der Beredsamkeit Sebastian Sartorius einem Ausüber des ehrsamen Schneidergewerbes entstammt sei.

Die andere, augenblicklich zur Belebung der Kattenstraße beitragende, aus einer Thür in dieser selbst hervortretende Persönlichkeit zeigte sich, der Zeitmode gemäß, in weißgepudertem, von einem Dreispitzhut bedecktem, auf dem Rücken in einen, mit seidenem Band umschürzten Beutel auslaufendem Haar; das vor der Brust hervorquellende, sorglich gefältelte Spitzenjabot legte Zeugniß für ein achtsames Halten des Trägers auf die äußere Erscheinung ab. Er vereinigte in sich mancherlei Würden und Wissenszweige, die man von vornherein nicht als sonderlich nah in Verwandtschaft zu einander stehend betrachtet hätte. Denn Herr Nicodemus Wasmuth war nicht allein ordentlicher Professor der Weltweisheit, Vernunftlehre und logischen Disciplin, sondern gleichfalls der Mathematik, sowie der griechischen Grammatik, Metrik und Prosodie.

Kaum ausdenkbar weit gegen Sonnenaufgang an der Ostseeküste entlang lag die nicht minder preiswürdige königlich preußische Universitätsstadt Königsberg, in ihr nahm zur Zeit, ebenfalls bereits hochbejahrt, Herr Immanuel Kant den Lehrstuhl der

Philosophie ein, verließ täglich, auch bei reinblauestem Himmel gegen einen möglichen Witterungsumschlag mit einem baumwollenen Regenschirm ausgerüstet, seine Behausung zu einem gesundheitsförderlichen Spaziergang und that dies mit so unfehlbarer Innehaltung der nämlichen Minute, daß die Umwohner nach seinem Erscheinen unter der Hausthür den richtigen Gang ihrer Uhren einer Prüfung unterzogen. Die gleiche Zeigerberichtigung vermochten seit einem Jahrzehnt an jedem Nachmittag die Hauseingesessenen der Kattenstraße in Kiel vorzunehmen, wenn der Drei-Uhr-Schlag der Nicolaikirche, vom Wind abwärts getragen, ihnen nicht zu Gehör kam. Sie brauchten sich dann lediglich zu einem Ausguck aus dem Fenster zu bemühen, um sich über den Augenblick des Zusammentreffens der beiden hochgelehrten ordentlichen Mitglieder des Collegiums der Christiana Albertina zu vergewissern. Abgemessen genau fand diese Begegnung stets vor der Mitte des Universitätsgebäudes statt, und jeder Tag gewahrte die niemals um Haaresbreite abweichende Begrüßung der sich würdig Entgegenschreitenden. Gleichzeitig lüfteten beide achtungsvoll ihre Kopfbedeckungen und sprachen sich wie mit einer sich merkwürdig verdoppelnden Zunge an:

„Ich verhoffe, hochgeschätzter Herr Collega, über Ihr

gedeihliches Wohlbefinden aus Ihrem Munde die nämliche Bestätigung zu empfangen, welche mir der Anblick Ihrer Antlitzfarbe bereits in augenerfreulicher Weise entgegenbringt."

Nach solchem, von wechselseitiger, gleichwortiger Dankesäußerung gefolgtem Austausch schritten sie nebeneinander die nur kurze Straße bis zum Kattenthor hinunter und traten durch die enge Oeffnung desselben auf den philosophischen Gang hinaus. Hier wendeten sie sich auch heute, wie gemeiniglich, zur Rechten der Richtung nach dem Fischerthor zu. Doch sah sich noch vor dessen Erreichung Herr Barthold Fabronius zum Emporstrecken seiner rechten Hand nach dem Kopf veranlaßt, von dem er das schwarze Sammetbarett unter der begleitenden Aeußerung herabnahm:

„Es gemahnet nach meinem Bedünken die heutige Temperatur, durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen zu noch größerer Erhöhung gebracht, bereits an das Herannahen der sommerlichen Jahreszeit und macht sich beinahe fühlbarer, als in dieser letzteren selber, da wir annoch der wohlthätigen Schattenspendung durch die frondescentia des Laubes ermangeln."

„Die Wissenschaft von denen physischen Dingen belehret dahin," versetzte der ordentliche Professor der Weltweisheit und logischen Disciplin, „daß die dunkle

Farbe eine größere Quantität der ihr durch die Strahlen mitgetheilten Wärme zu absorbiren geneigt ist, und es läßt sich daraus wohl die Erklärung herleiten, daß diese, uns sonst im Märzen selten zu Theil werdende Witterungsbeschaffenheit Ihnen zu meiner Bedauerniß mehr als mir an Belästigung auferlegt. Doch wird bei dieser Abnormität des Wärmeeinflusses voraussichtlich der pflanzliche Organismus allerorten einen beschleunigten Vorschritt gewinnen und ingleichem am philosophischen Wege uns zeitiger als bräuchlich mit kühlendem Laubdache erquicken. Wie denn solcher Ankündigung auch der Hundertjährige Kalender des in derlei astronomischen Bedingungen wohlerfahren gewesenen Klosterabtes Mauritius Knauerus sich befleißigt, indem er uns für dies laufende Jahr eine ausnehmliche Geringfügigkeit derer feuchten Niederschläge und daraus erfolgende, annoch nicht berechenbare, doch, wie zu supponiren, kaum vortheilhafte Consequenzen in Prophezeiung bringt."

„Welchen üblen ominibus wir jedoch mit sicherem Vertrauen auf die allgütige Vorsehung unseres göttlichen Schöpfers und Erhalters entgegenzusehen vermögen, hochgeachteter Herr Collega," erwiderte der ordentliche Lehrstuhlinhaber der theologischen Wissenschaft, „insofern wir jederzeit der Ver-

lockung durch die menschliche Schwäche der Eitelkeit und Selbstüberhebung widerstehen, was wir an geringfügiger Perception der irdischen Vorgänge einzusammeln vermögen, der höheren Erkenntniß durch den gläubigen Sinn zu coordiniren."

Nach dieser Richtigstellung des Werthverhältnisses weltlicher und geistlicher Einsicht hielt Herr Barthold Fabronius einen Augenblick lang inne, bevor er fortfuhr: „Es erregt den Anschein, als ob derlei Verblendung durch die gekennzeichnete insolentia und arrogantia zur Zeit gleich einer Seuche in dem überrheinischen Lande grassire, denn ich habe, wie Ihre Erwähnung des Kalenders mir in's Gedächtniß gerufen, heute aus dem wöchentlichen Nachrichtenblatte über die Zeitläufte vernommen, daß in der französischen Nation sich etliche homines novarum rerum studiosi mit dem Gedanken tragen sollen, eine Umänderung der jährlichen Zeiteintheilung in's Werk zu setzen und das Jahr hinfür nicht mehr, wie es von Gott durch das winterliche Solstitium geordnet, mit diesem, vielmehr mit dem herbstlichen Aequinoctium den Beginn nehmen zu lassen. Wider ein solches freventliches Vorhaben und etwaige ihm aus sogenannten praktischen Beweggründen Beipflichtende vermöchte jeder noch nicht mit gleitendem Fuße von dem Fundamente des Evangeliums Abgewichene seinem

Abscheu nicht zu stark ertönenden Ausdruck zu verleihen."

Sichtlich diente es dem Sprecher zur Befriedigung, seinerseits den Abscheu vor solcher Verworfenheit der Absicht oder der Gesinnung an den Tag gelegt zu haben, er wandte den Blick der jetzt dicht an die beiden Lustwandelnden heranrückenden Hafenfläche zu und knüpfte, milder umgewandelten Tones, die Aeußerung an: „Wie die Jünglinge dort mit leichtbeweglichem Fuße über die Glätte des Eises dahineilen, bieten sie wohl ein Gleichnißbild der beflügelten Seelen dar, welche von aller irdischen Schwere befreit, den verheißungsvollen Gefilden der Seligen entgegentrachten. Es will mir das Gefühl erwecken, als habe die eifrige Anspornung durch das Vorbild und die Ode des Herrn Hofrathes Klopstock nicht unwesentlich dazu beigetragen, in den letzten Jahren bei der Jugend diese Kunstfertigkeit des Schlittschuhlaufens mehr als vordem in Aufnahme zu bringen."

Der Zuhörer bemerkte: „Gewißlich wird diese letztere ihm als Verdienst zuzurechnen sein, wie Herr Hofrath Klopstock sonder Zweifel gleicherweise durch manches seiner Gedichte aus jüngster Zeit den von der Natur mit Kurzsichtigkeit Veranlagten die Augen eröffnet hat, das gegenwärtig sich im Lande der Franzosen Zutragende, in andrer, als in der bis-

herigen — ut ita dicam — vulgären Beleuchtung wahrzunehmen.“

Die ziemlich spitz auslaufende Nase des ordentlichen Professors der Weltweisheit umkräuselte bei den letzten Worten ein leiser, wie von einem Gefühl der Genugthuung hervorgerufener Mienenzug, während seines Begleiters um das Doppelte breitere, am Oberende etwas niedergedrückte Nase erst einmal hörbar den Athem einzog, ehe er die Lippen zur Entgegnung aufschloß: „Sie berühren mit diesem letzteren Hinweis, hochgeschätzter Herr Collega, eine Abirrung der Anschauungen des Herrn Hofrathes Klopstock von denen Gesichtspunkten, welche das Neue Testament der christlichen Betrachtung derer weltlichen Angelegenheiten vorgesetzt hat, und es findet solches erratum des Herrn Hofraths seine Erläuterung wohl in einer allzuregen Thätigkeit der Phantasiekraft, wie sie sich des öfteren mit der poetischen Begabung verknüpft zeigt. Doch heißt uns die Vorschrift des Heilandes, über solcherlei kleinere Erzeugnisse der menschlichen Unvollkommenheit, als über leviora hinwegzusehen und vielmehr unser Augenmerk mit dankvoller Anerkennung auf das von dem Herrn Hofrath vollbrachte Große verwendet zu halten. Indem sein „Messias“ in sich, gleichsam wie in einem heiligen Gefäß die Heilswahrheiten des christlichen Glaubens aufge-

nommen und durch dieses, auch in Hinsicht der metrischen Behandlung unübertreffliche Meisterwerk unsere Pflanzstätten der Jugendbildung, verhoffentlich für alle Zukunft, von der irrthümlichen ästhetischen Werthschätzung der altheidnischen Dichtungen erlöst hat.“

Mit einer beflissenen Eilfertigkeit fiel in das letzte Wort Herr Nicodemus Wasmuth ein: „Es würde demgemäß passend die Landschaft um die Stadt Quedlinburg mit dem Namen einer deutschen Aonia belegt werden, und man dürfte vielleicht gleicherweise nicht unzutreffend die Verehrer der genannten Epopöe des Herrn Hofraths als teutonische Aones bezeichnen.“

Dies erwiderte offenbar weniger der ordentliche Professor der Weltweisheit und Mathematik, als derjenige der griechischen Grammatik, Metrik und Prosodie, und seine Antwort erklärte sich zunächst dadurch, daß die Stadt Quedlinburg die Geburtsstadt des weltberühmten Messiasdichters und markgräflich badischen Hofraths Friedrich Gottlieb Klopstock war. Im Weiteren aber befanden sich in der alten griechischen Landschaft Aonia der Berg Helikon und die Musenquelle Aganippe, die dem an der Seite des Professors einherschreitenden ehemaligen Führer des Namens ‚Schmied‘ Anlaß gegeben, sich zu einem ‚Fabronius‘ umzugestalten. Und schließlich bildete

Aonia die ursprüngliche mythologische Benennung der Landschaft Böotien, deren Bewohner von den höher gebildeten Athenern äußerst gering geschätzt und vielfach verspottet wurden, so daß ein ‚Böotier' dort mit dem Begriff eines verständnißlosen, geistes-beschränkten und rohveranlagten Menschen zusammen-fiel. Im physiognomischen Ausdruck des Herrn Nico-demus Wasmuth jedoch kennzeichnete sich nach einem schnellen Seitenblick auf seinen Collegen das nämliche Vorhandensein einer inneren Befriedigung, die zuvor Herr Barthold Fabronius bei der Kundgabe seines Abscheus vor der Verworfenheit der französischen Zeitrechnungsumstürzler und den ihnen Beipflichtenden nicht verborgen gehalten, und wie der letztere es da-mals gethan, kehrte jetzt auch der erstere seinen Blick dem Hafen zu und fügte seiner eben verklungenen Aeußerung nach:

„Ecce hochgeschätzter Herr Collega, es begiebt sich nicht Gewöhnliches, denn es fährt ein mit zwie-fachen Masten versehenes Schiff auf der freigelegten Wasserbahn heran und dem Anlandungsplatze entgegen."

Das war bereits seit Längerem wahrnehmbar gewesen, doch von den beiden, in interessanter Zwie-sprache Begriffenen bisher nicht bemerkt worden. Ein Schooner mit der dänischen roth und weißen Dane-brogsflagge am Hintersteven ward von rüstigen

Schifferhänden an Tauen durch die Eisrinne hereingezogen; nach der Bauart war's ein gewöhnliches Handelsfahrzeug, doch erregte es unbräuchlichen Eindruck dadurch, daß die Deckbrüstungen sich mit Teppichen und sonstigen buntfarbigen Stoffgewirken überhängt zeigten. Auch die Aufmerksamkeit der jungen Schlittschuhläufer ward davon angezogen, diesseits und jenseits der schmalen Wasserscharte kreisten sie näher und eilfertiger herzu, so daß von der schleunigen Bewegung unter ihren Baretten die Zöpfe und Haarbeutel lebhaft herumflogen. Alle waren mit Puder und Pomade sorgfältig steif auffrisirt, gaben sich damit, wie durch ihre Kleidung als besserem Stande Angehörige, zumeist als Studenten der Universität zu erkennen, die während der Osterferien Kiel nicht verlassen oder in diesem ihre Heimath besaßen.

Herr Barthold Fabronius hatte nach dem ‚aonischen' Gutachten seines täglichen Promenirungsgenossen antwortlos ein wenig geschluckt, übte einen Niederzug an seiner langen, pelzgefütterten, schwarzseidenen Schooßweste aus, räusperte noch einmal etwas ihn im Halse Belästigendes fort und versetzte nun danach: „In der That, liebwerthgeschätzter Herr Collega — ja, re vera ein mit zween Schiffsmasten ausgerüstetes größeres Seefahrzeug —"

Von einer Weiterführung des zweimal an-

gehobenen Satzes stand er indeß ab, und merklich fiel es ihm nicht unwillkommen, daß gleichzeitig von seitwärts her eine begrüßende Anrede erscholl: „Es erhöht mir noch absonders den Genuß dieses schönen Frühlingstages, daß eine glückliche Fügung mich so mit den in Eintracht wandelnden Koryphäen der ewigen und zeitlichen Erkenntniß zusammenführt.“

Der Sprecher lüftete dazu seinen unansehnlichen und ziemlich abgetragenen Hut vom halbkurz geschnittenen, ungepuderten Haar ohne Zopf und Nackenbeutel und stand vor den beiden hochwüchsigen Gestalten, um Kopfeslänge unter ihnen zurückbleibend. Wie durch die niedrige Statur, stach er auch in der Kleidung nachtheilig von jenen ab, bekundete darin vielleicht beschränktere Mittel, doch wie es schien auch eine lässige Gleichgültigkeit. Während die Wohlbeleibtheit des Herrn Barthold Fabronius in einer langen, talarähnlichen schwarzen Sammetschaube sich dennoch zu imposanter Stattlichkeit aufhob und sein Begleiter in scharlachfarbigem Rock, bestickter weißseidener Weste, tadellos blinkenden Knie- und Escarpinsschnallen weltmännische Eleganz zur Schau stellte, trug der eben Herangekommene von dieser nicht das Geringste an sich. Sein Anzug ähnelte fast dem eines Handwerkers, die Hosenenden steckten in hoch aufreichenden Schaftstiefeln, deren Ueberkrustung man ein Umherwandern

auf staubigem und naßbrüchigem Boden ansah; seine Linke hielt ein kleines Bündel ersten Pflanzenwuchses, Gräser, Kräuter und Schachtelhalme. Unter dem Gelehrtenstande völlig unbräuchlicher Weise zeigte sein ziemlich eckiges Gesicht sich nicht rasirt, sondern ließ einen graugemischten Vollbart, sogar ungekürzt, frei wachsen; auf den ersten Anblick erregte es den Eindruck, beinah ganz aus den beiden, ungemein hellen Augensternen zu bestehen. Herr Günther Schellhorn war's, als außerordentlicher Professor der Botanik, Zoologie, Mineralogie, Physik, Anatomie und Chirurgie gleichfalls eine ausgiebige Anzahl von Lehrämtern vereinigend. Doch solche von niedrig zu schätzender Bedeutung, wie es sich aus der Art der Erwiderung seines Grußes von Seiten der beiden Vertreter der hohen Geisteswissenschaften kennzeichnete. Am Körpermaß und an Rangstufe in der Gelehrtenwelt befand er sich ihnen gleicherweise untergeordnet, und es sprach sich eine leutselige Courtoisie darin aus, daß der ordentliche Professor der Weltweisheit, Herr Nicodemus Wasmuth, ihn mit einer scheinbar gleichstellenden Anrede auszeichnete. Denn er versetzte:

„Die Anschauung Ihrer linken Hand, Herr Collega, giebt zu erkennen, daß Sie sich bereits Ihrer vorwaltenden Lieblingsbeschäftigung mit denen niedriggearteten Erzeugnissen des Erdbodens befleißigt haben,

deren Unterscheidung nach wiederkehrenden Merkmalen für die der Heilkunde Beflissenen, wie ich glaube, so zu sagen auch einen Lehrgegenstand an unserer Universität ausmacht. Ich gewahre unter den von Ihnen eingesammelten Gewächsen eines, das durch seinen mir bisher unbekannt verbliebenen Habitus meine Aufmerksamkeit auf sich zieht und durch eine gewisse Vornehmheit seiner Erscheinung sich wohl als etwas von der Natur höher Veranlagtes aus dem Haufen der gemeinen Kräuter hervorhebt."

Er deutete auf den eigenthümlich und zierlich gegliederten Schachtelhalm und Günther Schellhorn entgegnete: „Ja, es ist eine gute Gesellschaft, Herr Collega, man kommt nicht leicht dazu, sich in besserer aufzuhalten. Das da ist freilich die einzig schlechte darunter, indeß dieser botanische Irrthum bei Ihnen ein wohlbegreiflicher. Denn der Werth hängt nicht von etwaiger Eleganz des äußerlichen Aussehens ab, das vielmehr häufiger nur dazu dient, unkundige Augen bezüglich der wirklichen Beschaffenheit zu verblenden. So stellt auch dieser Schachtelhalm lediglich ein hochstengelig aufgeblähtes, vollkommen nutzloses, für seine Umgebung nur schädliches Unkraut dar, von dem sich schwer begreifen ließe, zu welchem Zweck es von der Natur gebildet worden, wenn man bei ihren Schöpfungen eine vorbedachte Vernunft und Ausflüsse

der Weisheit präsumirte. Unsere Landbevölkerung heißt ihn deshalb ‚Duwock‘, weil er aus einem tauben, das will besagen, unfruchtbaren Ackerboden entspringt.“

„So, so,“ antwortete der ordentliche Professor der Weltweisheit und Vernunftlehre; „es haben gewichtigere studia und quaestiones beständig im Uebermaß die Fähigkeit meines Geistes in Anspruch genommen, so daß ich nicht die Mühe zu erübrigen vermocht, mich mit derlei Produkten des natürlichen Werdeganges der unbeseelten materia zu befassen —“

Die Lippen des ordentlichen Professors der Gottesgelahrtheit hatten sich zu einer leicht schmunzelnden Regung zusammengezogen, und seine wasserblauen Augen verweilten mit einer wohlwollenden Antheilnahme auf dem einer niedrigeren Classe angehörigen außerordentlichen Amtsgenossen. Jetzt betheiligte er sich, da Herr Nicodemus Wasmuth sich, anhaltend, erst auf eine passende Fortsetzung seiner Antwort zu besinnen schien, an dem Gespräch, indem er, gegen den Letzteren gewendet, einmischte:

„Es charakterisirt, hochgeschätzter Herr Collega, das von Ihnen in Anwendung gebrachte Epitheton der Seelenlosigkeit gewißlich in zutreffendster Weise das soeben in Rede gezogene Object, doch erweist sich auch dieses, wie mich bedünken will, trotz seiner Gering-

fügigkeit nicht als ungeeignet zur Anknüpfung lehrreicher und congruenter Bemerkungen, wie wir sie augenblicklich aus dem wohl sachverständig zu benennenden Munde des Herrn Collega vernommen haben. Mir wird aber dadurch in Erinnerung gerufen, daß ich bereits einmal auf den Gedanken verfallen, die Gelegenheit einer erwünschten Begegnung mit Ihnen, lieber Herr Collega, für die Fragestellung zu benutzen, ob Sie bei Ihrer anatomischen Durchforschung der verschiedenartigen Organe des menschlichen Körpers nicht ein solches vorgefunden haben, das Ihnen eine Mutmaßung geweckt, es diene für unsere unsterbliche Seele zu ihrem Wohnsitze in der irdischen Zeitlichkeit."

Diese Frage des ordentlichen Professors der Theologie hatte der Anrede sogar das ehrende Beiwort ‚lieber' hinzugesellt, und der so ungewöhnlich ausgezeichnete Inhaber anatomischer Erfahrungen beeilte sich, in einem, geziemende Hochachtung und Dankbarkeit kundgebenden Tone zu erwidern: „Gewiß, Herr Collega, habe ich mich auch mit der Anstellung einer solchen Conjectur befaßt und bin zu dem Resultate gelangt, daß höchst wahrscheinlich jenes von Ihnen in Frage gezogene Organ in der Milz zu suchen sein wird."

Eine Entgegnung war's, die den Zügen des

Herrn Barthold Fabronius zu einem unverhohlenen Ausdruck des Erstaunens Anlaß gab. Er wiederholte: „In der Milz — was vermag eine derartige Vermuthung bei Ihnen zu erwecken, Herr Collega? Ich bin nicht des näheren über die Lage und Beschaffenheit des von Ihnen genannten Körpertheiles unterrichtet, allein ich möchte mich der Annahme hingeben, daß Ihre Replik das Unvermögen der anatomischen Erkenntniß nur in die Form eines Scherzwortes eingekleidet habe, denn wenigstens halte ich mich überzeugt, daß meine Seele sich an einem geeigneteren und vornehmeren Aufenthaltsorte befindet."

Günther Schellhorn versetzte indeß: „Durchaus nicht, Herr Collega, einen derartigen Spaß würde ich mir in einer so hochgewichtigen Frage sicherlich nicht erlauben. Aber wir treffen in der Milz das einzige für die leiblichen Functionen überflüssige Organ an, es erweist sich als völlig unnöthig und giebt durch sein körperlich zweckloses Vorhandensein mithin wohl zu der von mir aufgestellten Hypothese begründeten Anlaß. Da jedoch die Natur bei ihren Einrichtungen keinen Ausnahmewünschen Gehör leiht, läßt sich wissenschaftlich keine Exception rechtfertigen, lieber Herr Collega, daß sie für Ihre Seele einen anderen Wohnsitz ausersehen habe."

Um die Frühlings-Aequinoctialzeit war's, die

erfahrungsgemäß leicht eine Reizbarkeit der Athmungsorgane mit sich brachte, und trotz der heute herrschenden großen Sonnenwärme wurden gleichzeitig Herr Barthold Fabronius und der ordentliche Professor der Weltweisheit und Vernunftlehre, Herr Nicodemus Wasmuth, von einem kleinen, an der Sprechfähigkeit behindernden Hustenanfall überkommen. Der letztere indeß befand sich in der vortheilhafteren Lage, diesen Halsreiz schneller überwinden zu können, so daß er in stand gesetzt ward, zu der Aeußerung zu gelangen: „Es bereichert in der That ein Zusammentreffen mit Ihnen durch lehrreiche und congruente Bemerkungen aus Ihrem wohl sachverständig zu benennenden Munde, hochgeschätzter Herr Collega —“

Nach dem Klange der letzteren Anrede schienen die Worte sich an den ordentlichen Professor der Gottesgelahrtheit zu richten, der Sprecher blickte jedoch bei ihnen Günther Schellhorn an und beließ dadurch nicht Zweifel, wohlgefällige Anerkennung veranlasse ihn, augenblicklich diesem das höhere, coordinirende Prädicat zuzuertheilen. Aber der außerordentliche College ward einer weiteren Andauer dieser ehrenvollen Gleichstellung nicht theilhaftig, sondern ging ihrer durch etwas dazwischen Gerathendes verlustig. Denn durch das Schuhmacherthor, in dessen Nähe die nachmittägige Begegnung stattgefunden, tauchten gegen-

wärtig zwei Wagen hervor, deren reichbetreßte Kutscher und auf dem Hinterbrett stehende Lakaien sie als vom Schloß herkommende Equipagen kundthaten. Den philosophischen Gang quer überrollend, hielten sie am Hafenrand an, und es ward ersichtlich, daß ihr Vorfahren mit dem Herannahen des teppichgeschmückten Schooners in einem Zusammenhange stand.

Dieser näherte sich nunmehr dem Landungsplatz, so daß eine Anzahl von Gestalten auf dem Hinterdeck unterscheidbar wurde. Eine kleine, aus mehreren Herren und Damen bestehende Gruppe verhielt sich abgesondert von seitwärts harrender Dienerschaft und übermusterte mit den Blicken die Stadt. Nach dem Ausdruck aller Züge befanden sie sich in sehr heiterer Stimmung, aus ihrer Mitte erklang eine Stimme: „Ah, nous voilà à Kiel, petit lieu il paraît, sans beaucoup de charme.“ Jemand erwiderte darauf: „Néanmoins soyons tranquilles, qu'il nous fera le cadeau d'un soir charmant.“

Der schlankgewachsene, doch offenbar noch sehr jugendliche Sprecher begleitete seine Worte mit galanter Kopfneigung gegen eine neben ihm stehende, äußerst modisch-elegant gekleidete ältere Dame, die einen mit Watteau'schen Schäferscenen bemalten Fächer ein wenig, wie abwehrend, vorbewegte und lächelnd zurückgab: „Est-ce que vous avez pour but,

monseigneur, de vous moquer de votre amie maternelle?“ Zugleich indeß ertönte halblaut aus andrem Munde: „Ah, un mot d'esprit bien charmant, qu'il convient, d'être tranquille à Kiel.“ Und ein mehrfaches Gemurmel pflichtete der Bewunderung des vernommenen Wortspiels bei.

Vom anlegenden Schiff ward jetzt auf dem Uferdamm ein Brückensteg geschoben, über den die Passagiere an's Land schritten. Die Lakaien sprangen mit entblößten Köpfen von den Trittbrettern der Schloßwagen, um die Kutschenschläge aufzureißen; graciös einsteigend, nahmen die Damen im Fond Platz, die Herren setzten sich ihnen gegenüber, und nach wenig Augenblicken rollten die Equipagen durch das Schuhmacherthor zurück. Vom Vorderdeck ward durch Matrosen unter Aufsicht der fremden, vornehm lässig dreinblickenden Diener eine außerordentliche Anzahl großer Reisekoffer zum Land herübergeschafft, während phlegmatisch ein halbes Dutzend herangeschlingerter heimischer Bootsleute dem Getriebe zusah. Gleichgültig kam Einem neben dem rauchenden Kalkpfeifenstummel zwischen den Zähnen heraus: „Wat weer'n dat nu vör Papageis?“ und eine Antwort meinte: „Dat schüllt wull Franzmänner vun de feine Sort sin.“ Das verhalf auch den andern zu einer kurzen Mundlösung: „De Schuner is en Dän' un kümmt

vun de Inseln.“ — „Ick kenn em, ut Kuppenhagen is he.“ — „Denn sünd se wul dör't Katt'gat vun't Enggelland herümmerkamen.“ — „Wovun hefft de up't Slott dat vorut wußt?“ — „Se hefft wull vun Christianspriis mit de Armstang Teken gewen.“ — „Dat mutt jo wat sin, awer wat wüllt se denn hier?“ — „Wo as se tohus sünd, warrd se dat wul en beten wat to hitt, heff ick hört.“

Am linksseitigen Ausgang des Kieler Hafens lag eine kleine Festung, die eigenthümlicher Weise ihren Namen nach denen der dänischen Könige wechselte, bald Frederiksort, bald Christianspriis hieß. Gegenwärtig führte sie die letztere Benennung nach dem zur Zeit regierenden König Christian dem Siebenten, und ein windmühlenähnlicher Zeichenträger gab von dort durch verschiedene Stellung seiner Seitenflügel Nachricht über Namen und Herkunft der in den Hafen einlaufenden Fahrzeuge. Offenbar war man so im Schloß von den ungewöhnlichen Passagieren des Schooners unterrichtet gewesen.

Der Ausschiffung der letzteren hatten die beiden ordentlichen Professoren der Christiana Albertina, sowie der außerordentliche Günther Schellhorn als Augenzeugen beigewohnt, doch immerhin aus einer Entfernung, welche die Sprache der reisenden Ankömmlinge nicht mehr zum Vernehmen gebracht, so

daß ihnen kein klares Verständniß des jedenfalls außergewöhnlichen Ereignisses aufgegangen war. Nach einem solchen trugen jedoch merklich ebenso der Vertreter der ewigen Erkenntniß, wie derjenige der irdisch-zeitlichen Begehr, und ein erfreulicher Zufall begünstigte jetzt den ersteren, diesem Wissensdrange etwas zur Genüge verhelfen zu können. Mit dem Schiff waren gleichfalls die schlittschuhlaufenden Studenten neubegierig dicht an den Uferrand herangekommen, unter denen der Umblick des Herrn Berthold Fabronius seinen Hausgenossen und Neffen, den jungen Studiosus der Theologie Folkrad Morhoff entdeckte und durch Namensanruf zu sich heraufbeschied.

Ein frühzeitig doppelt verwaister Sohn der verstorbenen Schwester des Professors war's, seit bald einem Decennium im Hause des letzteren auferzogen. Nun stand er im zwanzigsten Lebensjahr, sah mit sehr einnehmend gebildeten Zügen an, doch erschien nach der blassen Gesichtsfarbe durch ein zu rasches Aufschießen seiner hohen Gestalt wohl etwas aus der Kraft gewachsen; der Hausarzt hatte ihm deshalb möglichst vieles Aufhalten und Bewegung in freier Luft vorgeschrieben, so betheiligte er sich auch nach Geheiß täglich an dem neuen Jugendbetrieb des Schlittschuhlaufs. Doch erregte er den Eindruck, zu keinem der Commilitonen um ihn her in einem näher

befreundeten Verhältniß zu stehn, denn während sie zumeist zu zweien, sich an der Hand haltend, über die spiegelblanke Fläche hingeglitten waren, hatte er sich stets vereinzelt und seitab am Außenrande der übrigen Läufer bewegt.

Sonst zeigte er sich, in der Tracht und äußeren Erscheinung, ihnen gleich, wies darin die Kennzeichen eines Studenten aus gutem bürgerlichen Hause auf; auch den kleinen Galanteriedegen, den die Ueberlieferung von Jahrhunderten noch als unerläßlich für den ‚akademischen Bürger‘ ansehen ließ, trug er an der Seite. Sein sauberer, vor der Brust umgeschlagener Rock, über den ein kurzer, leichtgefältelter Mantelkragen herabhing, saß in schicklichster Ordnung, wie das aus der marmorartig glatten Stirn zurückgestrichene, festauftoupirte, weißgepuderte Haupthaar; ein bandumflochtener Haarbeutel fiel auf den Rücken, und über die Ohren wellte sich eine Doppelreihe krausgetollter Locken bis zum Kragen nieder. Das Ganze nahm sich zierlich und doch durch die Haarfarbe des höchsten Greisenalters in einem Widerspruch zu dem jungen Gesicht stehend aus; allerdings kannte die Zeit es bei den Angehörigen der oberen Stände nicht anders, auch den ‚etwas auf sich haltenden‘ Handlungsgehülfen der größeren Kaufmannshäuser galt die nämliche Frisur als ein Haupterfordernis anständigen Auf-

tretens. Nur in den unteren Bürgerclassen, von den Söhnen der Gewerksleute ward das Haar in seiner natürlichen Freiheit und Farbe getragen und dadurch ein Vergleich mit der vornehmen Modetracht ermöglicht, der indeß kaum irgendwo eine Empfindung ihrer steifen Unnatur wachrief. Leiblich und geistig war besonders in der Lebensführung des Gelehrtenstandes alles in pedantische Formen gezwängt und verschnörkelt; Kleidung, Gehaben und Ausdrucksweise, wie diejenigen Günther Schellhorns stellten ein bedauerliches, zum Glück nur ganz vereinzeltes Zeugniß des Mangels an wirklicher Bildung aus.

Folkrad Morhoff legte jetzt an einer zum gefrorenen Wasser niederführenden Treppe eilig seine Eisschuhe ab und kam, dem Anruf Folge leistend, herauf. Seine Züge gewannen bei der Annäherung noch mehr, vollfreudige jugendliche Farbenfrische ging ihnen wohl ab, aber sie vereinigten sich zu einem feinen, schönen Jünglingsantlitz, das fast ein wenig Mädchenhaftes besaß und dem Blick zunächst den Eindruck von etwas außerordentlich Reinem in noch andrem, als dem physischen Sinn erregte.

Aus einiger Entfernung schon entblößte er den Kopf durch Abnahme des Baretts, verneigte sich, herantretend, ehrerbietig vor seinem Oheim und Herrn Nicodemus Wasmuth, ward danach erst des von der gewichtigen

Leibesbreite des ersteren halbverdeckten Professors Schellhorn ansichtig und wiederholte, trotz dem nur außerordentlichen Universitätsgrade des letzteren, auch vor diesem seine Respectsbezeugung mit einem, bei dem Angehörigen der theologischen Facultät unerwartet beflissenen, fast auffallenden Antrieb.

Sein Onkel zog jetzt Erkundigung bei ihm ein, ob er drunten etwas in Erfahrung gebracht habe, wer die eben angelandeten Schiffspassagiere seien, doch der Befragte vermochte nur zu entgegnen: „Darüber bin ich leider außer stande, meinem hochverehrten Herrn Oheim weitere Auskunft zu geben, als daß sie mir nach etlichen halbvernommenen Worten der von ihnen geführten Conversation der französischen Nation anzugehören erschienen."

Herr Barthold Fabronius hatte nicht für geboten erachtet, seinen Neffen dem außerordentlichen Collegen vorzustellen, ward indeß jetzt durch eine Frage desselben: „Wer ist dieser junge Mann, Herr Collega?" gradeswegs an eine Nachholung seines Versäumnisses erinnert, und Günther Schellhorn erwiderte danach, den jungen Theologen in's Auge fassend: „Mich däucht, ich habe Sie im letzten Semester ein paarmal unter den Zuhörern meines zoologischen Collegiums gesehen." Etwas befangen und leicht erröthend, versetzte der Angesprochene: „Ver-

zeihen Herr Professor, daß ich mir ohne Erlaubniß die Freiheit herausnahm, in einigen freien Zwischenstunden als Hospitant in Dero Auditorium einzusprechen."

Darauf meinte der um Entschuldigung Gebetene mit einem leichten Spiel um den Mund: „Nun, ich habe keinen Schaden davon genommen und Sie hoffentlich auch nicht; wenn's Ihnen d'rum ist, nehmen Sie sich die Freiheit nur wieder, ein bischen Wissen von den Naturläuften nimmt einem zukünftigen Superintendenten oder Professor der Gottesgelahrtheit nichts von seiner Größe. Aber wenn Sie sich vor Schaden hüten wollen, junger Freund, so rathe ich Ihnen nach Ihrem Aussehn, nehmen Sie während der Ferien bei dem schönen Wetter Ihre Beine tüchtig in die Hand, laufen Sie sich einmal gehörig wegauf, wegab hungrig und müde, essen danach wie ein Drescher und schlafen wie ein Dachs. Probatum est; das giebt den richtigen Blutumlauf im Leib und auch im Kopf, alles Andere sind posteriora. Ich muß mich den Herren Collegen bestens empfehlen, denn meine Kräuter wollen zu trinken haben, das geht auch vor, und so hoffe ich auf eine baldige ebenso angenehme und ehrenvolle Wiederbegegnung."

Seinen abgegriffenen Hut lüftend, begab Günther Schellhorn sich durch's Schuhmacherthor in's Stadt-

innere, während die beiden ordentlichen Professoren umwendend auf dem philosophischen Weg zurückschritten. Herr Nicodemus Wasmuth äußerte: „Wir könnten, wenn es Ihrem Belieben derartig ansteht, hochgeschätzter Herr Collega, vielleicht bei der günstigen Witterung des heutigen Tages unseren gesundheitsfördersamen Spaziergang bis zum Abschluß der neuen Wasserallee ausdehnen, und es wird solche Fortsetzung des Promenirens uns nicht mit der weiteren Einathmung einer rusticalen Atmosphäre bedrohen, von der ich auf's äußerste bedauerlich empfinde, daß sie heute hier, nicht ohne Ihnen einige Belästigung zu verursachen, den philosophischen Weg erfüllt hat."

„Es berührt mich diese Aeußerung Ihres Mundes um so wohlthuender, hochgeschätzter Herr Collega," entgegnete darauf Herr Barthold Fabronius, „als ich von einer mir verursachten Belästigung nichts vermerkt, hingegen in lebhafter Weise mitgefühlt habe, daß Sie durch die in Erwähnung gezogene rusticale Atmosphäre von einer katarrhalischen Affection heimgesucht worden, zu deren Besserung, wie ich verhoffe, eine Weiterausdehnung unseres annehmlichen Wandelns bis zum Endpunkte der Wasserallee Ihnen ersprießlich verhelfen wird. Nach dem von uns Vernommenen zählt es mir im übrigen nicht zu dem Wohlbegreiflichen, daß der Sohn meiner in Zuversicht

ihrer seligen Auferstehung abgeschiedenen Schwester sich einer derartigen Ueberwindung des natürlichen Widerstrebens zu befleißigen vermocht hat, daß er zu wiederholten Malen in dem sogenannten Collegio —“

Der Sprecher wandte den Kopf nach seinem Neffen um, muthmaßlich um diesen selbst weiter hinsichtlich seiner erstaunlichen Ueberwindungskraft zu befragen. Doch vollzog er diese Umdrehung vergeblich, denn Folkrad Morhoff hatte seine jugendliche Persönlichkeit nicht für befugt erachtet, sich der Promenadefortsetzung der beiden Koryphäen der Christiana Albertina anzuschließen, sondern war nach einem unbemerkt gebliebenen, ehrerbietigen Verabschiedungscompliment hinter ihrem Rücken ebenfalls durch das Thor in die Stadt eingebogen.

Hier ging er die Schuhmacherstraße bis zur Nicolaikirche hinauf, was sich freilich nicht ohne einige Fährlichkeit bewerkstelligen ließ, da der Weg ausnehmend an den über einen Gletscherrücken hinführenden erinnerte. Was seit Monaten aus den Häusern zur Rechten und Linken nach dem Abfluß durch die Gossenrinne in der Straßenmitte gesucht, hatte sich beständig zum großen Theil in Eis verwandelt, nachrückende Ergüsse anstauend, so daß sie in die Zwangslage versetzt wurden, sich als neue gefrorene Massen darüber aufzubuckeln und herüber und

hinüber gleichmäßig sich der ganzen Gassenbreite, oder vielmehr ungleichmäßig in Gestalt von Berg und Thal, zu bemächtigen. Jetzt hatte die warme Sonne an der Oberfläche gelockert, zerschmolzen und zerschartet; Geriesel trachtete den Einsenkungen zu, bildete kleine Tümpel, der Fuß glitschte auf den schlüpfrigen Hängen, und gebunden gewesene Gerüche von Abfällen befreiten sich, die Luft mit Düften nicht eben frühlingisch anmuthender Art zu erfüllen.

Doch zeichnete sich die Schuhmacherstraße dadurch nicht in besonderer Weise aus, alle übrigen wetteiferten mehr oder minder erfolgreich mit ihr, nicht grade zum Wohlgefallen des ehrsamen Magistrats, wie der oftmals beim Ueberklettern und -Gleiten der zerborstenen Gletscher hülflos innehaltenden Passanten. Aber die von beiden repräsentirte Zeit sah diesen öffentlichen Zustand als eine unabänderliche Winterfatalität an, die mit der Verheißung tröstete, der Weiterschritt des Frühjahrs werde sie allmählich hinwegräumen. Und wenn auch die löbliche Polizeibehörde sonst zur sicheren Aufrechterhaltung der allgemeinen Wohlfahrt und Ordnung eilig beflissen war, einem eigenmächtigen Handeln des beschränkten Unterthanenverstandes sorglich Zaum und Zügel anzulegen, so überließ sie doch bereitwillig jedem Einzelnen, sich vor Arm- und Beinbrüchen in Acht zu nehmen, und verwehrte gleichfalls

den in den Straßen gehenden, mit feinerem Geruch-
sinn begabten Damen nicht, sich an den übelsten
Stellen zeitweise die Nase vermittelst eines zierlich be-
stickten Battisttüchleins zu verschließen.

Folkrad Morhoff war von früher Kindheit auf
an diese winterliche Straßenbeschaffenheit gewöhnt, sie
lag als etwas Selbstverständliches, weder mit dem
Blick noch dem Gedanken Aufgefaßtes um ihn und
vor ihm. So that's wohl der ungewöhnlich helle
und freudige Märzsonnenglanz mit dem reinleuchtenden
Himmelsblau, daß ihm heute der Gegensatz zwischen
diesem und dem Schmutz unter den Füßen zum Be-
wußtwerden kam und ihn mit der Empfindung von
etwas Widerwärtigem anrührte. Sie rief sogar in
seinem Kopf einen kurzen Gedankenvorgang hervor, ob
denn das Häßliche auf der Erde unvermeidbar und
vom Willen der Vorsehung bestimmt sei, oder sich
durch menschliche Vorbeugungsthätigkeit abstellen ließe.
Das erschien, was die Straßen anging, nicht im Bereich
der Möglichkeit, denn sonst würde die Bedachtnahme
der Obrigkeit Maßregeln dagegen ergreifen, und gleich-
artig verhielt es sich wohl mit Allem, was einmal
die irdischen Bedingungen als Nöthigung auferlegten.
Ueberall standen dem Willen und der Neigung des
Menschen Schranken gesetzt, in die er schon hinein-
geboren ward; er wählte sich nicht frei den Gang

seines Lebens, sondern schritt auf einem, ihm von den Vätern her vorbestimmten. Ein Abweichen davon fiel nicht denkbar und um so weniger, als die Vorstellung sich so fest mit ihm verbunden, daß er ihr aus eigener Wahl eingeschlagen erschien.

Wie's zu gehen vermag, hatte der vom Anblick der Straße aufgeweckte Gedanke sich unwillkürlich im Kopf des Jünglings fortgesponnen, vom Besonderen zum Allgemeinen erweitert, ohne daß dieser sich einer Beziehung oder eines dazu veranlassenden Grundes bewußt war. Die gelehrte Bildung erheischte von dem Studenten der Theologie auch den Besuch eines philosophischen Collegiums, aus diesem rührte vermuthlich der Antrieb zu den augenblicklichen Conclusionen des auf dem Heimweg Begriffenen her; die Philosophie bildete eine Hülfswissenschaft, gleichsam eine irdische Schwester der Theologie, und der Studiengang der letzteren schrieb auch eine Beschäftigung mit jener vor. So hatte die Frühlingssonne einen Anstoß zu dieser Weiterthätigkeit des Denkvermögens auf dem Gebiet der logischen Disciplin gegeben.

Eine niedrige Einfassungsmauer trennte jetzt zur Rechten die Schuhmacherstraße von dem um die Nicolaikirche gelagerten Kirchhof ab. Von fernen Tagen des Mittelalters her hatte man ebenso wie auf den Dörfern auch inmitten der Stadt die aus

dem Leben Abgeschiedenen noch rund um die Kirche fortbeerdigt, doch auch darin gab sich ein neues Zeittrachten kund, daß die geistliche und weltliche Behörde in sonst nicht allzuhäufiger Sinneseinmüthigkeit mit dem Plan umgingen, die Begräbnißstätte nach Süden vor das Thor hinaus zu verlegen. Gegenwärtig indeß ragten noch dicht gesellt Kreuze und Steindenkmäler von dem Platze auf, über den Folkrad der Reihe der quer die Kirche vom Markt abgrenzenden, ‚persianischen‘ Häuser zuschritt. Diese durchbrach in der Mitte ein schmaler Thorbogen, von dessen Rundung, dem Kirchhof zu, eine alte, in graue Steinplatte eingegrabene Inschrift niedersah. Sie bestand aus schwer zu entziffernden Minuskeln, dazu fiel gewöhnlich dunkler Schattenwurf der Kirche auf sie, so daß der junge Student seit Kinderzeit wohl manch hundert Mal unter ihr hingegangen war, ohne sie zu beachten oder wenigstens ohne den aussichtslosen Versuch ihrer Enträthselung zu machen. Heut' indeß überhellte irgend ein Rückglanzlicht den Stein so klar, daß der Jüngling beim Aufblick unwillkürlich anhielt, um die Schrift zu lesen, und auch die Worte ihrer verschnörkelten Buchstaben herausbrachte:

‚Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.‘

Ein Psalmspruch war's, den der angehende junge Theologe natürlich kannte, aber gedruckt auf dem Bibelblatt zwischen denen vor und nach ihm nahm er sich anders aus. So sonderbar sah er hier allein von dem grauen Gemäuer auf die Kirchhofsgrabmäler herunter, über die da und dort noch ein versprengter Lichtfunke der Frühlingssonne hinirrte; daneben stieg düster in kaltem Schatten die hohe Backsteinwand der Kirche empor. Kurz rührte Folkrad ein Gefühl an, als bewege sich der Schatten auf ihn zu und gleite ihm kühl-frostig über den Rücken nieder; unbewußt setzte er rasch den Fuß vor, trat durch das enge Bogenthor der persianischen Häuser auf den weit-offenen Marktplatz hinaus. Der bot ein freundliches Bild; Lindenbäume, wenn auch mit noch kahlem Gezweig, umgaben ihn zumeist unter den aufgetreppten Hausgiebeln, nur das galgenartige Gerüst des ‚Kaack', der noch erhaltenen mittelalterlichen Richt- und Prangerstatt, hob sich unheimlich aus der sonst leeren Bodenfläche in die Luft. Auch an ihm kam der junge Student fast täglich achtlos vorüber, doch heute blickte das halbverwitterte Gestell ihn eigenartig an, als wollte es etwas sagen, und ihm wiederholte sich dabei nochmals das wunderliche Ueberlaufenwerden des Rückens.

Den Kopf abkehrend, ging er nun schnell der

Schmiedestraße zu, in deren Mitte ungefähr das Haus seines Oheims lag. Ein wenig ansehnliches, nur einstöckiges Gebäude, ließ es von außen nicht auf die Wohnstatt einer weitberufenen Koryphäe der obersten Wissenschaft schließen, doch auch im Innern verbesserte es diesen Eindruck nicht. Von der beinah lichtlosen, dumpfen und engen Flurdiele führte eine ebenso dunkle, schmal bedrückende Treppe über ausgeschürfte Holzstufen zum oberen Stockwerk hinan, wo ein niedriger Gang kleine Thüren nach einigen Stuben öffnete; die Luft darin beengte für den aus dem Freien Kommenden die Athmung. Die ebenso niedrigen Wohnräume, von zum Theil schiefen Wänden umschlossen, waren mit wurmstichig-altem Hausrath dürftig und unbehaglich ausgestattet, der bleigrau angestrichene, abgetretene Fußboden zog sich in schräger Absenkung nach dieser oder jener Seite hinunter; überall gebrach's an Luft und Licht, einem die Sinne anmuthenden Eindruck von noch so bescheidener Freudigkeit und Schönheit. Doch die Bewohner empfanden keinen Mangel darin, ihre Augen waren nicht anders gewöhnt und ihr Lebensbedürfnis ging nicht weiter. In ähnlichen Behausungen verbrachte die Mehrzahl der Professoren, auch weitberühmter, ihre Tage, wenn sie nicht durch Vermögensbesitz besser gestellt waren. Indeß auch Wohlhabende schickten sich ohne

Entbehrung in solche Engniß der leiblichen Lebensführung; genügsam achtete die Gelehrtenwelt äußere Annehmlichkeiten gering, nur das Geistige, die Aufreihung einer umfangreichen Bibliothek an den Wänden des Studirgemaches stand in Werthschätzung und bildete eine unerläßliche, den wissenschaftlichen Rang des Inhabers bewährende Ausstattung.

Der Professor der Theologie Barthold Fabronius gehörte zu den lediglich auf ihren Gehaltbezug und Collegiengelder angewiesenen Universitätslehrern, so daß die räumliche Einschränkung ihm als Nöthigung auflag. Sein Schwestersohn Folkrad Morhoff dagegen hätte es wohl vermocht, sich nicht in so kärgliche Verhältnisse einzuzwängen, denn sein Vater hatte ihm eine nicht unerhebliche Erbschaft hinterlassen. Doch im Hause und unter der Erziehung seines Oheims aufgewachsen, war ihm nie der Gedanke daran gekommen, daß er Mittel besitze, sich das Dasein genußreicher zu gestalten. Er vermochte sich keine andere Umgebung und keine Veränderung als möglich zu denken, wäre vor einer ihm auftauchenden derartigen Vorstellung im Innersten erschreckend zurückgewichen. Ihm fehlte jeder selbständige Antrieb zu einem Wollen und Wünschen über die Wände dieses Hauses hinaus, das seine Welt umschloß; das Erlernen, die tägliche zufriedenstellende Bewältigung seiner

Schulaufgaben hatte bis zum Abgang vom Gymnasium sein einziges Trachten ausgemacht, und als Fortsetzung davon bildete seit einem Jahre der Weiterschritt auf der Bahn seines künftigen Berufes den Zweck und Inhalt seiner Tage.

Der heimgekehrte junge Student schritt nun den Gang im oberen Stockwerk bis an's Ende entlang, wo er in seine Stube eintrat. Ein kleines Gemach war's, vom Bett, Tisch und ein paar Stühlen beinah ausgefüllt, das Fenster mit schmalen, zum Theil blindangelaufenen Scheiben sah nach rückwärts auf einen verwahrlosten Hofplatz, dessen rechte Seite ein vorgebauter Holzschuppen, als Tischlerwerkstatt dienend, einnahm. Kurz warf er, am Fenster stehend, einen Blick durch dies hinaus, dann setzte er sich, nahm ein aufgeschlagen liegendes theologisches Buch zur Hand und begann darin zu lesen; draußen fing zugleich die Säge des Tischlers an, mit einem schrillen Ton ein Brett zu durchschneiden.

Ein andres, ebenfalls leicht kreischendes Geräusch klang drein und ließ den Lesenden aufsehen; es rührte von den Angeln der sich öffnenden Stubenthür her, durch die eine weibliche Gestalt hereinkam, lang und sehr schmalwüchsig in die Höh geschossen; den Scheitel überdeckte straff zurückgekämmtes hell flachsfarbiges, dickes Haar, auch die im Gegensatz dazu sehr spär-

lichen Brauen boten die gleiche Färbung, darunter erregten die äußerst blaßblauen Augen einen matten, wässerigen Eindruck. Dem Professor Fabronius verlieh die dunkle Allongenperücke auf den ersten Blick eine völlig andre Erscheinung, allein bei genauerer Anschauung ließ die Aehnlichkeit der Gesichtsbildung das Mädchen zweifellos als seine Tochter erkennen. Um drei Jahre älter als ihr Vetter Folkrad, führte sie, seitdem ihre Mutter schon vor mehreren Jahren die zeitliche Welt gesegnet hatte, die Hauswirthschaft; von der Taufhandlung her trug sie den Namen Dorothea, doch ward von kleinauf landesüblich Dörthe genannt. Jetzt am Nachmittag lagen ihr keine häuslichen Pflichten ob, so daß sie, wie gewöhnlich, mit ihrem Stickrahmen und farbigen Wollknäueln kam, um Folkrad eine Zeitlang Gesellschaft zu leisten. Sie hatte ihn heimkehren hören und sagte eintretend: „Du bist heute nicht lange Schlittschuh gelaufen, der Arzt meinte neulich, es wäre gut für Dich, wenn Du bis zum Dunkelwerden auf dem Eis bliebest. Die Gesundheit ist eine Hauptsache im Leben.“

Sie setzte sich ihm gegenüber, spannte den Stickrahmen zwischen ihre möglichst weit auseinander gebuchteten Kniee ein und hub an, mit der Nadel nach einer Vorzeichnung auf dem Stramin den Faden durch die Oeffnungen zu ziehn. Eine leichte Miß-

billigung hatte in ihren Worten gelegen, auf die der Angesprochene erwiderte: „Es kam durch Zufall, und ich dachte auch, die Tageshelle noch für das Pensum zu benutzen, das ich mir in den Ferien vorgenommen."

Seine Cousine nickte: „Das ist ja allerdings auch nothwendig, denn nach dem Examen vergeht doch immer noch eine Zeit, ehe ein Candidat eine Stelle bekommt, auf die er sich verheirathen kann, wenn mein Vater sie Dir auch schneller als Anderen zu verschaffen im Stande ist. Findest Du, daß es gut wird?"

Sie hielt ihm die Stickerei hin, die auf himmelblauem Grund ein weißes Lamm mit einer rothen Kreuzfahne halb fertig gestellt hatte. Folkrad richtete die Augen drauf und antwortete: „Was Du machst, ist ja alles gut. Wozu willst Du die Stickarbeit benutzen?"

„Ich denke, als Wandschmuck künftig über dem Sopha in der Wohnstube, das nimmt sich in einem Pastorenhaus am passendsten aus. Hier kommt noch mit Gelb ein Bibelspruch drunter."

„So — ja, der gehört wohl noch dazu." Der junge Student erwiderte es, doch drehte gleichzeitig den Kopf etwas vom Fenster ab und fügte hinterdrein: „Empfindest Du nicht auch, daß die

Säge des Tischlers heut' einen schärferen Ton giebt, als sonst?"

Dörthe schüttelte den Kopf. „Ich höre sie garnicht, bin wohl so daran gewöhnt. Das müßtest Du doch noch mehr sein."

Folgerichtig war's, da seine Stube der Werkstatt am nächsten lag, doch es traf nicht zu, wenigstens heute nicht. Das sonst wohl auch von ihm überhörte kreischende Geräusch verursachte seinem Ohr gegenwärtig fast ein Schmerzgefühl, mit dem sich noch ein andres verband. Wie zuvor bei dem Eisschmutz der Straße, empfand er auch jetzt einen Gegensatz zwischen dem sonnigen Frühlingshimmel draußen und der Dumpfluftigkeit in der Engniß des Hauses. Unwillkürlich die Hand ausstreckend, sagte er: „Mich bedünkt, es athmet sich schwer hier, ich will das Fenster ein bischen aufmachen."

„Das giebt Zug, der ist sehr schädlich für die Gesundheit."

„Nein, ich glaube, es kommt nur Wärme und bessere Luft herein."

Damit führte er seine Absicht doch aus; eine Eigenmächtigkeit war's, die er sich wohl zum erstenmal gegen eine Widerrede seiner Schwester herausnahm. Denn als solche betrachtete er sie, wie Geschwister waren sie miteinander aufgewachsen, doch

sollten sie es in Zukunft nicht bleiben, da von jeher bestimmt war, daß sie, sobald Folkrad eine Predigerstelle erhalte, ihr Zusammenleben als Ehegatten fortsetzen würden. Das hatte Herr Barthold Fabronius in seiner Vorsorge für beide als am richtigsten befunden, seiner Tochter dadurch einen mit eigenem Vermögen begabten Mann und seinem Neffen eine in der Haushaltsführung wohlangeleitete Frau zu sichern. Sie waren nicht miteinander verlobt, kein Brautpaar nach bräuchlicher Weise, weder vor der Welt, noch in ihrem Verhalten gegeneinander, doch sie wußten als gewiß, daß sie eines Tages in kommender Zeit zusammen zum Traualtar gehen würden. Das war selbstverständlich und brachte für Folkrad, wenn er einmal daran vorausdachte, keine Veränderung mit sich; ihm war manchmal gesagt worden, daß er mit Dörthe für seine Lebenszeit ‚gut aufgehoben‘ sei, und besser konnte er's natürlich auch nicht sein. Zwischen ihnen selbst kam nie anders die Rede darauf, als daß hin und wieder ein Anlaß die feststehende Thatsache berührte, ausschließlich nach einer praktisch-nützlichen Richtung hin. Im übrigen dachte Folkrad kaum je an seinen zukünftigen Ehestand, und wenn es zufällig geschah, machte er sich keine Vorstellung davon, verband keinen andern Begriff damit, als daß es bräuchlich für einen Pastoren sei, sich zu verheirathen.

Sogar eine kirchliche Vorschrift war's und ihm somit zwiefach vorgeschrieben, von seinem Beruf wie von seinem Oheim, und allerdings, wie er es selbst fühlte, zu seinem Besten. Denn wie hätte er, von hier anderswohin versetzt, ohne die Begleitung und häusliche Fürsorge seiner Schwester an fremdem Ort ein Leben führen sollen?

Durch das geöffnete Fenster zog in der That mit besserer Luft nur linde Wärme herein, Dörthe Fabronius empfand es und, keineswegs rechthaberisch, äußerte sie: „Ich glaubte, es wäre draußen kälter, so kann's nicht schaden."

Die Säge im Hof hatte zu kreischen aufgehört, und völlige Stille lag nach der Rückseite des Hauses hinaus; weiterhin zeigten einige kahle Baumspitzen, daß sich im Innern des Viertels zwischen der Schmiede- und der Dänischen Straße kleine Gärten befanden. Von dorther kam jetzt ein leiser, helltöniger Klang durch die Luft, der Folkrad den Blick nach der Richtung wenden ließ. Auf einem der Wipfel, den ein letzter Sonnenstrahl anröthete, zeichnete sich gegen den Himmel eine kleine dunkle Silhouette ab, und hinschauend sagte der junge Student: „Hörst Du's?"

Das Mädchen hob ein wenig den Kopf. „Was?"

„Das Singen."

„Nein, ich höre nichts."

„Es muß eine Sprehe sein — oder Staar heißt sie eigentlich.“ Und nach einem kurzen Innehalten fügte der Sprecher vor sich hin drein: „Sturnus vulgaris hat Linnäus ihn benannt.“

Das veranlaßte Dörthe zu der Aeußerung: „Davon verstehe ich nichts. Wie kommst Du dazu?“

„Ich gerieth neulich einmal zufällig in das zoologische Collegium von Professor Schellhorn, da redete er von den Staaren und zeigte ein ausgestopftes Exemplar, wie er sagte, im Hochzeitskleid.“

Der Zuhörerin kam ein halblachender Ton vom Mund. „Was soll das heißen? Halten die Sprehen Hochzeit und lassen sich vom Schneider dazu Kleider machen? Ich habe schon sagen hören, Professor Schellhorn soll etwas einfältig im Kopf sein.“

Einen Augenblick schwieg Folkrad, eh' er versetzte: „Ich traf ihn vorhin im philosophischen Gang mit Deinem Vater, und er meinte, es wäre nothwendig für mich, daß ich in den Ferien einige Tage lang eine weitere Excursion zu Fuß unternähme, um mir für das nächste Semester ausreichende Arbeitskraft im Vorrath einzusammeln.“

Ein bischen zaudernd ungewiß brachte er's heraus, das Mädchen indeß antwortete kopfnickend: „Ein blindes Huhn findet auch einmal ein Korn, und mit dem Rath kann Professor Schellhorn wohl recht

haben, der Arzt sagt's ja ungefähr ebenso. Gesundheit ist eine Hauptsache für alle Menschen und besonders für Einen, der gut durch sein Examen kommen will."

Dörthe Fabronius zog mit ihrer ziemlich magerknochigen Hand den weißen Wollfaden durch den Stramin dem Rücken des Lammes entlang fort, während die Wangen Folkrad Morhoffs sich mit einem leichtröthlichen Anhauch überflogen. Er sprach nicht mehr, sondern nahm das theologische Buch von dem Kamin wieder zur Hand. Doch zum Schein nur hielt er die Augen darauf niedergerichtet, war nicht mit den Gedanken dabei, denn sein Ohr spannte sich durch das offene Fenster nach dem leis aus der Ferne herklingenden Frühlingsgezwitscher des Staares hinüber.

II.

Am Nordrande der alten holsteinischen Landschaft Stormarn erhob sich zu beträchtlicher Höhe etwas sonst der niederdeutschen Ebene völlig Fremdes in die Luft. Nicht wie mannigfach anderswo ein mit Buchenwald bedeckter oder überackerter, allmählich ansteigender Hügelrücken, vielmehr ein mehrere hundert Fuß hoher, steilabfallender Felsen oder ein kleines vereinzeltes Gebirge. Fast rings umgab den Fuß des grauen Steinblockes ein Kranz von niedrigen, dörflichen Häusern, doch stellten diese trotz ihrer Unansehnlichkeit die mehr als ein halbes Jahrtausend alte Stadt Segeberg dar, die sich in ferner wendischer Vorzeit schon um ihren landschaftlich wie geognostisch seltsamen, marmorähnlichen Kalkberg angesiedelt hatte. Ueber ihre Entstehung ließ der erste Anblick kaum Zweifel; im ganzen Lande fand sich keine günstigere Stelle zur Anlage einer Schloßburg. Eine solche mußte die Kuppe ehemals auf sich getragen haben und unter dem Schutz des festen Gemäuers die Ortschaft erwachsen sein. Doch von der alten ‚Sigiburg' war

kein Trümmerrest erhalten geblieben; nachdem sie zuletzt im dreißigjährigen Kriege von schwedischen Truppen bis zu den Grundmauern zerstört worden, hatten die Bewohner Segebergs die Steinüberbleibsel nach und nach zum Aufbau von Scheunen und Ställen herabgeholt.

Ein letzter Märztag war's, und oben auf dem Kalkberg saß in Morgensonne und Wind Folkrad Morhoff. Von seiner, ihm zur Körperkräftigung anempfohlenen Fußwanderung hierhergebracht, hatte er drunten im Wirthskrug des Städtchens übernachtet und nach seinem, mit ungewohnt regem Appetit eingenommenen Frühstück den Felsen erstiegen. Eine unbekannte Anstrengung war's für ihn gewesen, und ebenso befand er sich zum erstenmal in seinem Leben in völlig fremder Umgebung, da er bisher noch niemals über die Nachbarschaft Kiels hinausgekommen. Wie er aus der Weite den verwundersamen Bergkegel gegen den Horizont ragend gesehen, war er auf's Gerathewohl darauf zugeschritten, manchmal quer über Felder und sandige Haidestrecken, denn die Beschaffenheit der schmalen Fahrwege ermöglichte das Vorwärtsgelangen kaum besser. Außer Landleuten hatte er unterwegs von Kiel bis hierher sieben Meilen weit Niemand angetroffen, die Zeit kannte derartige Wanderungen über Land nicht. Gebildete oder vermög-

liche Leute begaben sich zu Wagen oder Pferd an ein Ziel, doch gingen nicht zu Fuß; auch der akademischen Jugend kam dies nicht in den Sinn, und nur die ärztliche Vorschrift hatte Folkrad dazu veranlaßt.

Doch offenbar war in ihm etwas vorhanden, das ihn sein ungewohntes Thun nicht als beschwerliche Unannehmlichkeit empfinden ließ und besonders in dieser Morgenstunde nicht. Noch nie hatte er die Erdfläche so rundum weitausgedehnt unter sich liegen sehen, der Blick ging in endlose Fernen, nur nach Norden durch vielfache Bodenaufwölbungen sich näher begrenzend. Größere und kleinere Landseespiegel blinkten dazwischen in der Sonne auf, und Kirchturmspitzen sahen da und dort über den Hügelwellen vor. Ostwärts dagegen dehnte sich hinter flacherem Land breit und blau die Ostsee von der Neustädter Bucht in's Unendliche, und ein bischen mehr nach Süden stiegen in der Weite, nahgesellt, sieben mächtig ragende Türme gegen den Himmelsrand. Sie hatten etwas Gewaltiges, und in dem jungen Studenten regte sich ein Verlangen, zu wissen, was sie bedeuteten, doch seine Kenntniß reichte nicht aus, sich die Frage zu beantworten. Nicht allein den Eindruck gewaltiger Bauwerke verursachten sie, es kam auch etwas Geheimnisvolles von ihnen her, wie sie in der Ferne so reglos

und schattenhaft grau dastanden. Folkrad wußte nicht, warum, aber ihm ging bei dem Anblick das wunderliche Gefühl wieder über den Rücken, das er vor einigen Tagen beim Herausbringen der alten Inschrift über dem Thorbogen zwischen den persianischen Häusern empfunden.

Hinter ihm klirrte jetzt ein Fußtritt auf dem Steingrund, es kam noch Jemand mit einer kurzen dampfenden Pfeife im Mund heraufgestiegen, ein grauhaarig alter Handwerksmann von drunten schien's. Um sich herumblickend, blieb er stehn, nickte drauf einmal mit dem Kopf und sagte: „Ja, dat is schön hier uttokieken."

Folkrad war's willkommen, da er fragen konnte, was die sieben hohen Thürme seien. Der Alte zog die Pfeifenspitze aus den Zähnen und gab Antwort: „Dat sünd de Thorns vun Lübeck, dat weer mal wat Grotes. Nu is't vörbi domit, as dat uppe Welt geiht, awers de Steen staht noch upenann. Do günt is de Thorn vun Eutin un sitaf de vun Plön; den groten See kann man vör de Bargens un dat Holt nich sehn, blot dat Witte do, dat is dat Slot vun Altenkamp."

Den Sprecher schien's als eine Art Pflicht zu bedünken, dem Fremden gegenüber die Honneurs des Kalkberges zu machen, denn er fuhr nach einigen

Zügen aus der Pfeife noch weiter fort: „Dat hett allens sin Tid, hier uppen Barg, seggt se, stunn mal en olen Heidentempel, is nix mehr vun to sehn. Nasten is en Graf kamen und hett sick en grotet Slott henbu't, is ok nix mehr vun to sehn. Wi hefft ok uns' Tid, denn gifft dat vun us ok nix mehr. De Graf harr veel Lüd un mak sick unrechtsam wat to dohn mit de Fru vun een vun sin Ridders, Reven-klau schall sin Nam west sin. Do hett de mal in'n Wald en Jäger vun den Grafen uppaßt, em an en Bom fastbunnen un sin Tüg antrocken, dat se an't Slotthor glövt hefft, dat weer de Jäger, un so is he bi Sünnupstahn herinkamen, hett den groten Grafen noch in sin Bed liggend drapen un em sin Swert dör de Bost stött. De Steen hier hett dat anhört, awers seggen deiht he nix davun. Nu warrd dat wul Tid, mal wedder dal anne Arweit. Sünd Se tosot hier to us herlopen, Jungherr?"

Folkrad antwortete mit Ja, und der Alte ver-setzte: „Dat kennt een jo sünst bi de Herrens nich, awers schaden deiht dat jo nich, mal hier to sitten. Na, denn adüs un nix vör ungelegen."

Der Fußtritt des Davongehenden klang auf dem Felssteig abwärts, und der wieder allein Zurück-gebliebene wußte nicht recht, ob er nur mit offenen Augen von dem kurzen Besucher geträumt oder dieser

wirklich dagestanden habe. Doch mußte das letztere wohl sein, denn er hatte gesprochen, nach seinem Ankommen gesagt: „Dat is schön, hier uttokieken.“

Unwillkürlich wiederholte Folkrad dies laut auf Hochdeutsch vor sich hin. Ja, es war schön, hier zu sitzen und umherzusehen. Ein Gefühl davon hatte er selbst schon vorher in sich gehabt, nur keinen Ausdruck dafür. Aber nun wußte er das richtige Wort; ‚schön‘, das besagte es.

Er dachte nach, ob ihm schon einmal etwas derartig Schönes vor Augen gekommen sei, doch er fand nichts in seiner Erinnerung auf. Ihn wollte sogar bedünken, als ob überhaupt das Wort, der Begriff, die Empfindung ‚schön‘ noch niemals für etwas um ihn her gepaßt habe, heute hier oben zum erstenmal.

Also das waren die Thürme von Lübeck. Der Alte hatte gesagt, etwas Großes sei es einmal gewesen.

Dunkel lag's ihm auch im Gedächtniß, schon davon gehört zu haben, doch ohne daß er eine Vorstellung damit verband. Seine Schulaufgaben und theologischen Studien hatten ihm nie Zeit gelassen, sich um Anderes zu bekümmern, er hätte auch nicht gewußt, wie er etwas darüber erfahren gesollt. Der Geschichtsunterricht auf der gelehrten Schule beschäftigte sich nur mit den peloponnesischen und carthagischen Kriegen.

Er hielt den Blick nach den sieben hohen, schattenhaften Thürmen hinüber gerichtet. Mit den Griechen und Römern hatte er niemals ein Gefühl ehemaliger lebendiger Wirklichkeit verbunden gehabt, doch aus den grauen Lübecker Thürmen rührte es Folkrad Morhoff zum erstenmal sonderbar an, daß schon eine jahrhundertelange Vergangenheit vor ihm gewesen sein müsse. Menschen hatten die gewaltigen Bauwerke aufgeführt und unter ihnen gelebt. Sie waren gestorben und andere an ihre Stelle gekommen und wieder andere. Immer sahen die alten Thürme ebenso darauf herunter. That's der Wind oder kam aus dieser Vorstellung etwas Ueberschauerndes?

Aber die Augen brauchten nicht in die Weite zu gehen, nun wandte er sie auf den Felsgrund vor seinen Füßen nieder. Hier, an dieser Stelle, hatte in der Vorzeit ein heidnischer Tempelbau gestanden, danach eine große Schloßburg. Es sei nichts mehr davon zu sehen, hatte der Alte gesprochen, der Stein habe es angehört, aber er sage nichts.

Das Letzte traf nicht zu, denn vor den Augen Folkrads bewegte sich plötzlich aus dem Boden herauf ein Mann in einer grünen Jägertracht, und gleich darauf klang ihm ein Ton an's Ohr, wie vom Munde eines tödtlich Getroffenen hervorgestoßen. Der Stein sprach doch, was er gesehn und gehört —

Unheimlich war's, und der junge Student sprang erschrocken auf. Aber dann mußte er über sich selbst lachen, oder vielmehr über ein Gaukelbild, das seine Phantasie sich erzeugt hatte. Allerdings regte sich eine Menschengestalt vor ihm, schien, über den Felsrand emportauchend, aus der Erde heraufzusteigen, und auch der grüne Schein zeigte sich in Wirklichkeit vorhanden. Doch nichts Gespenstisches, Geisterhaftes war's, sondern ein feingesichtiger, etwa zehnjähriger Knabe, der an grünem Bandgewirk eine Botanisirkapsel auf der Hüfte trug. Modisch frisirt, mit weißgepudertem Haar und Nackenbeutel stand er in eleganter Kleidung da und blickte den vom Sitz Aufgefahrenen mit hellgrauen, eigenthümlich ernsthaften Augen an. Dann sagte er, zu einem kurzen Gruß an seinen Dreispitzhut fassend: „Ich bedauere, wenn ich Sie gestört habe, Monsieur, aber ich wußte nicht, daß Jemand sich hier oben aufhalte."

Gewandt, mit unerwarteter und unbefangener Sicherheit kam's aus dem jungen Munde. Folkrad erwiderte überrascht: „Bist Du von drunten aus Segeberg?"

„Nein, ich komme nur vorbei und bin rasch heraufgestiegen, mir den Kalkfelsen anzusehn, von dem ich schon öfter gehört habe. Da ist ein gutes Stück zum mitnehmen, auch mit einem der kleinen

Cristalle drin — sehen Sie — die bilden ein auszeichnendes Merkmal seiner Gesteinart."

Der Sprechende wies auf eine winzige hellglimmernde Würfelfläche in dem aufgehobenen grauen Kalkstück, brach indeß, sich abermals bückend ab, pflückte eine große, bläulich schimmernde Knospe und sagte dazu wieder: „Anemone Pulsatilla und beinah schon aufgeblüht. Das ist eine Seltenheit im Norden, aber sie hat Kalkboden gern, darum wächst sie hier."

Eine eigenartige, aus einem Kelch langer, nadelartig schmaler Blätter hervordrängende Knospe war's, die unmittelbar vor dem Sitzplatz Folkrads gestanden, ohne daß sein Blick sie wahrgenommen gehabt, und unwillkürlich entflog ihm: „Du mußt Augen im Kopf tragen, wie Professor Schellhorn, daß Du all diese kleinen Dinge siehst."

„Wie soll man sie denn nicht sehen, sie sind ja da," antwortete der Knabe und setzte mit dem Kopf nickend hinzu: „Ich kenne den Namen des Herrn Professor Schellhorn und will ihn besuchen, wenn ich nach Kiel komme. Er hat eine schöne Insektensammlung, auch Lepidoptera aus Südamerika sollen darunter sein."

„Lepidoptera — das klingt lateinisch, ist aber doch kein lateinisches Wort. Was soll es heißen?"

„Linné hat die Ordnung der Schmetterlinge so

genannt. Wenn ich erst so alt geworden bin, wie Sie, Monsieur, habe ich mir vorgenommen, nach Süd-amerika zu fahren, um sie selbst dort zu sammeln."

Fast ungläubig verwundert sah der junge Theologe auf den seltsamen, mit so ruhiger Bestimmtheit redenden Knaben. „Wer hat Dich denn das gelehrt und woher weißt Du das alles in Deinem Alter?"

In der gleichen Weise entgegnete der Befragte: „Was giebt es denn Wichtigeres und Schöneres zu lernen? In meines Vaters Bibliothek sind die Bücher dazu, und dann braucht man alles doch nur selbst mit den Augen anzusehen, um es zu erkennen und zu bestimmen. Aber ich habe meinem Begleiter versprochen, gleich zu ihm zurückzukommen und muß wieder hinuntergehn. Au plaisir de vous revoir, monsieur!"

Er lüftete wieder ein wenig seinen Hut und verschwand, schnell unter den Rand der kleinen Bergkuppe niedertauchend, Folkrad mit noch sonderbarerer Empfindung abermals allein lassend, als es der alte Handwerksmann gethan. Ein höchstens zehnjähriger Knabe war's gewesen, äußerst wohlerzogen, bescheiden und höflich; ohne irgendwelche Anmaßung hatte er gesprochen, doch nicht nach Kinderart, sondern mit der Ausdrucksfähigkeit und Sicherheit eines Erwachsenen. Und als ein merkwürdiges Widerspiel zu

dem Alten hatte er dagestanden, sein Blick sich kaum um die weite Rundschau bekümmert, dagegen in der Nähe alles Kleinste und Unbedeutendste wahrgenommen, dem er das gleiche Beiwort zugelegt, es sei ‚schön' und wichtig. Ja, diese nichtigen Gegenstände schienen für ihn mehr an Wichtigkeit zu besitzen, als die Vergangenheit von Jahrhunderten, die aus den hohen Lübecker Thürmen herüberredete.

Wie seltsam Fremdartiges begegnete Einem auf solcher Fußwanderung, von dem man keine Ahnung gehabt, daß es in der Welt vorhanden sei. Beim Rückgedenken überkam's Folkrad etwas wie mit einem Schamgefühl, daß er, als der doppelt Aeltere, sich dem Knaben gegenüber so kenntnißlos gezeigt habe. Er dachte nach, wer es gewesen sein möge; vermuthlich der Sohn eines Professors der Naturkunde, wie Professor Schellhorn, daher kannte er auch dessen Namen. Und so konnte allerdings sein frühzeitiges Wissen von derlei Dingen nicht so sehr wunder nehmen; jedenfalls hielt er die Absicht im Auge, sich dem nämlichen Beruf wie sein Vater zu widmen und verwandte seine Zeit nicht auf die edleren Geisteswissenschaften zum Einschlagen einer höheren Lebenslaufbahn.

Von drunten klang jetzt ein Ton herauf, hörbar das Räderdröhnen eines aus dem Städtchen davon-

rollenden Wagens, und mahnte den jungen Theologen, daß es auch für ihn Zeit sei, sich auf den Weg zu machen. Muthmaßlich war der Märztag wohl zu kurz, ihn heut' noch wieder bis nach Kiel zurückzubringen, aber dazu lag auch keinerlei Nöthigung vor, im Gegentheil, er empfand, es thue ihm gut, noch etwas länger auszubleiben, nicht allein körperlich, sondern die frische Luft und Bewegung übe gleichfalls auf Geist und Seele eine anregende Wirkung, die ihm zu Hause bei seinem Studium zu nutzen kommen werde. Nur der Richtung nach Kiel wollte er sich entgegenhalten, und ungefähr wußte er, sie zu bemessen; sein Schritt mußte sich der Thurmspitze zuwenden, die ihm als Kirchthurm der Stadt Plön gedeutet worden, denn so viel geographische Vorstellung trug er von einer einmal gesehenen Karte des östlichen Theiles Holsteins im Gedächtniß. Er warf noch einen letzten Blick nach den Thürmen Lübecks, bückte sich, um ein Stückchen des grauen Kalkgesteins zur Erinnerung einzustecken, und stieg den Felsabhang hinunter.

Ein paar Stunden ging's über ziemlich flach-öden Landstrich, dann veränderte sich die Gegend vortheilhaft, bewaldete Hügel wölbten sich auf, ein Quell plätscherte neben dem Weg, wuchs nach und nach durch Zurieselungen von den Seiten zu einem kleinen Bach an. Das Wasser fiel da und dort wie mit einem

leis singenden Ton nieder; wo er die Ränder durchfeuchtete, lockte die warme Sonne schon allerhand grünes Wachsthum aus dem Boden hervor. Der daran Entlangschreitende blieb einmal stehen, ihm fiel auf, daß an der Stelle ein Kraut andersgeformten Blätterwuchs zeigte, als ein anderes kurz zuvor. Doch wurden seine Augen davon abgelenkt, denn es schoß plötzlich etwas Helleuchtendes, wie ein vom Wind fortgewirbeltes goldenes Blatt drüber hin. Das konnte nicht sein, denn hier lag hauchlose Mittagsstille; das hastig im Kreis Umhertaumelnde war ein großer citronenfarbiger Schmetterling, und Follrad entsann sich, schon hin und wieder ähnliche oder gleiche im Frühling gewahrt zu haben. Doch trotzdem konnte er sich nicht eines wunderlich widerspruchsvollen Gefühls erwehren, als sehe er den goldenen Falter jetzt eben zum erstenmal in seinem Leben oder als thue er's mit zwei anderen Augen als zuvor. Und wie er dem nun weiter durch die Sonnenstrahlen Davonschießenden nachblickte, kam's ihm unwillkürlich zur Empfindung: Der Schmetterling war etwas Schönes.

Seine Augen richteten sich noch einmal auf die frischgrünenden Blätter am Wasserrand hin. Wenn man sie so genauer betrachtete, waren sie eigentlich auch schön.

Ein Glockenton durchhallte, eigenthümlich nach-

schwingend, die Luft; unvermerkt hatte er sich einem großen Dorf genähert, ihm nicht weit mehr zur Rechten stieg eine Kirche mit niedrigem Haubenthurm auf, daneben lag offenbar das Pfarrhaus, mit Stroh bedacht, doch freundlich und ansehnlich, von geräumigem, an's Feld stoßendem Garten umrahmt. Dem Beschauer tauchte aus dem Anblick der Gedanke auf, ein Landpastor habe es im Grunde besser, als ein geistlicher Herr in der Stadt, denn er sei in nächster Nähe von Allem, was der Frühling an Thier- und Pflanzenleben aufwecke, umgeben und könne sich täglich über die Mannigfaltigkeit und Artverschiedenheit desselben unterrichten. Folkrad erwachte ein Wunsch, sein Examen schon bestanden zu haben und eine solche Anstellung als Dorfpfarrer zu erhalten. Das würde jedenfalls auch Dörthes Beifall finden, da sie in dem Garten ohne alle Kosten reichlich Gemüse ziehen und Obst einernten könne. Seine Einbildungskraft war heut' rege, und er sah sie leibhaftig unter einem breiten Strohhut auf dem Kopf drüben im Steig gehen, mit einer groben Küchenschürze, um bei dem Niederknien vor den Gemüsebeeten ihr Kleid nicht zu beschmutzen. Als Frau Pastorin, weil sie dann ja seine Frau war, und in der Wohnstube hing das von ihr fertiggestickte Lamm mit der rothen Kreuzfahne eingerahmt über dem Sopha. Davor deckte

sie den Tisch, und die Magd trug die Suppenschüssel auf.

Doch so weit war's heute noch nicht, und er mußte, da er lebhaften Hunger fühlte, nach dem Dorfkrug suchen, wo ihm frische Eier, sowie mit Mettwurst und Holländerkäse belegte Butterbrode vortrefflich mundeten. Dann erfragte er den Weiterweg nach Plön und machte sich gestärkt wieder auf. Ihm war's in den Gliedern, als sei er von Kindheit auf an solche weite Wanderungen über Land gewöhnt.

Im Wegfinden jedoch reichte seine Erfahrung noch nicht übermäßig weit, wie sich nach einiger Zeit ergab, als er bei einer Gabelung im Walde statt zur Linken umzubiegen, gradaus weitergegangen war. Eine geraume Strecke lang erhielt sich das deutliche Radgeleise aufweisende Fahrsträßchen gleichmäßig breit fort, verschmälerte sich dann indeß allmählich, nahm mehr und mehr die Anzeichen eines Holzwegs an und bekundete sich schließlich regelrecht als ein solcher durch plötzliches Aufhören vor einem, wenn auch noch völlig kahlen, doch dicht verrankten Buschwerk. Ein Unglück freilich war's nicht, dies Fehlgehen hatte sogar eine Art von Reiz; irgendwo mußte die große Holzung doch einmal ihr Ende nehmen, und die Tageshelle dauerte jedenfalls noch über eine Stunde an. Der Irrgänger suchte sich eine Lücke in der Strauchwand,

durch die er auch bald in prächtig hochwüchsigen Buchenwald vorgelangte, die mächtigen schlanken Stämme reihten sich wie graue, ein Gewölbe über sich tragende Säulen nebeneinander. Oben in den laublosen Wipfeln spielte da und dort ein goldnes Geringel, für den Gehörssinn dagegen lag und stand alles in völliger Lautlosigkeit. Nur einmal klang aus einiger Ferne ein gurrender Ton, wie in der Stadt zuweilen von Tauben auf den Firsten der Hausdächer, aber es mußte von etwas Andrem herrühren, denn im Wald gab es natürlich keine Tauben. Oder doch? Folkrad kam's plötzlich, als ob er einmal von Holztauben gehört habe, und er stand still und horchte.

Wenn irgendeinem Naturgegenstand, so gebührte solchem domgleichen Wald gewiß auch die Bezeichnung ‚schön', und zudem redete etwas Feierliches daraus. Er mußte unwillkürlich nach seiner Stube hinüberdenken; wenn er dort wäre, käme Dörthe jetzt, sich mit ihrem Stickrahmen zu ihm zu setzen. Oder sie saß auch wohl ohne ihn gegenwärtig dort, sein Fenster ging nach Westen und gab am längsten Abendlicht.

Merkwürdig, warum sich in seinem Kopf auf einmal die Frage anspann, weshalb an der Universität Professor Schellhorn eine weniger angesehene Stellung einnahm und von niedrigerem Rang geschätzt werde,

als die Lehrer der Geisteswissenschaften, besonders der Theologie. Wenn man so im Wald stand, begriff man es nicht recht.

Es kam wohl von seinem Alleinsein hier. Wäre Dörthe bei ihm, so erklärte sie's, oder wahrscheinlich würde ihm überhaupt solcher Gedanke oder solches Gefühl nicht gekommen sein. Sie war älter und reifer als er und besaß die Einsicht, daß Professor Schellhorn etwas einfältig im Kopf sei. Gewiß war es gut für ihn, daß er in Zukunft eine ältere und klügere Frau bekam.

Uebrigens rührte der Ursprung der thörichten Frage wohl von seinem Zusammentreffen mit dem Professorensohne auf dem Segeberger Kalkfelsen her. Das knabenhafte Gerede desselben spukte ihm noch im Kopf nach. Es war doch ein kindisches Nachplappern von etwas Gehörtem gewesen, und Dörthe hätte es auch sehr einfältig genannt.

Mit einem Schlage veränderte sich jetzt vor dem weglos durch den Wald Fortgeschrittenen das Landschaftsbild, die Bäume hörten auf, und durch ein schleierhaftes Unterholzgeflecht trat er unmittelbar in's völlig Freie hinaus. Ueberraschendes lag vor ihm, und zwar in doppelter Art; ein großer See dehnte sich nordwärts aus und war, wenigstens zum Theil, in einer zunächst an's Ufer stoßenden Einbuchtung

gleich dem Kieler Hafen noch mit Eis bedeckt. Der linde, in der Sonne beinah heiße Tag und der schon aus dem Erdboden auftreibende Pflanzenwuchs hatten nicht mehr an den Winter denken lassen, aber das dick gefrorene Wasser hielt der warmen Luft noch stand, behauptete seine kalte Starre gegen den Frühlingsanbruch auf dem Lande. So schaute der junge Fußwanderer im ersten Augenblick verwundert, wie auf eine halb traumhafte Erscheinung, auf die Eisfläche, allein dann besann er sich, es sei nichts unnatürlich der Jahreszeit Widersprechendes, da er selbst vor wenigen Tagen noch sein ihm vorgeschriebenes Schlittschuhlaufen auf dem Hafen betrieben habe.

Daran aber ward er auch gradezu durch den Gesichtssinn erinnert, denn in Entfernung von einigen hundert Schritten belebte jemand, auf Schlittschuhen umherkreisend, als Staffage das sonst reglose Landschaftsbild der kleinen Seebucht. Und auch das bot durch weibliche Kleidung der schlanken, sicher hin und wider gleitenden Gestalt einen überraschenden, äußerst ungewöhnlichen Anblick. In Kiel nahmen die jungen Damen aus guten Familien an dem Eislauf nicht theil, es galt für sie nicht als mit dem Wohlanstand vereinbar, und Dörthe Fabronius hätte um keinen Preis so die Schicklichkeit verletzt; höchstens versuchten sich dann und wann einmal abseits einige Bürger-

töchter in der schwierigen, zu leicht mit ‚indecentem‘ Niederfall bedrohenden Kunstfertigkeit. So konnte die Eisläuferin hier keine ‚Mademoiselle‘ sein, sondern stammte vermuthlich aus einem am See belegenen Landgehöft, als Tochter oder Magd eines Bauern; ihre Tracht ließ sich bei der hurtigen Bewegung so wenig unterscheiden, als die Gesichtszüge, nur ward erkennbar, daß sie, wie die Landleute, ungepudertes Haar von eigener Naturfarbe tragen müsse. Doch bewegte sie sich außerordentlich gewandt und anmuthig, einem großen über die Fläche hinschwebenden Vogel ähnlich, und um sie her wob das abendlich werdende Licht einen besonderen Reiz. Die Sonne stand fast im Niedergang, ihre Strahlen röthlich färbend, alles anders als am Tage mit einem eigenthümlichen Goldschleier überhüllend. Auch das hatte Folkrad Morhoff noch niemals so gesehn; schön und feierlich war's, und zugleich, als ob der linde Abend an einem stillgeheimnißvollen Frühlingswunder bereite.

So blieb der aus dem Wald Hervorgetretene unwillkürlich auf dem Fleck stehn, nahm eine Zeitlang ohne sich zu regen das unerwartete Bild mit den Augen auf. Doch dann änderte sich plötzlich einmal an diesem etwas, ihm kam zuerst nicht klar zum Bewußtwerden, was. Mit dem nächsten Blick indeß gewahrte er, daß die Schlittschuhläuferin von

der Eisfläche verschwunden sei, und ein krachender Laut hatte diesen jähen Vorgang begleitet. Es litt nicht Zweifel, sie war an einer von der Sonnenwärme oder einem Grundquell zermürbten Stelle durchgebrochen.

Keinen Augenblick zögernd, lief Folkrad vorwärts, und nun sah er vor sich die Hände des jungen Frauenzimmers aus dem Wasser aufgreifen, um sich an dem Eisrand zu halten. Sie verrieth kein Zeichen von Todesangst, schrie nicht um Hülfe, obwohl es ihr sichtlich nicht gelingen konnte, sich ohne Beistand aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien; freilich mußte sie sich wohl sagen, daß niemand sie hören würde. Wie nun der Hinzueilende ihr entgegenrief, sie solle sich möglichst ruhig anklammern, hob sie mit einem Ausdruck mehr des Erstaunens als der Freude den Kopf, doch versetzte gleich danach: „Nehm' Er sich in Acht, daß Er nicht auch einbricht!“

Der so Angesprochene war so von der ihm plötzlich zugefallenen Aufgabe erfüllt, daß er die Worte kaum beachtete. Als Zuschauer hatte er schon dem Versuch, einen Eingebrochenen zu retten, beigewohnt, dessen erstarrende Glieder jedoch vorher die Kraft verlassen, sich länger am Eis zu halten, und der Verunglückte war, eh' ihn die Hülfe zu erreichen vermocht, weggesunken. So wußte Folkrad, daß es

auf größtmögliche Schnelligkeit ankomme, verbunden mit Behutsamkeit, den Beistand nicht von vornherein durch eigenen Mitdurchbruch zu vereiteln. Instinktiv prüfte er mit raschem Blick die Beschaffenheit des Eises, erkannte eine noch festen Eindruck regende Kante desselben, ließ sich zugleich auch schon auf die Knie nieder und schob sich eilfertig in kriechender Bewegung vor. Sein Thun zeugte ebensosehr von jugendlicher Körperbehendigkeit, wie von unbedenklich entschlossenem Muth, sein Leben an die Erhaltung eines fremden andern zu wagen; nun ausgestreckt liegend, reckte er beide Arme aus, hieß die nur eben noch mit dem Kopf zwischen den zertrümmerten Schollen Aufragende ihren Halt loszulassen und seine Hände zu fassen. Offenbar war's höchste Zeit; mechanisch, wie es schien schon halb etwas sinnverworren, folgte sie dem Geheiß. Seine nach rückwärts suchenden Füße fanden durch glückliche Fügung eine kleine Aufbucklung im Eis, gegen die sie sich stützen konnten, auch seine Brust stemmte sich ebenso fest auf, und mit Aufbietung aller Kraft riß er die fast im Untersinken Begriffene sich entgegen. Es glückte, das Eis hielt, sie hob sich über den Rand, gewann mit dem wiederkehrenden Bewußtsein die Einsicht, daß sie selbst sich mit den Knien weiter emporringen müsse, und nach einigen Augenblicken auf die sicher

tragende Platte gelangt, war sie gerettet. Schnell richtete sie sich auf den Füßen empor, konnte jedoch der Schlittschuhe halber nicht fest stehen und sagte, eine Hand auf die Schulter Folkrads stützend: „Das hat Er geschickt gemacht, ich bin Ihm sehr dankbar. Viel länger, glaub' ich, wär's nicht —"

Ein kurzer Schauder überlief sie, wie es schien nicht allein von der Kälte ihrer schwerdurchnäßten Kleider, sondern auch aus einer sie nachträglich überkommenden schreckhaften Vorstellung. Sichtlich war sie beim Einbruch mit dem Kopf unter das Wasser gerathen, denn dies rann ihr noch in dichten Tropfen aus dem lichtbraunen Haar auf die Augen nieder, so daß es sie bisher an deutlichem Sehen hindern gemußt. Doch ein wenig stutzend, glitt sie nun rasch einmal mit der Hand über die Wimpern und fügte dem abgebrochenen Satz nach: „Je vous demande pardon, monsieur — ich sah nicht recht und meinte — habe mich geirrt."

Erst jetzt nach der Beschwichtigung seiner Aufregung erkannte Folkrad, daß er sich ebenfalls in einem Irrthum befunden. Die von ihm Gerettete war allerdings ein junges, höchstens achtzehnjähriges Frauenzimmer, aber nach ihrer Sprache, wie der feinen Gesichtsbildung zweifellos keine Bauerntochter, geschweige denn eine Dienstmagd, und diese Erkenntniß ließ ihn

ein wenig verlegen erwidern: „Sie müssen so schnell als möglich nach Hause, Mademoiselle, damit Sie sich nicht erkälten. Wenn Sie erlauben, löse ich Ihnen am Lande rasch die Schlittschuhe ab."

Sie hatte ihre Hand von seiner Schulter zurückgezogen und versetzte, neben ihm dem Ufer zugleitend: „Der See hat Grundquellen hier, und ich hätte mir sagen sollen, das Eis müsse auch von der Sonne mürbe gemacht sein. Es war eine Strafe für meine Unvorsicht, doch ohne Ihre Anwesenheit wäre es eine etwas starke geworden. Auf was für einem Weg sind Sie denn hierher an den See gekommen? Es führt keiner an diese Stelle als von uns aus."

Die junge Sprecherin hatte merkbar die erste Schreckwirkung ihres Unfalls rasch überwunden, schien diesen jetzt als etwas Geringfügiges, kaum weiter Erwähnenswerthes anzusehn. Folkrad erwiderte, daß er, auf einer Fußwanderung vom Weg abgerathen, quer durch den Wald gegangen sei, und sie erreichten das nahe Ufer, wo er ihr, während sie sich an einen Baumstamm lehnte, sachkundig schnell die Schlittschuhe von den Füßen abnahm. Ihm fiel's nicht möglich, sich eine Vorstellung zu machen, wer sie sein möge, und obwohl er's gern gewußt hätte, brachte er doch, an einen Verkehr mit jungen Frauenzimmern zu ungewöhnt, die Frage nicht von den Lippen.

Trotzdem aber erhielt er jetzt gleichsam auf die ungesprochene eine Antwort, denn hinter seinem Rücken klang plötzlich ein Ausruf auf: „Um Himmelswillen, Comtesse, was ist vorgefallen?“

Ein ältlicher Herr war in Begleitung eines Knaben auf dem Weg am Wasserrand herangekommen, ein Hofmeister mit seinem Zögling schien's zu sein. Der letztere, etwa zwölfjährig, mit vornehmer Eleganz gekleidet, fragte lachend hinterdrein: „Was hast Du denn angestellt, Ina? Das Wasser läuft ja von Dir wie von einer Katze, die in den Teich gefallen ist.“

„Na, das ist Dir auch schon passirt, Wolf, und Du bist wie ein begossener junger Hund herausgekrochen. Beunruhigen Sie sich nicht, Herr Magister, es ist nicht des Aufhebens werth.“

Die erste an die junge Dame gerichtete Anrede hatte Folkrad stutzen lassen, und von der kurzen Aufklärung, die sie nun ertheilte, faßte er nicht viel auf, fühlte nur, daß der ‚Magister‘ Benannte mit dem Ruf: „Sie hat der Himmel im rechten Augenblick gesandt, junger Mann!“ seine Hand ergriff, die er merklich mit innerer Bewegung und Dankbarkeit fest drückte. Besorgt mahnend fügte er nach: „Kommen Sie schnell, Comtesse!“ Der Knabe lief vorauf und verschwand im einbrechenden Zwielicht; auch beschleu-

nigten Gangs, doch hinter ihm zurückbleibend, folgten die Uebrigen nach. Follrad schloß sich ihnen mechanisch an, in halber Verworrenheit erfuhr er aus Aeußerungen des neben ihm gehenden alten Herrn, daß er der einzigen Tochter des Grafen Friedrich Walterstorff auf Altenkamp, Comtesse Leopoldine, Hülfe geleistet habe. Zugleich tauchte jetzt der Schein eines großen weißen Gebäudes auf, von dem durch die Dämmerung eine hochgewachsene Mannesgestalt, wieder von dem Knaben begleitet, eilfertig herschritt. Der Hofmeister sagte: „Da kommt Seine Excellenz selbst," und Graf Walterstorff rief den auf ihn Zuschreitenden entgegen: „Wolfgang benachrichtigt mich, was geschehen ist — hast Du Dich verletzt, Ina?"

Väterliche Besorgniß klang aus dem Ton, die Angerufene versetzte indeß lachend: „Garnicht, ich komme zwar aus dem Wasser, doch bin munter wie ein Fisch im Wasser." Nun herantretend, erwiderte ihr Vater: „Gottlob, da war die Sache also nicht von Bedeutung."

„Nein, durchaus nicht, nur läge ich jedenfalls jetzt ertrunken im See, wenn dieser junge Herr mich nicht gerettet hätte."

Das entgegnete Comtesse Ina wie zuvor in einer scherzenden Art, allein aus dem Klang sprach etwas, das keinen Zweifel an ihrer Ueberzeugung von der un-

umstößlichen Richtigkeit des Nachsatzes zuließ. Es durchlief Folkrad Morhoff dabei, er wußte sich nicht anzugeben, warum, doch vermuthlich weil ihn zum ersten Mal daraus das Gefühl überkam, die junge Comtesse sei wirklich nur durch ihn vor einem schrecklichen Tode bewahrt geblieben. Eine jähe Bestürzung hatte sich in den Mienen des Grafen gekennzeichnet, er streckte Folkrad jetzt rasch seine Hand entgegen, hielt mit ihr dessen Rechte fest umschlossen und sagte: „Ihnen, junger Mann, verdanken wir also das Leben meiner Tochter — dafür kann man mit Worten nicht danken.“

Aus bewegter Brust kams; der bürgerliche junge Student stand verlegen, er befand sich zum erstenmal einem Herrn so hohen Standes gegenüber und obendrein in der noch stärker befangen machenden Lage, auf einen solchen Dankausdruck antworten zu sollen. Etwas stotternd brachte er hervor, kein Verdienst von seiner Seite sei's gewesen, nur das eines glücklichen Zufalls, der ihn grade rechtzeitig an die Stelle geführt, und er fügte hastig nach, die Nacht breche ein, so daß er sich beeilen müsse, noch die Stadt Plön zu erreichen, um dort Unterkunft zu finden; merkbar suchte er, sich einem ihm peinlich werdenden längeren Verweilen zu entziehn. Doch der Graf faßte seine Schulter und fiel ein: „Glauben Sie, junger Freund,

daß Fritz Walterstorff den, der ihm seine Tochter zum zweiten Mal geschenkt hat, bei Nacht und Nebel aus seinem Haus fortläßt? Das würde mir vorkommen, wie wenn ich vor meinem Sohn die Thür zuschlösse. Doch befinde ich mich noch im Nachtheil gegen Sie, da Sie wissen, wer ich bin, ich dagegen den Namen dessen, dem ich soviel verdanke, noch nicht kenne."

Beim Letzten hatte sich der bisher ernste Stimmenton des Sprechers zu einem leicht jovialen umgeändert; der indirect Befragte gab Auskunft über seinen Stand und Namen, zu dem Graf Walterstorff bemerkte: „Ah, wohl ein Sohn des Rathssyndicus Morhoff, mit dem ich mich gleichzeitig auf der Kieler Universität befunden und der, wenn ich mich richtig erinnere, seinerseits ein Sohn des späteren Kanzleiraths Morhoff war. Eine sehr geachtete, ehrenwerthe Familie, seien Sie mir als Angehöriger derselben doppelt willkommen! Sie werden sich ein wenig arrangiren wollen; Johann, führen Sie den Herrn in eines der Gastzimmer mit dem Ausblick auf den See. Auf Wiedersehen am Abendtisch, mein junger Freund!"

Die junge Comtesse begab sich jetzt rasch zum Ablegen ihrer durchnäßten Kleider fort; auf das Geheiß des Grafen brachte ein herzugekommener Lakai in grüner, goldbordirter Livree, der an einer schon brennenden Flurampel eine Kerze in schwerem Silber=

leuchter anzündete, Folkrad über zwei mit Läufer-teppichen belegte Treppen in eine große Gaststube hinauf, entflammte dort andere bereitstehende Lichter, fragte nach etwaigen Befehlen des Herrn und verließ, da der Angesprochene verwirrt nur stumm mit dem Kopf schüttelte, lautlos wieder das Zimmer. Allein zurückgeblieben, sah der junge Theologe eine Weile lang regungslos um sich, ihm war's, er müsse wunderlich träumen. Und doch auch konnte er an der Wirklichkeit nicht zweifeln, wenngleich sie so unglaubhaft war, daß er vor einer Stunde noch denjenigen für verrückten Sinnes gehalten haben würde, der ihm gesagt hätte, er werde die Nacht als Gast im Schloß des adligen Gutes Altenkamp zubringen.

Den Namen hatte am Morgen der Segeberger Handwerker auf dem Kalkfelsen genannt, als er ihm in weiter Ferne einen weißschimmernden Punkt gedeutet, doch Folkrad entsann sich jetzt, er habe bereits früher einmal von dem Gut Altenkamp, als dem Landsitz des Grafen von Walterstorff, eines schon jung im Staatsdienst zu hoher Stellung aufgerückten heutigen Familienhauptes eines ältesten Adelsgeschlechtes gehört. Etwas Besonderes noch hatte sich damit verknüpft, das ihm gleichfalls in's Gedächtniß kam. Ein durch seine Gastlichkeit, wie durch die feine Bildung der Bewohner berühmtes Haus sei's, ein Mittelpunkt

und Sammelplatz geistigen Verkehrs für weite Umgebung, an dem Niemand von irgendwelcher Bedeutung, sowohl im Lande Einheimischer, als fremder Reisender, ohne einzukehren und nach seinen Verdiensten ehrenvoll aufgenommen zu werden, vorübergehe. Und in dies Schloß war er, der bedeutungslose Student, jählings als Gast hineinversetzt worden, beinah ohne noch zu fassen, wie es so geschehen sei.

Die Zeit verwandte sorgliche Obacht auf Tadellosigkeit der äußeren Erscheinung, und er nahm zu seiner Beruhigung gewahr, daß die Stube ihm alles Nöthige darbot, sich selbst und seine Bekleidung von den Spuren der Fußwanderung, wie seiner ausgestreckten Lage auf der Eisfläche, so gut es möglich fiel, zu säubern. Ein Paar leichte Schnallenschuhe führte er zum Glück in seinem kleinen Felleisen mit, so gelang's ihm, sich vom Kopf zum Fuß einigermaßen schicklich in stand zu setzen; wie er eben damit fertig geworden, klang ein heller Glockenschlag durch's Haus, gleich darauf ward an seine Thür geklopft, und der Diener trat wieder mit der Meldung ein, die gräfliche Herrschaft versammle sich zum Souper. Er schritt abermals mit dem silbernen Leuchter voran, die Treppen zum Erdgeschoß hinab, öffnete unten eine Thür und ließ Folkrad in einen großen, lichthellen Raum eintreten, dessen Mitte ein

gedeckter Tisch einnahm. Die Schloßfamilie hatte sich bereits eingefunden, von einem Wanddivan erhob sich die Gräfin Cornelie Walterstorff, eine noch schöne, sich mit eleganter Leichtigkeit bewegende Frau, der die adlige Abkunft aus den Zügen redete. Sie machte dem jungen Abendgast einige Schritte entgegen, bot ihm ihre von mehreren kostbaren Edelsteinringen funkelnde Hand und begrüßte den Lebenserhalter ihrer Tochter in liebenswürdigster Weise mit Dankesworten von einem herzlichen Aufklang. Eine völlig fremde Welt war's, in die der bürgerliche Student versetzt stand; der Saal und die darin Anwesenden trugen nichts von prunkendem Reichthum an sich. Doch alles sah anders aus, als im Kieler Professorenhaus, mit einer selbstverständlichen Vornehmheit, die auch aus dem Einfachsten sprach. Folkrad fühlte sich innerlich wohl ziemlich befangen, wußte dies indeß unter guten Anstandsformen einigermaßen zu verbergen, so daß sich empfinden ließ, seine Erscheinung wie sein Benehmen errege allseitig einen vortheilhaften Eindruck. Comtesse Ina hatte sich umgekleidet, trug jetzt ein rehfarbiges, leicht zu bauschenden Falten vor der Brust aufgegürtetes Gewand, zu dem das freigelockte, halblange Haar von etwas tieferem Braun überaus reizvoll stand; die Farben und etwas anmuthig Leichtes, Flughaftes in der Bewegung des Mädchens erinnerten an eine Vogel-

art. Sie trat gleichfalls auf ihren Beihelfer zu und sagte mit einem schelmischen Lippenspiel: „Haben Sie sich von Ihrem Schreck erholt? Es war ein Glück, daß ich mich grade an der Stelle befand, wo Sie aus dem Holz herauskamen, sonst wären Sie wahrscheinlich über das Eis weitergegangen, eingebrochen und niemand dagewesen, der Ihnen Hülfe geleistet hätte."

Graf Walterstorff fiel ein: „Oho, die Wachtel schlägt schon wieder übermüthig, man muß sie am Schopf greifen und ihr die Flügel festbinden, daß sie nicht mehr so streichen kann."

Er faßte mit der Hand das weiche Haar im Nacken seiner Tochter zusammen; aus der Anrede, die eine bräuchliche Benennung ihres Vaters für sie zu sein schien, kam's Folkrad, eine Wachtel sei's, an die sie durch die Farben, wie durch den hellen Klang ihrer Stimme erinnere; zufällig hatte er einmal eine solche gesehn und gehört. Ihr Bruder Wolfgang schaltete jetzt belehrend ein: „Wachteln sind ungeschickte Vögel und fliegen schon nicht gut. Schwimmen aber können sie garnicht und sollten sich hüten, zu nah an's Wasser zu kommen."

Lachend versetzte seine Schwester: „Gänse sind sie freilich nicht und haben keine Schwimmhäute zwischen den Fingern. Laß einmal Deine Hand sehen, Wolf!"

Sie haschte nach seiner Rechten, die er hinter dem Rücken wegzog und ängstlich rief: „Die Wachtel hat einen spitzen Schnabel, mit dem sie mich zwicken will. Sie kann die Wahrheit nicht hören, um Gotteswillen stehn Sie mir bei, Herr Magister!“

Wie ein neckluſtiges Geschwisterpaar aus einem Bürgerhause warfen die Beiden sich ihre Spaßworte, Fangbällen gleich, zu; von nirgendwo rührte Steifes oder Erzwungenes an, sondern nur einfache Natürlichkeit. Folkrad Morhoff überkam's mit einer sonderbaren Empfindung; von Kindheit auf hatte ihn, den mit der Scheere zugestutzten, verschnörkelten Buschhecken und Baumfiguren des im französischen Zopfstil gehaltenen Kieler Schloßgartens ähnlich, die gesucht schönrednerische und pedantische Würde der Universitätskoryphäen umgeben, und ihm war's, als sei er hier in ein fremdes Land unter eine völlig andre Menschenart gekommen. Seinem Leben war keine Gelegenheit geboten worden, sich eine Vorstellung von den hohen Adelskreisen zu machen, aber jedenfalls hätte er sie sich nicht so gestaltet, so — er wußte nicht andre Bezeichnung dafür, als menschlich einfach und natürlich. Denn, wiewohl unbekannt mit vornehmen Gesellschaftsformen, fühlte er doch, es liege nichts Gewolltes und Herablassendes in der Aufnahme, die er im Schloß gefunden.

Auch in der häuslichen Stellung des alten Informators, der offenbar gleichsam ein Familienstück bildete, that sich Gleiches kund; alle behandelten ihn mit achtungsvoller und freundschaftlicher Auszeichnung, Comtesse Ina redete ihn ‚Onkel Sebastian' an. Er stammte aus einer Vorväterreihe, die sich Sartorius genannt, doch hatte für sich den gelehrten Namen wieder in das ursprüngliche ‚Schneider' zurückverwandelt, schon ehe er, nach wohlbestandenem theologischen Examen als Hofmeister des jetzigen Gutsinhabers, damals eines zehnjährigen Knaben, nach Altenkamp gekommen. Seitdem war er, stets mit den vorzüglichsten Empfehlungen versehen, als unübertrefflicher Instructor wohl ein halbdutzendmal von einem hochadligen Hause in das andre übergesiedelt, um Söhne darin heranzubilden, die alle jetzt bedeutende Stellungen im Lande einnahmen; vor fünf Jahren indeß hatte Graf Walterstorff ihn dringlichst zu sich zur Erziehung seines Sohnes zurückerwünscht, und so lebte er wieder, wie um ein Menschenalter zuvor auf Altenkamp. Man sah dem Magister Sebastian Schneider an, er sei durch seine Lebensführung gewöhnt worden, sorgfältigst auf Tadellosigkeit der äußeren Repräsentation zu halten, seine Frisur wie seine Kleidung entsprachen in musterhafter Ordnung den Schicklichkeitsvorschriften der Zeit für seinen

Stand. Sein Haar bedurfte zur Erlangung der vollendeten weißen Farbe kaum einer Pudernachhülfe mehr; er hielt den Kopf über der langschmächtigen Gestalt ein wenig vorgebückt, und die dunkelblauen, während einer Conversation lebhaft blickenden Augen konnten, wenn er allein bei Seite stand, manchmal ein bischen müden Ausdruck annehmen. Um seinen feingeschnittenen, bei einem Theologen selbstverständlich bartlosen Mund lag gewöhnlich ein leichtes freundliches Lächeln, und mit solchem erwiderte er jetzt auch auf den künstlichen Angstruf seines Zöglings: „In der Bibel steht schon die Frage: Was ist Wahrheit? Darüber haben von jeher unter den Menschen verschiedene Ansichten gewaltet, Graf Wolfgang; der Schwächere thut meistens gut, die seinige hinter dem homerischen Zaun der Zähne zurückzuhalten, sonst hackt ihm der stärkere Schnabel drauf. Und vor dem der Wachtel würde ich mich auch fürchten."

Ein begleitender, von dem Sprecher auf die junge Comtesse gerichteter Blick commentirte seine letzten Worte bezüglich der Furcht, die er vor ihr hege; das Geschwisterpaar entgegnete drauf mit einem fröhlich zwanglosen Lachen. Doch gleichzeitig veränderten sich ihre Mienen, nahmen plötzlich, wie halb erschreckt, einen ernsthaften, beinah feierlichen Aus-

druck an. Ein Lakai öffnete beide Flügel einer Doppelthür und meldete laut: „Madame la grand' mère.“

Augenscheinlich hatten die Versammelten mit dem Platznehmen am Tisch darauf gewartet. Eine hochgewachsene Dame, wohl nicht weit mehr von den Siebzig, trat herein, im Schritt, wie in der untadlig aufrechten Haltung gleich gemessene Würde darbietend. Ihr noch überaus reichhaltiges, schneeweißes Haar war puderlos, doch straff aus der Stirn zu einem schuhhohen, breiten, mit Atlasbändern umflochtenen Aufbau emporgethürmt, völlig noch der Modevorschrift aus der Mitte des Jahrhunderts gemäß. Darunter sah, äußerst klar in der Formenbildung, ein ganz faltenloses Gesicht mit großen, schöngeschnittenen Augen hervor, dem ersten Blick außerordentliche Aehnlichkeit der Züge mit denen der Comtesse Ina kundgebend. Nur lag über den letzteren Jugendfrohsinn und -Lieblichkeit, während das Antlitz der Gräfin Severa Walterstorff, ihrem Namen entsprechend, einen strengen, fast herben Ausdruck zeigte. Die Mutter des Grafen war's, in jedem Zug eine Verkörperung hochadligen Wesens und vornehmen Anstandes bietend, unverkennbar zugleich das wirkliche Oberhaupt, die höchste Respectspersönlichkeit des Hauses. Eilfertig ging ihr Sohn der Eintretenden entgegen,

sich bückend, ehrerbietig ihre Hand an die Lippen zu führen. Danach richtete er die Frage an sie: „Ich hoffe, chère maman, daß wir Sie in völligem Wohlbefinden empfangen.“ Sie antwortete: „Ich danke Dir für Deine Erkundigung, lieber Fritz, es geht mir nach Wunsch,“ und die Gräfin Cornelie trat herzu, ihr gleichfalls die Hand zu küssen, danach ebenso die Enkel. Bei dem Handkuß der jungen Comtesse äußerte sie: „Ich habe vernommen, daß Du unvorsichtig gewesen bist, Ina; in meiner Jugend setzte eine Tochter aus gebildetem Hause sich solcher Gefahr auf dem Eise nicht aus.“ Ein Tadel für die Angesprochene klang daraus, doch ebenfalls eine Mißbilligung, daß die Eltern ihrer Tochter das weiblicher Schicklichkeit nicht entsprechende Schlittschuhlaufen verstatteten; alle nahmen den Verweis ohne einen Laut der Gegenrede auf. Von einer Erfreuung über den glücklichen Ausgang der gerügten Unvorsichtigkeit legte die Gräfin Severa kein Zeichen an den Tag, begrüßte den sich tief verneigenden Hofmeister mit einem kurzen: „Guten Abend, Herr Magister,“ und drehte dann den Kopf gegen Folkrad mit der Frage herum: „Ist dies der junge Mensch, der zufällig an den See gekommen war?“ Auf die Bejahung von Seiten ihres Sohnes versetzte sie: „Ich erinnere mich nicht, welchen Namen nanntest Du?“ Der Befragte antwortete: „Morhoff, chère maman,

ein Kieler, Studiosus an der Universität.“ — „Ja, mir kommt's in's Gedächtniß, daß Du so sagtest — Morhoff.“ Sie faßte diesen, den Namen wiederholend, scharf in's Auge und fügte nach: „Der Zufall hat Sie begünstigt, junger Mann, sich ein Verdienst um dies Haus erwerben zu können, und ich sehe, daß man Sie gebührender Weise veranlaßt hat, diese Nacht als Gast darin zuzubringen. Es kann servirt werden.“

Das Letzte war an den neben der Thür wartenden Lakaien gerichtet; ‚madame la grand'mère', wie sie von der Schloßdienerschaft ausschließlich betitelt wurde, ließ sich auf ihren Sessel am Oberrande des gedeckten Tisches nieder. In den Mienen der Uebrigen ward etwas Befreites, gewissermaßen von einer heimlichen Beklemmung Aufathmendes erkennbar; die Gräfinmutter hatte keine Mißbilligung des jungen Bürgerlichen als abendlichen Gastes am Tisch kundgegeben, sondern seine Anwesenheit als den Umständen nach geziemend genannt. Nur er selbst fühlte sich seit ihrem Eintritt frostig angerührt; eine Kälte ging von ihr aus, die sich wie ein Reif auf das schlichtungezwungene, warm Menschliche legte, das er bisher beglückend im Schloß empfunden. Sein Platz am Tisch war ihm neben dem Magister angewiesen, doch er hatte die bisherige leidliche Unbefangenheit verloren, saß stumm und genirt; beim Aufblicken be-

gegnete er einmal den Augen der Gräfin Severa, die sich offenbar prüfend auf ihn gewandt hielten, ob sein Benehmen, die Handhabung von Messer und Gabel beim Essen den Forderungen feinerer Bildung genügten. Seitdem vermied er, das Gesicht nochmals nach ihrer Richtung aufzuheben, ließ vorgeneigten Kopfes seine Lider halb niedergeschlagen; er empfand, daß er sich unter der Controlle wirklich unsicher und ungeschickt behabe, und ihm war's eine Erlösung, als madame la grand'mère die Tafel aufhob und in einen saalartigen Nebenraum hinüberschritt, wohin alle ihr nachfolgten. Hier setzte sie sich in einen Fauteuil am Rand eines großen, mit knatternden Holzscheitern lodernden Marmorkamins; ihr ferner abgerückt, ward dem jungen Studenten wieder etwas freieres Auftreten möglich. Wolfgang Walterstorff trat zu ihm hin und sagte: „Ich bin Ihnen auch dankbar, monsieur, daß Sie Ina aus dem Wasser geholt haben; es wäre mir doch unlieb gewesen, wenn Sie's nicht gethan hätten, denn da wär' ich vermuthlich nächstens einmal vor Langerweile gestorben.“ Merkbar dämpfte er seine Stimme, um nicht von der Großmutter gehört zu werden, doch der eigenartige Ton seines, dem des Vaters gleich etwas näselnden Organs ward dadurch kaum vermindert. Eine adlige Sprechweise war's, allein auch von dem Klang abgesehen,

hätte ein bürgerlicher Knabe eine Scherzrede nicht so zum Ausdruck gebracht. Nicht mit solcher Unbekümmertheit, ob das, was er sage, wirklich Witz enthalte oder nicht; ein Gefühl rührte daraus an, es genüge, daß er es sei, der den Spaß vorbringe. Folkrad Morhoff wußte nichts darauf zu erwidern, war sich außerdem nicht klar, wie er den Knaben anreden solle; sein Hofmeister nannte ihn Graf Wolfgang.

In die Worte desselben war von draußenher das Rollen eines vor dem Schloß anhaltenden Wagens hereingetönt, jetzt trat ein Lakai ein und überbrachte auf silberner Platte eine nach Art der Zeit mit Randzeichnungen umgebene große Visitenkarte. Der Blick des Grafen Walterstorff senkte sich darauf, dann sprach er halblaut ein paar Worte zu seiner Mutter und begab sich rasch hinaus, um nach einigen Augenblicken zurückzukehren. Er ließ jemand durch die geöffnete Thür vorauftreten, in dem Folkrad zu seiner Ueberraschung den etwa zehnjährigen Knaben wiedererkannte, mit dem er am Morgen auf dem Segeberger Kalkfelsen zusammengetroffen war; noch mehr aber setzte ihn in Staunen, daß die Gräfinmutter sich aus ihrem Sessel erhob, dem Ankömmling einige Schritte entgegentrat und ihn mit einer respectvollen Verneigung ansprach: „Ah, Monseigneur erweisen unserem Hause hohe Auszeichnung.“

Es hatte Eigenes, den überraschend so betitelten Knaben sich mit der nämlichen ruhigen Bestimmtheit im gräflichen Schlosse, wie auf der kleinen Berghöhe benehmen zu sehn. Kaum erst mehr als in halber Größe vor der hochschlanken Gestalt der Gräfin Severa dastehend, bog er den Kopf vor, ihr mit vollendetem Anstand die Hand zu küssen, und entgegnete: „Wir kommen auf der Fahrt von Eutin nach Plön in dem fast taghellen Mondlicht vorüber, Madame, und wollten trotz der späten Stunde nicht versäumen, einem Hause von so ausgezeichnetem geistigen Renommé unsere Visite abzustatten.“

Eine erstaunliche Frühreife redete aus der Wahl und dem sicheren Vorbringen der Worte, von zweifelloser Gewöhnung des Sprechers zeugend, sich in solchen Kreisen zu bewegen, allein unverkennbar lag noch etwas Anderes darin, das einem festen Beruhen auf einer eigenartig angelegten, schon im jugendlichsten Alter ausgebildeten Persönlichkeit entsprang. Folkrad Morhoff befand sich in einer günstigen Stellung, so daß sein Blick die auf einen Tisch gelegte Visitenkarte zu erreichen und innerhalb ihrer Umrahmung den Namen: „Le prince Maximilian de Wied“ zu lesen vermochte. Der Knabe war ein jüngerer Sohn des regierenden Fürsten Friedrich Carl von Wied-Neuwied aus uraltestem rheinischen Dynastengeschlecht, gegenwärtig mit seinem,

zurückgezogen im Hintergrund stehen gebliebenen Hofmeister auf einer Reise durch's holsteinische Land begriffen; merklich zeigte er sich im voraus über die Familienmitglieder auf Altenkamp unterrichtet, die er jetzt gleichfalls begrüßte. Dann ward er Folkrads ansichtig, trat zur Ueberraschung aller auf ihn zu und sagte, ihm die Hand darbietend: „Treffen wir hier wieder zusammen, monsieur? Das ist ein hübscher Zufall, der mich erfreut. Es war mir leid, daß ich Sie heute Morgen auf dem Kalkberg nicht um Ihren Namen befragt hatte."

Mechanisch nannte der junge Student diesen, ein wenig unschlüssige Verlegenheit schien sich in den Mienen des Grafen und der Gräfin über die zuvorkommende Begrüßung des bürgerlichen Gastes durch den jungen Prinzen kundzuthun, in welchem dieser einen Angehörigen der Familie vermuthet haben mochte. Die Gräfin Severa indeß gab eine Erläuterung der abendlichen Anwesenheit desselben im Schlosse: „Meine Enkelin ist durch einen Unfall vorhin auf dem Eis eingebrochen, und der junge Morhoff kam grade zu rechter Zeit an die Stelle, um ihr Hülfe leisten zu können."

Offenbar ließ die Erklärungs-Absicht augenblicklich die Sprecherin den Vorgang stärker betonen, es klang ziemlich klar daraus hervor, daß es sich um

eine Lebensrettung der Verunglückten gehandelt habe. Der fürstliche Knabe wandte sich nochmals gegen Folkrad zurück und sagte: „Das war eine That, um die ich Sie beneide; die Menschen sind dazu auf der Welt, sich in Nothfällen beizustehn. Mir kam's so vor, als ich Sie auf dem Felsen sah, daß Sie im richtigen Augenblick den Muth und die Tüchtigkeit dazu haben könnten. Deren bedarf ein Naturforscher vor allem, wenn er fremde Länder bereist. Beabsichtigen Sie etwa, ein solcher zu werden?"

„Nein, ich bin Student der Theologie."

Der junge Prinz drehte sich bei der Antwort der Tochter des Hauses zu: „Nehmen Sie meinen nachträglichen Glückwunsch entgegen, Comtesse. Es ist gut, zu leben, wenn man ein Lebensziel in sich trägt, dem man mit aller Kraft nachtrachtet. Ich bin bisher noch nicht dazu gelangt, meinen Begleiter, Doctor Freireiß vorzustellen."

Folkrad Morhoff ward von einer Empfindung angerührt, der fürstliche Knabe habe sich mit einer gewissen Kühle von ihm abgekehrt, und an die Stelle des zuvor für ihn an den Tag gelegten Interesses sei bei jenem Gleichgültigkeit getreten. Er fühlte sich nicht weiter von ihm beachtet, ward nicht mehr in die Fortsetzung der Unterhaltung hineingezogen, sondern hörte ihr nur, bei Seite stehend, zu. Sie erging sich

über Mannigfaltiges, stets die nämliche kurze und klare Präcision in den Aeußerungen des jungen Prinzen kundgebend. Graf Walterstorf fragte, ob er sich nicht erlauben dürfe, ihm ein Nachtquartier im Schlosse bereiten zu lassen, doch der Eingeladene lehnte dankend ab: „Ich habe uns in Plön Unterkunft bestellt und werde von dem Gastwirth erwartet, bin also verpflichtet, mich einzufinden. Doch bleibe ich dort nur bis zum Frühmorgen; die Stadt ist mit vornehmen französischen Refugiés angefüllt. Ich schätze diese nutzlosen Leute nicht, die ihr Schicksal verdient haben."

Wer geschlossenen Auges daneben saß, mußte glauben, einen lebenserfahrenen Mann sprechen zu hören; mit dem gleichen Ton der Ernsthaftigkeit und des Ueberdachten kam jedes Wort vom Munde des sonderbaren Knaben. Und so auch gab er im Weitergang des Gespräches seiner Meinung Ausdruck, als die höchste Aufgabe eines Menschen bedünke ihn, sein Leben in den Dienst der Erforschung der Natur zu stellen, in ihre Gesetze einzudringen, um sie zu offenbaren. Der letzten Bemerkung fügte er nach: „Doch man muß zuvor lernen, um lehren zu können. Ich habe einen Rundweg über die Universitäten im Norden Deutschlands gemacht, an Vorträgen der bedeutenden Lehrer der Naturkunde theilzunehmen und stehe im

Begriff, zu demselben Zweck den Professor Schellhorn in Kiel aufzusuchen, vor dessen Kenntnissen und selbstständiger Auffassung ich große Hochachtung empfinde. So bedaure ich, mich jetzt wieder verabschieden zu müssen."

Damit erhob er sich vom Sitz, dies kurz, doch in den vollendetsten Formen der großen Welt ausführend, und um eine Minute später rollte sein Wagen draußen wieder davon. Graf Walterstorff hatte ihn geleitet und sagte zurückkehrend: „Eine eigenthümliche frühgereifte Persönlichkeit; ich hatte schon vernommen, daß Seine Durchlaucht sich auffällig von ihren fürstlichen Standesgenossen unterscheiden solle."

Die Aeußerung hatte etwas Unbestimmtes an sich, ließ nicht deutlich erkennen, was sich in ihr ausdrücke. Die Gräfin Cornelie beschränkte sich darauf, zu wiederholen: „Ja, sehr eigenthümlich," während Wolfgang Walterstorff dazwischen lachte: „Ich hatte ein paarmal Mühe, nicht herauszuplatzen; er sprach ja wie ein Buch und muß doch noch jünger sein, als ich."

Die Gräfin Severa stand jetzt ebenfalls auf und sagte: „Ich will mich zurückziehen. Er bedünkt mich, Anspruch auf seinen Fürstenrang zu erheben und nach diesem mit souveräner Selbständigkeit über seine Anschauungen und seine Lebensführung zu entscheiden.

So wünsche ich Euch, auch Ihnen, Herr Morhoff, eine gute Nacht."

Der Tadel, der sich zweifellos in ihrer Aeußerung kundgab, nahm offenbar Rücksicht darauf, daß er sich über einen Prinzen aussprach, und ließ deshalb eine Doppeldeutung zu, die auch das Gegentheil in ihn hineinlegen konnte. Nicht zu verkennen aber war's, die außerordentlich freundliche Begrüßung des jungen bürgerlichen Studenten durch den fürstlichen Knaben habe jenem in den Augen der Gräfinmutter ein gewisses Relief verliehen, so daß sie, ihrem vorherigen Behaben entgegen, jetzt beim Fortgang von ihm Notiz nahm und ihn unter Anrede mit seinem Namen in ihren Gutnachtwunsch mit einschloß. Auch bei dem Grafen und der Gräfin machte sich eine gleiche Einwirkung bemerkbar, von dem späteren gleichgültigen Verhalten des Prinzen gegen ihren Abendgast hatten sie nichts empfunden, und sie verabschiedeten sich von diesem äußerst freundlich unter Darreichung ihrer Hand. Nur Comtesse Ina zögerte einen Augenblick damit, holte es dann jedoch rasch mit der Aeußerung nach: „Laufen Sie nur nicht im Traum auf dem See Schlittschuh; Sie wissen, das Eis hält nicht mehr, und ich wäre nicht da, Ihnen gleiches mit gleichem zu vergelten." Das ließ ihren Bruder auflachen: „Soll er denn mit dem Bett durchbrechen? Dann rappelt er sich

wohl selbst wieder heraus und legt sich auf's Sopha." Er gab Folkrad ebenfalls die Hand oder klatschte mehr kurz in die dargebotene hinein: „Können Sie reiten? Da will ich Ihnen morgen früh meinen Fuchs produciren. Aber Sie verstehn wohl nichts davon."

Der alte Magister zündete auf dem Flur eine Kerze an und sagte: „Ich bringe Sie hinauf, meine Stube ist nah bei Ihrer." So stiegen sie zusammen die Treppen hinan, der Hauslehrer trat mit in das Zimmer des Gastes ein, die Lichter hier in Brand zu setzen; danach sprach er halb vor sich hin: „Das war ein merkwürdiger kleiner Durchlauchtiger, die Art ist mir noch nicht vorgekommen. Daß er Ihnen die Hand gab, hat sehr überrascht. Von woher kannten Sie ihn denn?"

Der Befragte antwortete drauf, doch nur kurz; es drängte ihn, einem Menschen auszusprechen, was ihn übervoll erfüllte, die unglaublich herzliche Aufnahme, die ihm im Schloß zu theil geworden; so habe er sich ein gräfliches Haus nicht vorgestellt. Mit seinem leisen Lächeln erwiederte Sebastian Schneider: „Nun, Sie haben sich solche Aufnahme doch genugsam verdient, junger Freund, doch davon abgesehen, befinden Sie sich in einem mit Liebenswürdigkeit sehr freigebigen und deshalb weitrenommirten Hause."

Folkrad zauderte ein bischen, aber dann versetzte er mit jugendlicher Rückhaltslosigkeit: „Nur die ältere Frau Gräfin scheint anders — sehr hochmüthiger Natur zu sein — und erst nachher, als der Prinz mir die Hand gereicht, ließ sie sich etwas zu mir herab, erinnerte sich sogar meines Namens beim —“

Einfallend nickte der Alte: „Ja, das ist sie wohl, ist wohl anders. Ich habe sie schon vor fünfzig Jahren gekannt, Comtesse Ina ist ihr von damals jetzt wie aus dem Gesicht geschnitten. So kehrt's im Menschenleben wieder — lassen Sie sich einmal genauer ansehen. Ja, da ist's auch, mir kam's schon den Abend über so vor. Ihren Großvater habe ich ebenfalls wohlgekannt, nicht später mehr, wie er Kanzleirath war, früher als studiosus juris oder Anfänger in seiner Carriere. Er war ein ungewöhnlich schöner und hochbegabter Mensch, der etwas Poetisches an sich hatte. Sie sind ihm ebenso aus dem Gesicht geschnitten, so viel die Erinnerung mir sagt; ich will Ihnen damit kein Compliment machen, das ist hier auf der Stube nicht nöthig. Wie sind Sie denn dazu gekommen, Theologie zu studiren? Ihr Vater, meine ich, war doch auch Jurist.“

Folkrad erwiderte, er sei als Waise bei seinem

Oheim Fabronius, dem Professor der Gottesgelahrtheit, aufgewachsen und ihm von früher Kindheit auf selbstverständlich gewesen, daß er denselben Beruf einschlage. Dazu nickte der Magister wieder: „So, so, das erklärt es ja; in ähnlicher Weise bin ich auch Theologe geworden, es kehrt alles im Menschenleben immer wieder. Ich bin seit dreißig Jahren nicht mehr nach Kiel gekommen und kenne Ihren Onkel nur von Hörensagen; er hat auch wohl eine Tochter, mit der Sie zusammen aufgewachsen sind. Nun, das ist ja gut. Steht über dem Thorbogen von der Nicolaikirche nach dem Marktplatz noch die alte Schrift: ‚Unser Leben währt siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen?‘ In Ihren Jahren habe ich manchmal davor gestanden, um den Spruch zu lesen, und nicht verstanden, was das hieß. Nun wollen wir noch ein paar Augen voll Schlaf nehmen, in meinem Alter stellt sich der Morgen frühzeitig ein.“

Der junge Student hatte noch eine Frage auf der Zunge, doch sie blieb ihm hinter den halbgeöffneten Lippen stocken, und er sagte statt dessen: „Ich hörte, daß Sie dem Prinzen von Wied mit dem Namen Sartorius vorgestellt wurden, Herr Magister. Ist das Ihr eigentlicher?“

„Er war's früher, mein Vater hieß sich noch so, ich bin wieder ein Schneider geworden. Aber hier nennt man mich bei meiner Vorstellung wohl noch Sartorius, es klingt besser und man ist bedacht, mich anständig zu präsentiren. Mein Vorvater verdiente sich einmal mit dem Schneiderhandwerk redlich sein Brod, er gab sich den Namen davon, und ich hab's ihm wieder nachgethan."

„Doch warum sind Sie nicht Pastor geworden, Herr Magister? Bei Ihren Beziehungen zu den vornehmsten Familien im Lande hätten Sie doch sicher leicht eine vortreffliche Stelle bekommen können. Haben Sie's nicht gewollt?"

„Früher hätt' ich's vielleicht, aber es hat sich nicht so gemacht. Nöthig war's ja auch nicht, ich hatte keine Braut und qualificirte mich besser als Hauslehrer. Ich bin müde, wir wollen schlafen gehn."

Die Augen des Sprechers bestätigten es gegenwärtig durch einen sehr müden Ausdruck, doch Folkrad brachte trotzdem jetzt noch die vorher wieder zurückgeholte Frage vom Mund. „Sie sagten, die Comtesse Leopoldine sehe ihrer Großmutter sehr ähnlich, wie diese in der Jugend gewesen. Ist sie ihr sonst auch ähnlich?"

Eigenthümlich kam noch wieder Lebendigkeit zwischen die Lider des Alten, doch er versetzte, kurz

den Kopf schüttelnd: „Das weiß ich nicht, in junge Frauenzimmer kann man nicht hineinsehen. Warum fragen Sie danach? Das ist etwas, das unsereins doch nichts angeht. Sie werden gut thun, recht früh morgen aufzubrechen, damit Sie noch bis Kiel hinkommen, aber ich sehe Sie wohl noch. Gute Nacht, liebes Kind."

Er reichte seinem jungen Berufsgenossen die magere Hand und ging; der Zurückbleibende fühlte erst jetzt, daß auch er, wohlberechtigt, todtmüde sei. Schon beim Auskleiden wirrten sich ihm die Vorstellungen durcheinander; als er sich ausgestreckt, standen in weiter Ferne gegen den Himmelsrand die grauen Thürme von Lübeck vor seinen geschlossenen Augen. Eine Hand deutete nach ihnen, und dazu sprach mit wunderlicher Ernsthaftigkeit die Stimme eines Knaben. Doch das weißgepuderte Haar über seiner Stirn wandelte sich in lichtbraune Farbe um, und die Züge darunter veränderten sich zu einem Mädchengesicht, das, ganz niedrig am Boden, mit dunkelblauen Augensternen nur eben über ihn aufsah. Folkrad Morhoff machte eine schreckhaft ungestüme Bewegung, wie wenn er aufspringen und vorwärts laufen wolle. Aber in Wirklichkeit führte er dies nicht aus, sondern warf sich nur heftig herum, denn er lag im tiefen Schlaf.

Draußen beglänzte eine Vollmondnacht Land und See, dem jungen Prinzen sichere Wagenfahrt nach Plön ermöglichend. Die Schloßbewohner hatten keinen anstrengenden Tag hinter sich liegen, so daß sie noch nicht unter besonderer Müdigkeit litten, auch madame la grand'mère nicht. Sie ließ sich ihre kunstvolle Thurmfrisur von der Kammerzofe auflösen, doch danach schickte sie die Dienerin fort, ohne sich wie sonst zuvor unter den Baldachin ihres Bettes zu legen und von ihr die Kerzen auslöschen zu lassen. Sich noch in einen Fauteuil setzend, blieb sie so eine Zeitlang vor sich hinblickend; dann stand sie auf, blies die Lichter aus, rückte den Sessel näher ans Fenster und ließ sich nochmals in ihn nieder. Ihr noch dichtes weißes Haar fiel lang auf ihre weiße Nachtgewandung herab und darauf lag in breiter Bahn der weiße Schein des Mondes. Der Anblick hätte für einen Hereintretenden etwas geisterhaft Anrührendes gehabt; ihre Gestalt erschien einem weißen Steinbild gleich, denn sie sah ohne Regung in die Glanznacht hinaus.

Im anderen Schloßflügel hatte Graf Walterstorff seine Gemahlin in ihr Schlafzimmer geleitet und begab sich in das seinige daneben. Auf der Schwelle wendete er sich noch einmal und sagte: „Uebrigens ein wohlerzogener junger Mensch, auch äußerlich von

guter Präsentation, der vielleicht künftig Wolfgang einmal als Hofmeister auf Reisen begleiten könnte. Solche Leute sind, wenn man sie braucht, nicht immer zu haben, und Schneider wird doch zu alt dafür. Ich besorgte, meine Mutter würde ihn abfälliger aufnehmen, aber für ihre sonstige Refüsirung aller bürgerlichen Elemente hat sie über Erwarten von seiner Anwesenheit Notiz genommen. Ich begreife nicht, wie ein Standesbewußtsein so weit gehen kann; in Anbetracht des wirklichen Dienstes, den der junge Morhoff uns doch geleistet, würde ich es von mir etwas engherzig finden. Wenigstens fühle ich mich ihm in der That zu einer Revanche verpflichtet und werde ihn einladen, dann und wann einige freie Sommertage bei uns zuzubringen. Das wird mir auch Gelegenheit bieten, mich über seine Qualification zum Informator besser zu unterrichten."

Ina Walterstorff hatte sich nach ihrer Gewohnheit sogleich zur Ruhe begeben, doch wider ihre Gewöhnung schlief sie nicht sofort ein. Es war so hell im Zimmer, das Mondlicht drang ihr durch die geschlossenen Lider, und nach einer Weile huschte sie noch einmal aus dem Bett, um den Laden zu schließen. Doch wie sie das Fenster geöffnet, vergaß sie, was sie vorgehabt, die helle Nacht lag so seltsam, wie in einem geheimnißvollen Schweigen draußen, sie konnte

sich nicht erinnern, schon eine solche gesehen zu haben. So blieb sie eine Zeitlang am Fenster und blickte hinaus; aber es war keine Sommernacht, sondern erst die noch kaum leise beginnenden Frühlings, von der zum Theil noch übereisten Seefläche wehte es kalt herüber, und ein Schauder durchlief sie plötzlich vom Nacken bis zu den bloßen Füßen. Eilig flüchtete sie zurück, die seidene Decke fest über sich zu schlagen; doch sie konnte nicht warm werden, denn sie lag eingebrochen im Wasser, fühlte den erstarrenden Frost nach dem Herzen und den Händen fassen, und mußte ihren Halt loslassen und untersinken, wenn ihr niemand zu Hülfe kam. Zum Glück indeß wiederholte sich ihr dies Gefühl nur im Traum, und halb ward sie sich dessen auch bewußt. Denn sie murmelte einmal: „Ich bin ja garnicht im Wasser." Gleich danach indeß streckte sie ihre beiden Hände weit vor, hob sich mit dem Oberkörper empor und sagte um einen Augenblick später laut: „Das war muthig, denn Sie hätten leicht mit mir einbrechen können."

Die ungewöhnlich linde Frühlingswitterung dauerte noch an, als Folkrad Morhoff am andern Morgen seinen Heimweg fortsetzte. Von den Damen im Schloß hatte er nichts mehr gesehn, doch Graf Walterstorff begleitete ihn ein Stückchen bis an's Ende eines hohen alten Baumganges, von dem aus er ihm

den nächsten, abkürzenden Weiterweg beschrieb. Dann verabschiedete er sich von dem jungen Studenten, nochmals seinem Dankgefühl Ausdruck gebend und schloß daran, es werde ihn stets aufrichtig erfreuen, wenn der Beihelfer seiner Tochter im Sommer Zeit und Neigung finde, wieder auf Altenkamp vorzusprechen und einige Tage dort zuzubringen. Der Graf schritt durch die Allee zurück, und Folkrad ging in der gedeuteten Richtung vorwärts. Eine Zeitlang, dann wandte er den Kopf und sah noch einmal nach dem weißen Schloß. So hatte es gestern, als ein kleiner heller Punkt, in weiter Ferne vor ihm gelegen, wie er auf dem Segeberger Kalkfelsen gesessen. Nicht glaubhaft wollte es ihn bedünken, daß seitdem erst ein Tag und eine Nacht vergangen seien.

Das große weiße Gebäude schimmerte lautlos und reglos zwischen kahlen Baumwipfeln hervor, und keinerlei Bewegung war ringsumher außer der seinigen. Nur wie er von der Straße auf den ihm bezeichneten Fußsteig abbog, ließ der Sonnenauffall an einem Gehölzrand etwas aus ihm Hervortretendes wahrnehmen, nach der Bekleidung eine weibliche Gestalt, wohl ein Bauernmädchen, zu weit hinüber war's zum deutlichen Unterscheiden. Ein leichtes helleres Geflimmer zeigte, daß sie Folkrad das Gesicht zugewandt halte, doch nur einen Augenblick lang, dann bückte

sie sich, wahrscheinlich um eine schon vor ihr vom Boden aufblickende Frühlingsblume zu pflücken. In der Bewegung lag etwas von anderer Art als der eines Landmädchens, es kam Folkrad erst, als er einige Schritte weiter gemacht hatte, und unwillkürlich drehte er den Blick noch einmal zurück, indeß umsonst, denn die Gestalt war wieder hinter einem grauen Buchenstamm unsichtbar geworden. Aber in ihm hatte sich plötzlich trotzdem fast zur Gewißheit die Vermuthung gestaltet, es müsse die Comtesse Leopoldine gewesen sein, seinem Gedächtniß wachte eine Bemerkung ihres Bruders auf, mit der er sie wegen ihrer Liebhaberei, früh morgens wie eine Wachtel im Feld herumzustreichen, gehänselt hatte. So erklärte sich, daß sie sich bei seinem Weggang nicht eingefunden, um ihm Adieu zu sagen; ein bischen kränkend war er davon berührt worden. Sie hatte wohl nicht gedacht, er werde so früh aufbrechen, aber nach einer Aeußerung des alten Magisters war's ihm angemessen erschienen, nicht länger zu bleiben.

Dem jungen Fußgänger war, seitdem er sich von Altenkamp aufgemacht, noch nicht zum Bewußtwerden gekommen, wie wundervoll der Frühlingstag sei; erst jetzt nahm er plötzlich das tiefe Blau des Himmels gewahr, wie mit einem Goldnetz überspannen die Sonnenstrahlen auf den Ackerfeldern die grünen, wind-

flimmernden Halmspitzen der Wintersaat, über der hoch in der Luft der Gesang von unsichtbaren Lerchen auf und nieder stieg. Das Alles war — seit gestern besaß Folkrad eine Wortbezeichnung für die Empfindung, die es ihm im Innern regte — es war, fast erschreckend, schön.

Bald gelangte er zu dem auf einer Landzunge zwischen großen glitzernden Seeflächen belegenen Städtchen Plön, durchschritt rasch und achtlos den kleinen Ort, um wieder in die köstliche Stille der freien Natur hinauszukommen, und erst als er die letzten Häuser hinter sich gelassen, wachte ihm ein an's Ohr geschlagener wunderlicher Klang auf, daß er auf dem Marktplatz und der Straße nicht deutsche, sondern laut conversirende französische Sprache um sich vernommen habe; offenbar beherbergte Plön zur Zeit eine vollständige Colonie von Fremden, die sich, aus Frankreich gekommen, darin niedergelassen. Doch nur ein flüchtig ihn anrührender Rückgedanke war's, über ihm jubelten wieder die Lerchen wie Stimmen aus der Unermeßlichkeit des blauen Aethergewölbes herab. Abermals neben einem langgestreckten See hinwandernd, erreichte er den ansehnlichen Marktflecken Preetz, das schon fast ein Jahrtausend alte wendische ‚Poreze‘, dessen Name seine Lage ‚am fließenden Wasser‘ kundgab. Dies rauschte ihm auch bald zur

Seite, die Swentine, der ‚heilige Fluß‘ jener frühen slavischen Bewohner der östlichen Landstriche Holsteins. Ein reges Hungergefühl kündete Folkrad, es sei Mittagstunde, er setzte sich an den Uferrand und nahm die vortreffliche Zehrkost hervor, mit der ihn die Schloßküche reichhaltig ausgerüstet hatte. Unter seinem Sitzplatz zeigte der feuchte Grund sich bereits von einem dichten grünen Gewucher überdeckt; die warme Sonne schien es förmlich wie mit goldenen Fingern höher zu sich herauf zu heben, so daß man die Blättchen und Halme vor den Augen wachsen zu sehen glaubte. Auch der hohe Buchenwald zu beiden Seiten des singend plätschernden und glimmernden Flüßchens stand nicht mehr todt, braunanschwellende Knospen begannen überall das feine kahle Zweiggeflecht zu verdichten. Nur noch ein sich geheim regendes Leben war's, aber alles sprach, der Frühling hebe an, früher und rascher drängend, als er es sonst unter dem kühlen nordischen Himmelsstrich pflegte. Der Rasthaltende blickte, mit frischer Eßlust seine Wegkost verzehrend, auf das ihm vor den Füßen vorüberschnellende Wasser, und nachrechnend besann er sich, es mußte der erste Apriltag sein. So zeitig konnte er sich nicht erinnern, daß der Frühling je angefangen und auch niemals noch so schön. Doch wie er nun gestärkt seinen Weg fortsetzte, empfand

er das um ihn aufdrängende Leben gleichfalls in sich selbst. Ihm war, er habe sich noch nie so kraftvoll, so freudig — ein närrisches Wort war's, aber drückte es dennoch am eigentlichsten aus — so jung gefühlt.

Durch's lieblich sich windende Swentinethal ging er abwärts, wie beflügelten Fußes, denn heller Tag umgab ihn noch, als er das von bläulichen Rauchschleiern umzogene Fischerdorf Ellerbeck erreichte. Vor diesem aber spielten leismurmelnde Wellen an den Strand; während seiner Abwesenheit hatte der Winter ein Ende genommen, die Eisdecke des Hafens war zergangen und spurlos verschwunden, und ein Boot trug ihn zu den braunen Dächern unter dem spitzen Kirchthurm von Kiel hinüber. Doch der rasche Gang hatte ihn warm gemacht, mit kühler Anathmung kam's aus dem Wasser herauf, und wie er, dem alten Stadtbild entgegenblickend, jetzt reglos dasaß, überlief's ihm einmal mit einem frostigen Anschauern den Rücken.

Als er zur Schmiedestraße in das Haus seines Oheims gelangte, neigte der Tag sich zum Schluß; die Sonne war untergegangen, nur ein rothes Abendlicht spielte noch durch die kleinen Fensterscheiben. Bei dem Aufhallen seines Schrittes auf der Treppe traten der Professor der Gottesgelahrtheit und Dörthe

Fabronius aus den Zimmerthüren hervor, um den von seiner gesundheitsförderlichen Fußwanderung Heimgekehrten zu begrüßen. Doch Folkrad Morhoff stand einen Augenblick lang, als ob er sie nicht erkenne; im düsteren Flur webte die Dämmerung schon zu stark, aber einem dunkelnden Schleiergewebe gleich lag's auch vor seinem inneren Auge. Ihm war, er habe geträumt oder er sei noch in einem Traum, und erst wie nach einem aufwachenden Besinnen brachte er vom Mund: „Ja, Sie sind es, hochverehrter Herr Oheim — und Du, Dörthe — und da — ich glaube, da ist meine Stube. Der Weg hat mich etwas müde gemacht, und ich möchte ein bischen ausruhen."

III.

Nun endeten die Ferien, das neue, sommerliche Universitätssemester begann, und gleich einem, dem Uebergang im Puppenzustand entschlüpfenden Schmetterling, entwickelte sich aus dem ungewöhnlichen Vorfrühling der wirkliche. Die Nicolaikirchenglocke rief wieder die Studentenschaft in die, sich nach manchwöchentlicher Ruhe auf's neu belebende Kattengasse, in den Auditorien klangen ciceronianisch tadellos die Lehrstimmen der vier Fakultäten, die nachschreibenden Kielfedern der Hörer knirschten eilig über das grobkörnige Papier, und am plätschernden Hafenrande rollten die Linden des philosophischen Ganges aus braunen Knospen weichgrüne Blätter hervor. Darunter wandelten nach des Tages ernster Pflichterfüllung mit Allongeperrücken und Haarbeuteln jetzt die Koryphäen der Christiana Albertina annehmlicher im flimmernden Schatten zur relaxatio des Geistes und zum adjumento der leiblichen Gesundheit, bedeutsame Zwiesprachen führend und bei Begegnungen mit geziemlicher Hochachtung sich zum

Gruße vor jedem ordentlichen Collegen als legitimem Sohne der alma mater verneigend.

Das Alles brachte der Sommerbeginn nur als schon immer so Dagewesenes zurück, in jedem Jahr hatte es Folkrad Morhoff unveränderlich gleicherweise gewahrt, und dennoch war's ihm, als sähe er's zum ersten Mal. Er sagte sich wohl, eine Täuschung sei's, die Menschen und Dinge um ihn die nämlichen, aber in seinen Augen mußte sich etwas verändert haben, denn alles erschien ihm anders als früher. Das Wie belegte er sich nicht mit einem Wortausdruck, oder wenn sich ihm aus den Gedanken eine Bezeichnung dafür herausdrängen wollte, so scheuchte er sie vor ihrer fertigen Gestaltung zurück, doch seinen Blick konnte er nicht vor der neuartigen Aufnahme alles dessen, was ihn täglich umgab, verschließen. Und ein gleich wunderliches Spiel betrieb das Ohr mit ihm. Wenn er durch die engen Straßen Kiels ging, glaubte er über sich vom Himmelsblau herunter beständig Lerchengesang zu hören, daß er öfter unbewußt stehen blieb und geraume Zeitlang nach den braunen Ziegeldächern aufsah. Dann merkte er, die Leute blickten ihn verwundert an, als ob er wohl nicht ganz richtig im Kopf sei, und sich besinnend schritt er rasch zur Universität weiter. Doch mehr als einmal trat er nicht in ihre Thür, sondern ging vorüber, der neuen Wasser-

allee zu und durch diese bis zu ihrem Ende fort, wo er ins freie Land, auf Wiesen und Saatkoppeln gelangte. Hier streckte er sich an einem Zaunknick in's schon hochaufstreibende Gras, sah die weißen Wolken über sich ziehn und horchte danach mit geschlossenen Lidern. Denn ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn, wirklich das Jubeln der Lerchen in der blauen Luft zu vernehmen. Das gehörte auch zu dem, was anders geworden, nicht an ihnen, sondern in ihm. Jedenfalls hatten sie schon im vorigen Frühling wie in jedem früheren Jahr ebenso fröhlich gesungen, aber ihm war kein Verlangen danach in den Sinn gekommen, es anzuhören. Nicht in den Sinn, sondern in die Seele; er empfand, das sei wohl eigentlich das richtige Wort.

Immer aber kam ihm dabei auch das andere neue Wort wieder, das er auf seiner Osterferienwanderung unterwegs gefunden. Ja, ‚schön' waren der Himmel und die Erde, die Vogelstimmen und das unendlich mannigfaltige Wachsthum der Pflanzen um ihn her; schön war's, so allein im Feld dazwischen zu ruhen, schön, zu leben und alles mit Auge und Ohr, oder mit der Seele in sich aufzunehmen. Denn das war wohl wieder das richtige Wort dafür, das er in gewisser Weise gleichfalls neu aufgefunden. Bisher hatte er unter der Seele nur eine

theologische Definition verstanden, das im Gegensatz zur sterblichen Leiblichkeit der Menschen für unvergängliche Fortdauer nach dem Tode Bestimmte. So befand er sich natürlich auch im Besitz einer solchen, doch zum Bewußtsein war ihm von diesem Eigenthum nie etwas gekommen. Jetzt aber fühlte er sie in sich und zugleich, daß sie nicht allein für das Jenseits, sondern ebenso schon für das irdische Leben eine Bedeutung habe. Denn die äußeren Sinne bildeten offenbar nur Vermittler der von ihnen aufgenommenen Eindrücke, überbrachten diese als Boten der Seele, ohne die alles von außenher Empfangene inhaltsleer und todt geblieben wäre. Die Umsetzung des Gesehenen und Gehörten zum Schönen ging nur in der Seele vor; mit einer geheimnißvollen Kraft vollzog sie's, in sich allem ein andres, höheres Leben verleihend, und was dann und wann, wundersam überlaufend, mit einem Schauer anrührte, war etwas, das ohne Wort und Laut unmittelbar zur Seele redete.

Wo Folkrad sich, dem Lerchengesang zuhörend, hinstreckte, ließ der Frühling mannigfache Blumen um ihn aufblühen, die er pflückte und aufmerksam betrachtete; doch sie sahen ihn dabei nur stumm an, über ihre Namen, die er gern gewußt hätte, gaben sie keine Auskunft. Dann trug die Luft wohl einmal von fern einen Glockenschlag zu ihm in's Feld her-

über, sich besinnend, sprang er plötzlich auf und lief der Stadt zu, das Pflichtgefühl mahnte ihn, nicht noch ein zweites Colleg zu versäumen. Aber seltsam geschah es mehrfach, daß er, vor der Universität angekommen, nicht in den Hörsaal des ordentlichen Professors der theologischen Wissenschaft, sondern in den des außerordentlichen Professors Günther Schellhorn gerieth, sich an den Seitenrand setzend, einem Vortrag desselben über Botanik, Zoologie oder Anatomie beiwohnte und nach dem Schluß mit der Bitte an den Docenten hinantrat, ihn über die botanische Benennung der Blumen, die er von draußen mitgebracht, zu unterrichten. Das that er mit einer bescheidenen Zaghaftigkeit, doch wie in einem nicht ganz geisteswachen Zustande, und Günther Schellhorn versetzte beim erstenmal: „Nachtwandeln Sie unterzeiten ein bischen am hellen Sonnentag, junger Freund, daß Sie sich wieder statt in die Pflanzschule der hohen Gottesgelahrtheit in meinen ordinären Küchengarten verirrt haben? Aber Ihrer Seele wird's zum Glück keinen Schaden thun; das ist so ein Ding, das zum himmlischen Manna auch etwas von irdischer Kost vertragen kann, und fürs Leibliche sehe ich mit Vergnügen, daß Ihr Blut besser in Umlauf gerathen ist, als vor der Ferien. Für dies nützliche Geschäft hat das Herz zu sorgen und thut's manchmal

plötzlich, besonders in Ihrem Alter, wenn das beste Mittel dazu angewandt wird. Das scheinen Sie mir inzwischen gethan zu haben, seitdem ich Sie im dürren Weisheitsgang unter den kahlen Linden traf. Die sind auch ausgeschlagen, der Frühling treibt überall den Saft; na, darum brauchen Sie nicht roth zu werden. Die Pflanzen bestimme ich Ihnen besser im Sitzen bei mir zu Haus, hier im Stehen geht's Ihnen doch nur zu einem Ohr hinein und zum andern heraus. Wenn Sie mit mir kommen wollen —"

Die Aufforderung zeugte von einem Wohlgefallen, das der Sprecher an dem Jüngling fand, wie es sich schon auf dem philosophischen Weg kundgegeben, und Folkrad leistete bereitwillig der Einladung Folge. Am ersten Tage zwar etwas befangen, er hatte selbst empfunden, daß ihm bei der Erwähnung des besten Mittels, das Herz in raschere Thätigkeit zu versetzen, und der nachgefolgten Bemerkung eine Röthe ins Gesicht gestiegen sei, ohne daß irgendein Grund dafür vorhanden gewesen. Doch beim nächsten Mal begab er sich ohne Zaudern mit in die Wohnung Günther Schellhorns, hatte durch Mitnahme anderer Pflanzen aus dem Feld Vorsorge getroffen, daß jener seine Aufforderung wiederholte. Eine neue Welt war's, in die ihn die große Stube des Zoologen,

Botanikers und Anatomen mit ihren Sammlungen von ausgestopften Säugethieren und Vögeln, Insecten, Reptilien und Präparaten in Spiritusbehältern rings-um an den Wänden versetzte; bisweilen kam's ihm vor, er sitze wirklich dazwischen wie in einem halb unbewußten nachtwandelnden Zustand, aber in diesen klang ihm die erklärende und belehrende Stimme des neben ihm Sprechenden wie aus hellem Sonnentag her hinein. Und Günther Schellhorn verfiel seltener in den spöttischen Ton, den er anfänglich bei dem jungen Theologen im Munde getragen, sondern erläuterte ihm stundenlang ernsthaft bald dieses, bald jenes, als ob er mit einem Jünger der Naturwissenschaft ein Privatissimum abhalte.

Wenn es aber Folkrad Morhoff sonderbar vorkam, als gewahre er die bekannten Menschen und Dinge um ihn her in diesem Frühling zum erstenmal, so versetzte dies ihn vielleicht am meisten bei seiner Hausgenossin und Cousine in Ueberraschung. Von seinen Knabenjahren auf war ihre äußere Erscheinung ihm etwas Selbstverständliches gewesen, er hatte sich nie gefragt, ob sie seinen Augen einen angenehmen Eindruck verursache, noch sie mit der eines anderen weiblichen Wesens in der Stadt verglichen. Doch jetzt sah er, daß sie, unverhältnißmäßig lang und hageren Wuchses, noch über seine eigne Größe

hinaufrage, grobsträhniges gelbes Haar um den Kopf trage und mit ebenso flachsfarbigen, kaum vorhandenen Brauen sich wie nackt über den fast farblos wässerigen Augen ausnähme. Sie saß mit ihrer Stickarbeit vor ihm, und auch die knochigen Finger ihrer breiten Hände nahm er zum erstenmal gewahr. Eine Verwunderung darüber drückte sich wohl in seinem Gesicht aus, denn sie fragte einmal: „Warum siehst Du mich so aufmerksam an? Vergleichst Du mich mit einem andern Mädchen, das mir ähnlich ist?" Darauf antwortete er hastig: „Nein," und der Wahrheit gemäß, denn mit wem hätte er sie vergleichen sollen; aber er fühlte, daß er bei der Frage, wie bei der des Professors Schellhorn, roth geworden sei, ebenso ohne zu wissen, warum. Dörthe Fabronius zog ihre bunten Wollfäden weiter durch den Stramin, hielt ihm, nur noch etwas an dem blauen Hintergrund beschäftigt, das fertige weiße Lamm mit der rothen Kreuzfahne zur Betrachtung hin und sagte: „Ueber dem Sopha in unsrer künftigen Wohnstube wird es sich gut machen, und wenn ein andrer Pastor aus der Nachbarschaft zu uns zum Besuch kommt, wird er denken, er wollte, daß seine Frau ihm auch solchen Wandschmuck sticken könnte. Du mußt nur sorgen, daß wir uns das Sopha bald anschaffen können, ich will das Gestell von unserm Tischler im

Hof machen lassen, und einen billigen Cattunüberzug dazu habe ich auch schon im Auge."

Durch welche Umstände es so gefügt worden, vermochte Folkrad sich nicht deutlich anzugeben, aber seit diesem Tage hatte er sich nicht mehr in seiner Stube mit Dörthe Fabronius zusammen befunden. Oder es lag wohl daran, weil er sich gewöhnt, bei der zumeist schönen Witterung stets den Nachmittag im Freien zuzubringen, so daß er um die Zeit, wenn sie mit ihrem Stickrahmen zu ihm zu kommen pflegte, nicht dort war und erst in der Dämmerung nach Hause zurückkehrte. Dadurch fiel allerdings die Möglichkeit der Fortsetzung ihrer täglichen Gewohnheit weg, denn bei dem Talglicht, das er sich nach der Heimkunft auf seinem Tisch anzündete, konnte sie ihre Nadelarbeit nicht mitbetreiben. Und müßig, nur ein Gespräch führend, zu sitzen, ging gegen ihre Natur, sie mußte immer mit den Händen an etwas nützlich thätig sein. Im collegialischen Umgangskreis ihres Vaters genoß sie deshalb mit Recht die Auszeichnung, als das Muster einer künftigen Hausfrau zu gelten, und besonders sei einmal ein Pastor um ihre wirthschaftlichen Tugenden zu beneiden, deren Fleiß sich harmonisch mit Kunstsinn und unantastbarer Sittenreinheit verbinde.

Zuweilen kam es Folkrad Morhoff zum Bewußt-

werden, daß er seinem theologischen Studium nicht mit der gleichen Beharrlichkeit wie zuvor obliege und er konnte sich dann nicht verhehlen, sein Examen, seine Anstellung und — das knüpfte sich ihm unwillkürlich daran — die Anschaffung des Sophas für die Wohnstube laufe dadurch Gefahr, eine Verzögerung zu leiden. Aber dieser Vorhalt zerflatterte ihm aus dem Kopf, wenn er draußen weit durch Feld und Wald umherschweifte. Wie der linde Wind die weißen Wolken am Himmel ziehen ließ, so wanderten ziellos seine Gedanken in blaue Weiten hinaus.

Doch er war in sich fröhlich wie die Lerchen, das brachte wohl ein Frühling mit sich, den man zum erstenmal sah und hörte, in die Seele hinein empfand.

Was war eigentlich die Seele? Ihm kam eines Maitags die Frage, als er unter einem grünen Buchenüberhang lag, durch dessen hauchbewegte Blätter die Sonne ab und zu ein goldenes Geringel auf sein Gesicht warf. Günther Schellhorn maß offenbar nicht der Seele die Hauptbedeutung für das freudige menschliche Wohlbefinden bei, sondern dem Herzen.

Das war ein Körperorgan, mit dem Folkrad kaum eine Vorstellung verband. Selten einmal hatte er es in sich gefühlt, wußte nur, daß es sich nach einem raschen Lauf oder sonstiger starker Bewegung

ein Veilchen durch ein hörbares schnelles Klopfen bemerkbar mache. So bildete es doch lediglich einen leiblichen Bestandtheil, der nur durch körperliche Einwirkungen erregt wurde, und konnte mit der Seele in keinem Zusammenhange stehn. Unverständlich war's, was der Lehrer der Naturwissenschaften mit seiner Aeußerung gemeint.

Der junge Student hatte weite Wege gemacht, er schloß vor der Blendung der spielenden Sonnenfunken die Augen, hörte das Windsummen über sich und glaubte noch, Gedanken zu verfolgen, doch in Wirklichkeit überwältigte ihn eine süße Müdigkeit, so daß er im Schlaf lag. Wohl durch Stunden lang, denn wie er aufwachte, glühte der Himmelsrand vor ihm von purpurnem Abendroth, und erstaunt sah er drauf hin. Doch noch mehr setzte etwas Andres ihn in Verwunderung, ein Vorgang in ihm selbst. Deutlich fühlte er sein Herz klopfen, stark, mit hastigen Schlägen pochte es ihm gegen die Brustwandung. Das begriff er nicht, denn er war nicht gelaufen und gesprungen, hatte reglos schlafend unter dem Baum gelegen. Nur war's ihm, daß er etwas geträumt habe und wohl davon aufgewacht sei, doch er konnte sich nicht besinnen, was. Dann gestaltete sich seiner Vorstellung eine schattenhafte Erinnerung; er war mit dem Magister Sebastian Schneider zusammen in

einer dunklen Allee unter hohen, windrauschenden Bäumen gegangen. Unerklärbar war's, daß beim Zurückkommen dieses Gedächtnisses sein Herz, das sich beruhigt hatte, wieder ebenso rasch zu klopfen anhub; aber der Abend lehrte ihn sonderbar, der hastige Schlag werde nicht allein durch körperliche Anstrengung hervorgerufen, sondern könne sich auch einmal ganz grundlos bei völligem Ruhigverhalten einstellen.

Das Pfingstfest rückte jetzt nah heran, die Prediger an den beiden Kirchen Kiels arbeiteten mit besonderer rhetorisch-stilistischer Sorgfalt ihre Kanzelreden aus, um sich in der Verherrlichung des Gnadenwerkes der Ausgießung des heiligen Geistes zu überbieten, und die inländischen Studenten, deren Heimathsort nicht allzuentfernt lag, trafen Anstalt, die Feierwoche im Elternhause zuzubringen. Der Mehrzahl nach begaben sie sich in kleine Landstädte oder Kirchdörfer, wo es die Würde und höhere Bildung des ‚Musensohnes' voll zum Ansehen zu bringen galt; dies erheischte in erster Reihe ein tadelloses äußeres Auftreten hinsichtlich der studentischen Modetracht und Frisur, und durch reichhaltigen Verbrauch von Pomaden und Puder wurden die Haarkräusler der Stadt mehr noch als sonst in Verdienst gesetzt. Auch Folkrad Morhoff trat am Pfingstsonnabend in eine Friseurstube, um die gewohnheitsmäßige Ordnung an

seinem Kopf herstellen zu lassen, doch wie er sich auf den Stuhl niederließ, hieß er plötzlich den Ausüber, ihm das Haar völlig vom Puder zu befreien, sowie den Zopf und die ‚fresons‘, die über die Ohren herabgetollten Lockenwellen, kurz wegzuschneiden. Ein ganz unvorbedachter Einfall war's, über den indeß der Haarkünstler zunächst derartig erschrak, daß ihm der schon bereitgehaltene Puderquast aus der Hand auf den Boden fiel. Dann faßte er das Geheiß als einen drolligen Spaß auf, aber der junge Student wiederholte es nochmals durchaus ernsthaften Tones, indem er begründend hinzufügte, bei der bevorstehenden Sommerhitze bedrücke das unnöthige Haargewicht und behindere zudem durch Ueberdeckung der Ohren den Gehörsinn. Nun bemaß der Blick des Friseurs den Sprecher als einen vermuthlich von nächtlichem Trunkübermaß im Kopf Verworrenen, und mit der Beredsamkeit seines Standes erschöpfte er sich in Mahnungen, daß der junge Herr sich nicht um einer Weinlaune willen der allgemeinen Mißachtung, dem verdienten Gespött seiner Commilitonen und der Muthmaßung ihm fremd Begegnender preisgeben möge, er gehöre der niedrigen Classe ungebildeter Bürgersöhne an. Doch der vergeblich Gewarnte bestand auf seinem unglaublichen Vorsatz, die Scheere umknirschte ihm Nacken und Schläfen, und nach einer halben Stunde

verließ er mit halbgekürztem, in lichtbrauner Naturfarbe glänzendem Haar die Stube des hinter ihm drein stumm den Kopf schüttelnden Friseurs. Sehr verwandelt nahm er sich so aus und zog allgemein staunende und sichtlich zumeist äußerst mißbilligende Blicke auf sich. Doch mußte ihm die Veränderung nicht in allen Augen zum Nachtheil gereichen, wenigstens nicht in denen des außerordentlichen Professors Günther Schellhorn, dem der Zufall ihn auf der Straße entgegenführte und der, ihn zuerst ebenfalls mit einiger Verwunderung anblickend, fragte: „Kommen Sie gradeswegs aus der Jungmühle her, Morhoff? Ihre Jugend ist gut dran, sich so zu dem machen zu können, was die Natur mit ihr gewollt; ich wollte, ich könnt's auch noch. Wer hat Sie auf den Gedanken gebracht? Hat das Herz ihn Ihnen geklopft? Das versteht sich immer am besten auf das Richtige."

Dem Angeredeten schoß auf einmal wieder das Blut in die Wangen, etwas stotternd entgegnete er hastig: „Mir schien's leichter und zweckmäßiger, Herr Professor — ich dachte — man hört den Vogelgesang so besser."

„Gewiß," erwiderte Günther Schellhorn mit beipflichtendem Nicken, „und man kann die Ohren auch besser für das offenhalten, was an Weisheit

von Menschenzungen um sie klingt. Ich hab's von Ihrem Alter an ebenso gemacht, wie Sie heut', junger Freund, freilich Ihre Mitgift hatte ich nicht dazu. Wenn Sie noch ein kleines Pfingstcolleg für die Heilige-Geist-Feier zum Besten Ihres künftigen Berufs bei mir mitnehmen wollen, so finden Sie mich nachher am Vorabend zu Hause."

Der Weiterschreitende drehte noch einmal den Kopf, dem schlanken Jüngling nachzublicken, der eigentlich seit dem Verlassen der Friseurstube nur in seinem Aeußeren zur Schau trug, was während der Wochen zwischen Ostern und Pfingsten unsichtbar in seinem Inneren vorgegangen. Mit gleichmüthiger Gelassenheit nahm er das Mißfallen der auf ihn verwandten Augen auf, es rief ihm kein Bereuen seines absonderlichen Thuns wach. Er war selbstständig geworden, eignem Antrieb Folge zu leisten und unabhängig von der Meinung Anderer zu denken und zu handeln.

Das bewährte er auch bei seinem Eintreffen am häuslichen Abendtisch. Dörthe Fabronius schlug entsetzt, als sie ihn gewahrte, die Hände zusammen, stieß aus, er müsse in einem Anfall von Geistesschwächung sich so von dem Ebenbilde Gottes zu dem der Unanständigkeit des ordinairen Volkes verunstaltet haben, und auch Herr Barthold Fabronius

bemerkte: „Ich muß allerdings ingleichem einen derartigen arbitratu suo vollzogenen Verstoß gegen die allgemeine, durch das Vorbild aller Autoritäten sanctionirte Sitte und Schicklichkeit sowohl bei einem juveni überhaupt, als in concreto bei einem zum geistlichen Berufe Auserkorenen meiner entschiedenen Mißbilligung unterziehen, denn es widerstreitet solches Verfahren der Eigenmächtigkeit sowohl der Jugend geziemlicher modestia und Pflicht, der Ehrbarkeit keinen anstößigen aspectum zu bereiten, als der göttlichen Vorschrift, deren Anordnung sich in dem universalen usu bezüglich der forma, des habitus und cultus der menschlichen Gestalt kundgiebt.“

Zur hohen Ueberraschung seiner beiden Hausgenossen aber befliß sich Folkrad Morhoff auf diesen tadelnden Vorhalt nicht wie stets bisher des gebührlichen Schweigens, sondern versetzte in bescheidenem, doch hörbar ruhig unbeirrtem Tone: „Es würde mich, hochgeachteter Herr Oheim, die bräuchliche Haartracht, die ich nicht wohl als von göttlicher Bestimmung geordnet zu erkennen vermag, da der Mensch sie nicht auf die Welt mitbringt, mich bei einer von mir in der Pfingstwoche beabsichtigten Fußwanderung unnöthiger Weise belästigen. Darum habe ich meine Frisur in den ihr von der Natur gegebenen Stand

versetzen lassen, und da ich durch diesen Anblick Dir, liebe Dörthe, zu meinem Bedauern eine Unannehmlichkeit zu verursachen scheine, wird es vielleicht Deinem Wunsch entsprechen, daß ich nach meiner Rückkunft gleich der Mehrzahl der übrigen Studiosen eine Stube in einem andern Hause beziehe. Meinem Studium wird solche abgeschiedene Stille nur zum Vortheil dienen können, und das mir von meinem Vater zugefallene Vermögen braucht mich ja diese Ausgabe nicht scheuen zu lassen."

In der Antwort Folkrads — die seinen Vorsatz einer Fußwandrung ohne ärztliche Vorschrift und Begutachtung durch seine Hausgenossen ankündigte, von der ihm angehörigen Hinterlassenschaft und der Möglichkeit sprach, daß er sich eine andere Wohnung auswählen könne — in dieser Erwiderung lag so Unglaubhaftes und Unerhörtes, daß eine Stille am Tisch eintrat, während der deutlich das Summen einer Fliege vernehmbar ward. Und sowohl der ordentliche Professor der Gottesgelahrtheit, Herr Barthold Fabronius, als seine Tochter tauchten noch eine Zeitlang unter schweigsamem Geklapper ihre Zinnlöffel in die Abendsuppe, eh' es ihnen möglich fiel, etwas von einer offenbar beiden höchst unliebsamen Ueberraschung erholt, zu einigen seitabliegend gleichgültigen Bemerkungen den Mund zu öffnen.

IV.

Die Umwandlung, die sich zwischen der Osterzeit und Pfingstzeit in der Natur vollzogen, bot manche Aehnlichkeit mit der an Folkrad Morhoff vorgegangenen. Leise, kaum erst im Keim bemerkbar gewesene Andeutungen hatten sich mit außerordentlicher Schnelligkeit entwickelt, zeigten, was die winterliche Starre am Auftrieb gehemmt und unkenntlich verborgen gehalten. Doch die Kraft des Frühlings brachte es zum Vorschein, zum Verlangen nach seinem Lebensrecht. Dieser Frühling war freilich nur ein Name, eine Bezeichnung der sich in ihm entfaltenden Erscheinung, und das ihn wirklich Schaffende die Sonnenkraft, die bis dahin von dichtem Nebelwust überdeckt gewesen, nun aber alles wie mit einer Zauberhand berührte und seine gefesselte Naturmitgift befreite. Davon wußte zwar das neuerwachte Leben nichts, doch es folgte freudig dem mächtigen Geheiß.

Ein schönes Stück der Erde war der Theil Holsteins, der sich von der Kieler Bucht gegen Osten hin ausdehnte. Zwar besaß er keine himmelan

steigende Berge mit Felskronen und Schroffen, keine zerfallene Ueberreste mittelalterlicher Burgen und Thurmwarten; ihm gebrach die Romantik, für die eben der Zeit ein neuer Sinn zu erwachen begann und für deren Begriff sie dies neue Wort erfand. Ein Land nur immer gleicher Gegenwart schien's, aus der die Vergangenheit keine Gedächtnißmale hervorragen lasse, doch für den kundigen Blick lagen dennoch überall solche verstreut, auf der Bodenfläche und nicht minder in den Köpfen der über ihr hausenden Menschen. Mit grauen Flechten umkrustet sah ein Stück Gestein aus dem Feldrand, aber die danach fassende Hand vermochte es weder aufzuheben noch zu regen. Tief eingegraben lag's, nur das kleine Oberende eines mächtigen Granitblockes, den einmal ungeheure Eisschollen von den Kjölen der scandinavischen Halbinsel herübergetragen und, zu Wasser zerschmelzend, hier niedergelassen; dort blickten von der Mauerwand der Dorfkirche einst mit ihm gekommene Genossen an. Stumm redeten sie von einer urältesten Zeit, in der noch kein Menschenauge gewesen, sie zu sehen; kreisrund erhob sich hie und da ein kleiner Hügel, von hohen Buchendächern überwölbt. Eigenthümlich ragte er aus der Fläche auf, wie von einer Spiellaune der Natur gebildet, doch er entstammte nicht ihrer Willkür, sondern dem Bedacht und der

Arbeit von Menschenhänden. So sprach auch er von Vergangenem und Verschollenem, das sich an dieser Stelle einmal lebendig geregt; dichtgeschaart hatten mit Thierfellen bekleidete Bewohner der Gegend hier gestanden, aus großen Steinen eine Gruftkammer zusammengehöhlt, in die sie den Leichnam ihres gefeierten Stammoberhauptes hineingebettet, um dann hoch die Erde zu einem unvergänglichen Gedächtnißmal für ihn darüber aufzuthürmen. Folkrad Morhoff hielt vor solchem etwas wegab belegenen Hügel an, durch Beschreibung und Belehrung in der Stube Günther Schellhorns wußte er, daß es ein ‚Hünengrab' sein müsse. Reglos und lautlos erhob es sich vor ihm, nur von einem der daraus aufgeschossenen Baumwipfel klang ein fröhliches Singvogelgezwitscher herab, und wie ein kühler Hauch aus dem Innern der Gruftstatt her rührte es ihn im Sonnenschein an. Er hatte einmal beim Graben auf dem Kieler Kirchhof alte Todtenknochen aufwerfen gesehn, danach erschuf seine Vorstellungskraft ihm gegenwärtig in der Erdwölbung die verwitterten Gebeine des vor länger als tausend Jahre hier Bestatteten vor Augen. Günther Schellhorn hatte gesagt, wahrscheinlich liege ein mühsam zurechtgearbeiteter Steinhammer, wenn er sehr vornehm gewesen sei, vielleicht auch ein Ring aus Bronce neben ihm. Die nahm Folkrad ebenfalls deutlich gewahr.

Der Morgen des Pfingstsonntags war's, und aus der Ferne scholl das Glockengeläut einer Dorfkirche herüber. Eigen schweifte und irrte es umher, wie sich im lauen Wind wiegend, in heimliche Verstecke hineinduckend und wieder daraus hervorschlüpfend. Es regte kein Gefühl an, daß es die Gläubigen in's Gotteshaus zur Festpredigt des Pastors berufe, sondern erfüllte das Ohr nur mit einem traumartig lieblichen Klang, als sei's eine Stimme des Frühlings. So verzitterte der Ton über den grünflimmernden Saathalmen, lief, wie Bienengesumme, durch Licht und Schatten, vermischte sich mit dem leisen Geraschel noch vorjährigen verdorrten Eichenlaubes, in dem an einem Buschrand der Lufthauch spielte. Und auch zwischen die grauen Stämme des Hünengrabes drängte sich der Glockenhall hinein, als suche er nach einem Zugang zum Steinbett des tausendjährigen Schläfers.

Dem jungen Theologen schoß plötzlich der Gedanke auf, der Todte habe nichts von der christlichen Religion gewußt. Er hätte es gekonnt, denn sie war muthmaßlich zu seiner Lebenszeit schon seit mehreren Jahrhunderten verkündigt, aber hatte noch nicht den Weg bis zu ihm gefunden. Darum war seine Seele nicht von dem Verderben durch die Erbsünde gelöst, sondern harrte der ewigen Verdammniß entgegen.

Folkrads Hand machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung. Das zu denken und zu glauben, fiel beim Nachsinnen nicht möglich, denn dann mußte Gott eine Freude daran finden, Menschen zur Hölle zu verurtheilen, denen er nicht die Möglichkeit geboten, sich zum wahren Glauben zu bekennen. Zum Glück kam dem Weitergrübelnden in die Erinnerung, daß der Heiland zu den Todten hinabgestiegen sei, um auch sie, wenn sie sich ihm zukehrten, an der Erlösungsgnade theilnehmen zu lassen. Seine Brust athmete einmal wie befreit auf, und er ging weiter.

Aber es lebten noch jetzt viele Millionen Menschen auf der Erde, die nicht dem Christenthum angehörten, Muhamedaner, Buddhisten, Heiden. Der großen Mehrzahl nach wußten sie gewiß auch nichts von dem, was ihnen allein zur Seligkeit verhelfen konnte, da niemand es sie lehrte, und so harrte ihrer aller der verdammende Richtspruch des jüngsten Tages. Doch warum erbarmte Gott sich ihrer nicht? Seiner Allmacht mußte es leicht fallen, Wege zu finden, um ihre Geistesnacht zu erhellen, sie von der einzigen Heilswahrheit unterrichten zu lassen.

War Professor Schellhorn eigentlich von dieser innerlichst durchdrungen und zählte zu denen, welchen der Segen der Kirche an der Grabespforte mit gewisser Zuversicht das Gnadenthor des Himmels aufschloß?

Wunderlich war's, wie diese Gedanken aus dem fernen Schall der Kirchenglocken heraufgekommen, einer den andern nach sich ziehend und im Kopf des Weiterschreitenden fortspinnend. Aber sie standen in keinem Einklang zu dem, was ihn rings umgab, dem Sonnengefunkel, den Bildern und Tönen des kraftvoll aufdrängenden Frühlingslebens und noch weniger mit der Freudigkeit in ihm selbst. Wie lästig ihn umschwirrende Fliegen scheuchte er sie ab. Was wollten sie bei ihm im Swentinethal? Das waren Fragen, über welche die theologische Wissenschaft Antwort und Aufschluß gab. In der Stadt, im Auditorium, von der Kanzel, aber hierher gehörten sie nicht.

Denn an der Swentine wanderte er aufwärts, ein Verlangen, sie in der sommerlich vorgeschrittenen Jahreszeit wieder zu sehen, hatte ihn zum Einschlagen dieser Richtung veranlaßt. Eine Vorstellung aber, die er sich in den letzten Wochen davon gemacht, wie es jetzt hier aussehen müsse, ward von der Wirklichkeit noch unendlich überboten. Das hüpfende, glitzernde Wasser des Flüßchens erschien wohl als das nämliche wie damals, doch nicht wiedererkennbar faßte der wechselnde Rahmen es ein. Nun goldene Lichtflammen, nun tiefer, kühl, wie mit einem körperhaften Gewicht herabfallender Waldschatten; in den ersteren

drängten sich auf Lichtungen tausend hoch empor-geschossene Wiesenpflanzen aneinander, über deren bunten Blüthenköpfen noch farbenreicher ein unterlaß-loses und unzählbares Geflatter von Schmetterlingen, Käfern, Bienen, Insecten aller Gattungen hin und wider schwebte. Wohin der Blick fiel, war beweg-liches Leben vor ihm, blau und weiß, rothleuchtend, goldig und grünschillernd; wie ein Zauberreigen, vom Wunderstab einer Fee in's Tageslicht heraufbeschworen und geleitet, sah es an. Dann in fast jähem Ueber-gang unter hohen, sich dicht über der gewundenen Swentine zusammenwölbenden Buchenkronen ein Dunkel, darin das Auge zuerst kaum etwas unter-schied. Nur das Ohr vernahm Gemurmel des Wassers, aber mählich erlangte der Gesichtssinn seine Kraft zurück, und nun blinkte ihm ein geheimnißvolles Glimmern entgegen, wo die kleinen Wellen sich in einer Vertiefung am Uferrand zur Ruh glätteten, zu einer stillen Fläche ansammelten. In ihr spiegelte sich das übergebogene Laubwerk, und schattenhaft schnellten am Grunde kleine und größere Fische hin und her; aus dem Wipfelgezweig drüber scholl der schmetternde Schlag von Buchfinken herab. Leben überall, sichtbar und unsichtbar; umkreisend ertönte unermüdlich der Ruf des Kukuks, doch der suchende Blick fand ihn nicht auf; kein Vogel schien's zu sein,

nur eine körperlos im Blau umherwandernde Stimme. Aber nicht nur Klang und Regung überall, sondern als berge sich in allem Leben, zur Seele sprechend, ein Zauber und Geheimniß. Oder zum Herzen? Folkrad hörte einmal wieder das Klopfen in seiner Brust. War's eine Wirkung, die von der Frühlingsschönheit rings um ihn her ausging? Ein Gedanke, eine Frage hatte sich diesem Gefühl hinzugesellt, wohin er eigentlich gehen wolle. Doch rasch gab er sich Antwort drauf, er habe kein Ziel, lasse sich vom Weg führen, wohin er gebracht werde. Gleichgültig sei's, da der Maitag ihn allerorten mit Schönheit erwarte, und diese Erkenntniß, daß er nichts selbst zu wollen brauche, sich ganz der Zufallsfügung anheimgeben könne, übte offenbar beschwichtende Wirkung auf eine unbewußt in ihm wachgewordene Unruhe aus. Denn die Beschleunigung seines Herzschlags verging wieder, er hörte und fühlte das Klopfen nicht mehr.

Dann trug die Luft ihm abermals Glockenklang zu, der von dem Marktflecken Preetz herkommen mußte; er hatte vergessen, daß Pfingstsonntag sei, doch ward jetzt daran erinnert, und diese Gedächtnißweckung rief ihm zugleich ein sich bewußt Werden der Tageszeit wach und ein Bild vor die Augen. Deutlich sah er gegenwärtig nach beendigtem Gottesdienst seine Cousine aus der Nicolaikirche hervortreten

und durch die Schmiedestraße nach Haus gehen; sie trug ihr Sonntagskleid aus einem stumpfschwarzen, schlottrig an ihr niederhängenden Stoff, darin nahm sie sich noch länger als sonst aus; ihre Hände waren mit Anstrengung in gleichfalls schwarze, an den Unterarmgelenken zu enge, nicht zusammenknöpfbare Handschuhe gezwängt und hielten das Gesangbuch mit dem leinenen Schnupftuch vor sich. Den Kopf mit dem gelben Haar einmal drehend, sah sie sich um, ob ihr Vetter ihr noch nicht nachkomme, denn Sonntags ging sie nach der Heimkunft stets schon am Vormittag mit ihm in seine Stube, um die angehörte Predigt noch einmal eingehend durchzusprechen und, was sie daran in besonderem Maße erbaut hatte, ihm zu späterer Nachachtung zu empfehlen. Dann ging sie wohl auf praktische Hausfragen zur künftigen Ehegemeinschaft über, da sie der Ansicht war, man könne alles nicht zeitig genug überlegen, um im Klaren zu sein, wie es sich am Sparsamsten und doch mit der, einem Pastorenhaus schuldigen Reputation vereinbar einrichten lasse. Im Schrank hingen noch von ihrer seligen Mutter herstammende Wollenröcke, in die freilich die Motten gekommen waren, aber das ließ sich nur wenig sichtbar zustopfen, so daß sie noch einen guten Ueberzug für ein Federbett bei strenger Winterkälte abgaben. Denn eine tüchtige

Hausfrau kennzeichnete sich dadurch, daß sie nichts Nützliches umkommen ließ.

Das hatte Dörthe Fabronius am letzten Sonntag nach der Kirche mit Folkrad besprochen, er hörte es bei dem Schall der Glocken wieder im Ohr, und da er augenblicklich ohne Schattenfühlung über eine sonnige Strecke hinschritt, ward es ihm bei der Vorstellung des wollenen Bettüberzugs bedrückend heiß im Kopf. Zugleich machte dies seine Sinne wohl ein bischen verworren; die ersten Häuser von Preetz tauchten vor ihm auf, aber eine Augentäuschung ließ ihn glauben, es seien die von Kiel, und er bog mit plötzlicher Hast auf einen Seitenfußsteig ab, um nicht in die Straßen hineinzugelangen. So umwanderte er in einem Halbkreis den Ort, die Gegend um ihn veränderte ihre Art, das Flußthal blieb unter ihm und er stieg einen langgestreckten Hügelrücken hinan, ohne jedoch darauf Acht zu geben; in seinen Gedanken ging er noch so eilfertig weiter, als trachte er danach, etwas, das ihn erschreckend angerührt habe, hinter sich zurückzulassen. Dann indeß hatte er eine für die Landschaft ziemlich beträchtliche Höhe erreicht, ein frischer Luftzug blies osther ihm das Haar um die Schläfen, er stand still und sah vor sich hinaus.

Ja, obwohl romantischer Ueberbleibsel aus dem Mittelalter entbehrend, ein schönes, sogar ein wunder-

volles Land war's, über das von hier der Blick nach allen Richtungen weit und frei hinging. Nur daß der Himmel zu selten seine blaue Glocke drüber ausspannte, häufig wochen- und selbst monatelang mit windgejagten Wolken trieb, oder hinter bleigrauem Dunstüberzug unsichtbar die Sonne verbarg. Heut' aber, wie überhaupt zumeist in diesem ungewöhnlichen Frühling, leuchtete er in strahlender Reinheit, und nur ein die Luft durchwebendes Goldnetz hielt da und dort vor die Ferne einen flimmernden Schleiervorhang gebreitet. Doch das verminderte die Schönheit nicht, erhöhte sie eher, gab der Weite etwas Unbestimmtes, Ahnungsvolles.

Einem grünen Meere gleich dehnte sich ringsum die Landschaft, hier mit breiten Wellenthälern, dort zu hochschwellenden Wogenkämmen ansteigend. Saatgefilde und Wiesengründe waren es, aus denen sich waldgekrönte Hügel und Höhenrücken aufhoben; dazwischen blinkten vielfältig blaue Spiegel wirklicher, kleinerer und größerer Wasserflächen hervor. Mit schlanken Spitzen sahen hie und da zur Hälfte ländliche Kirchthürme herüber, die Lage eines nicht wahrnehmbaren Dorfes unter ihnen deutend, Kunde von einer kleinen, sich dort in der Stille heimlich begrenzenden Welt gebend. Gen Norden umfaßte alles ein breites, tiefultramarinfarbiges Band, das wirkliche

Meer, die Ostsee. Täuschend erschien sie nicht ebengestreckt, sondern wie eine dunkelblaue Mauer, die sich immer weiter emporbaute, bis sie, den Himmel erreichend, mit diesem zusammenstieß.

Von ihr her kam etwas Weißes durch den Sonnenglanz, anfänglich nur wie ein blitzender Punkt, doch mählich sich vergrößernd. Dann ward's unterscheidbar eine Möwe, gegen den Standplatz Folkrads heranjagend; unfern schoß sie an ihm vorbei, gen Süden fort, dem größten der aus dem Grün aufschimmernden Wasserspiegel entgegen. Von ihrer Höhe her mochte sie ihn überschauen können, und sein Anblick reizte sie zu einem rasch zurückgelegten Ausflug vom salzigen zum süßen Wasser. Blitzschnell durchmaß sie die Luftbahn, die Augen des jungen Studenten folgten ihr nach, doch vermochten sie schon kaum mehr sicher festzuhalten. Oder war sie der weißglimmernde Punkt drüben in der Weite? Nein, der veränderte seine Stellung nicht, mußte etwas Festes, ein Gebäude am Rande des großen Landsees sein. Um einiges näher erhob sich in derselben Richtung ein Kirchthurm, nach seiner erhöhten Lage und Gestaltung der des Städtchens Plön. Folkrad Morhoff erinnerte sich der von anderen Thürmen abweichenden Form.

Der Fußpfad trennte sich in zwei Arme, unwillkürlich schlug der Weitergehende den nach rechts ab-

biegenden ein, wohl mechanisch der Richtung folgend, welche die Möwe genommen. Die Sonne verkündete ungefähr Mittag, und zu lebhaft erwachendem Hunger begann er noch mehr Durst zu empfinden, der ihn nach einer Quelle Umschau halten ließ, um an ihr einen vom Hause mitgenommenen Nahrungsvorrath zu verzehren. Doch der Weg brachte ihn zu keinem Wasser, nur in schön kühlenden Wald und als er aus diesem wieder hervorgelangte, nah einem hart am Rande desselben vereinzelt belegenen Bauernhof vorüber. So ging er auf den vor der Thür an etwas schaffenden Inhaber zu, ihn um einen frischen Brunnentrunk zu bitten, doch der Angesprochene begab sich antwortlos in's Haus, kam mit einem gefüllten Milchtopf wieder hervor und sagte, diesen auf einen wettervermorschten Holztisch unter dem grünen Schirmdach einer Hoflinde stellend: „Dat is beter, wenn Een hitt vun't Gahn is.“ Dankbar nahm der unerwartet so Bewirthete das wohlthuende Getränk an, leichter damit seinen trocknen Imbiß bewältigend; der alte Bauer setzte sich, ohne ein Wort weiter beizufügen, neben ihn auf die in den Boden eingerammte Bank. Die ungewohnte Erscheinung des zu Fuß gehenden städtischen Jungherrn beließ ihn augenscheinlich durchaus neugierlos; als der Essende einmal den Mund zu einer Frage aufthat, erwiderte er nur: „Bi't Eten

mutt de Minsch stillswigen, sünst bekümmt dat nich.“ So beendigte Folkrad seine Mahlzeit, auf das dunkelübermooste Strohdach vor sich hinschauend, von dessen First ab und zu das Gurren eines sich hin und wider bewegenden Taubers herunterklang, sonst regte sich kein Laut ringsum. Dann äußerte der junge Theologe, er habe es gut angetroffen, daß der Bauer schon aus der Kirche zurückgewesen sei, und ob er es weit von seinem Gehöft dahin habe. Darauf versetzte der Befragte gleichmüthig: „Nee, wat schull ick inne Kark, ick bliv uppen Wodenhof; wat de Paster seggt, dat heff ick all nog hört.“ Der Folkrad unverständlich gebliebene Hofname ließ ihn sich nach dem Ursprung und der Bedeutung desselben erkundigen, und er erhielt die Antwort: „Weet He nich, wat de Wod is? Jo, de Lüd inne Stadt, de warrd to klok und kennt nix mehr. Min Grotvadder de hett uppen Wodenhof hier seten und sin Grotvadder ok all. De wussen, dat de Wod jümmer blifft un allens makt, dat anner geiht all vörbi. Awer de Wod blifft jümmer un makt den Dunner un Blitz, dat Heu un Roggenkorn. In'n Harwst, wenn de Storm geiht und de Bläder vun de Böm fleegt, denn ritt he in en grauen Mantel uppen Schimmelstut öwer't Feld, un lachen heff ick em ok all mal hört in de hitte Summertid to Middag, dat klung as vun

den Kukukvagel, den Een nich to sehn krigt. Dat weer an'n Sünndag, do harr ick inne Kark seten un den Paster verteIln hörn, de Wod weer nich un däh nix, sünnern dat keem vun en annern her. Na jo, do blev ick denn lewer uppen Wodenhof, denn de kümmt vun em her, un ick bün tofreden mit dat, wat he mi tobringt."

Folkrad Morhoff war's im Ohr, als sei das, was neben ihm klang, eigentlich keine Menschenstimme, sondern ein Windgemurmel in den Lindenblättern, und alle Dinge um ihn herum sahen ihn plötzlich uralt an. Das Bauernhaus mochte zwar vielleicht erst seit einem Jahrhundert so dastehn, aber vor ihm hatte ein andres auf demselben Fleck gestanden und vor dem wohl wieder eines, immer der Wodenhof. Und ebenso hatten darin immer Vorgänger des heutigen Insassen gewohnt, von denen einer dem andern weiterüberliefert, was eben der jetzt drin Lebende von dem alten Heidengotte Wodan gesprochen. Denn, ob zuerst auch unverstanden, ward's dem Hörer doch mählich klar, das war ‚de Wod', der große Mann im langwehenden grauen Mantel auf dem Schimmel. In einem Colleg hatte der junge Theologe natürlich von den falschen, durch die Sendboten der wahren Lehre allmählich im Volk ausgerodeten Götzen der Vorzeit vernommen, und es wäre

wohl seine Pflicht gewesen, hier, wo er doch den alten Aberglauben noch antraf, ihn ernstlich zurückzuweisen. Das hätte sein Oheim sicherlich in überlegener Weise gethan, strengem Tadel christliche Erleuchtung beigesellend, und Folkrad fühlte, seinem Beruf falle das Gleiche als Aufgabe zu. Aber er fand die richtigen Worte nicht oder, als sie ihm gekommen und er, sich zum Sprechen anschickend, aufsah, lähmte ihm plötzlich wieder etwas den Entschluß, so daß sein Blick mit einer verstummenden Scheu an dem Gesicht des alten Bauern vorbeiging. Bei dem Bildungsmangel desselben würde es doch ohne Erfolg bleiben, sagte er sich, und eigentlich verpflichte sein Beruf ihn auch noch nicht dazu, da er ja noch kein Pastor sei. Sich diesem Widerspiel in ihm zu entziehen, stand er auf, und der gegenwärtige Wodenhofbesitzer fragte jetzt: „Wa will He denn uppe Reis to?" Das wußte der Befragte nicht, so daß er unwillkürlich Antwort gab: „Ich — mir ist's gleich, wohin — giebt es nicht einen schönen See in der Gegend, wo man — worin man baden kann?" — „Dat weer nich godt, dato is dat Water noch to kold," versetzte der Alte; „awers antosehn is de grote See bi Plön jo ganz hübsch; wenn He up den Patt do wieder geiht, kümmt He so in en paar Stünn hen." — „Der See bei Plön," wiederholte Folkrad,

„ist das ein großes Wasser? Ich bin in der Gegend nicht —“ Aber er stockte und brach, die Augen nach dem Moosbach hinaufrichtend, ab: „Das ist eine hübsche Taube da am Ende, ich kann mich nicht erinnern, schon solche gesehen zu haben.“

Die Bezeichnete war eigenartig, anders als die übrigen, fein gefiedert und gefärbt, vor ihr blies jetzt der gurrende Täuber, mit der Mehrzahl noch die Merkmale der wilden Holztauben an sich tragend, den schillernden Brustkragen auf, und der gleichfalls emporschauende Bauer erwiderte: „Dat kann he man bliwen laten, de is vun en annern Slag un scheert sick nix üm em. Jedeneen is vör sin Sort un mutt sick mit de nögen. Wenn He an den See will, geiht naſten de Weg to rechter Hand af. Awerst dat Water to nah to kamen, schall He ok lewer bliwen laten un sik mit dat Ankieken tofreden gewen.“

Der junge Student fragte nicht nach einem schuldigen Entgelt für die genossene Milch, er fühlte, das sei nicht angebracht und vor einem halben Jahrtausend würde ihn der Wodenhof schon ebenso als einsprechenden Gast empfangen haben, hier bleibe alles aus grauer Vorzeit von Geschlecht zu Geschlecht unverwandelt. So gab er nur mit einem Dankwort dem Alten die Hand, der einfach entgegnete: „Nee, nix to danken, wenn de Minsch Döst hett, mutt he jo

drinken. Gah He man vörst likut, uppe Höchd kriggt He dat Water to Gesich."

Ohne weitere Ueberlegung schlug Folkrad den gedeuteten Weg ein, es blieb sich ja gleich, auf welchem er ging, die Erde blühte und leuchtete überall in Frühlingsschönheit. Rasch ließ er den Bauernhof hinter sich, doch etwas unbewußt von dort Mitgenommenes begleitete ihn, anfänglich als ein dunkles Gefühl, nach und nach indeß sich zu einem Gedanken ausgestaltend. War der Wod, ‚der immer blieb', nicht eigentlich die Natur, die das Gras auf den Wiesen emporwachsen und das Korn reifen ließ, am heißen Sommertag mit Blitz und Donner drüber hinfuhr? Im Herbst aber, wenn die Blätter fielen, trieb sie windgejagtes Nebelgewölk daher, zwischen dem da und dort ein weißlich blasser Himmelsstreifen durchschimmerte. Nicht wundernehmen konnt' es, wenn die Einbildungskraft daraus einen großen Reiter auf einem hellen Pferd, von grauflatterndem Mantel umgeben, gestaltete und dann den Wod in anderer Erscheinung auch zur heißen Mittagsstunde, in jeder Regung der Natur, sah und hörte. Wirklich Vorhandenes war's, nur mit einem andren zusammenfassenden Namen belegt; im Grunde konnte man es nicht Aberglauben benennen. Oder, wenn man es that — worauf fußte denn die Lehre des Christen-

thums, daß sie verlangen durfte, als alleinige, unumstößliche Wahrheit dazustehen? Vor Auge und Ohr legte sie niemandem ein Zeugniß von sich ab, nur durch die Ueberlieferung von bald zwei Jahrtausenden war sie bis zu den heute Lebenden gekommen, die daran glaubten, weil ihnen gepredigt wurde, sie sei die einzig wahre. Wenn ihnen dies in der Kindheit nicht gesagt ward, wie den Muhamedanern und Heiden, so gelangten sie nicht zur richtigen Erkenntniß. Nicht aus sich selbst, sondern durch's Gehör kamen sie dazu; ließ es sich da Leuten, die von kleinauf beständig mit der Natur zusammenlebten, sehr verdenken, wenn sie andres, ihnen auch von Vorvätern Ueberliefertes glaubten, das sie zugleich sahen, oder doch zu sehen vermeinten?

Der Bauer hätte ihn fragen können, welche Beweise er denn für die Richtigkeit seines Glaubens habe, und es wäre schwer gefallen, der beschränkten Fassungsgabe des Alten den Unterschied klar zu machen, weshalb die christliche Heilslehre keiner, den Verstand überzeugender Argumente bedürfe. Mit dem hatte sie nichts zu thun, mußte sich darum nicht auf dessen Gebiet begeben, und dies Empfinden hatte auch offenbar Folkrad veranlaßt, verständig damit zu handeln, daß er seine theologische Ueberlegenheit nicht geltend gemacht, keine Widerlegung der Wahnvorstellungen des Wodenhofinsassen —

Da zerrissen ihm plötzlich die fortgesponnenen Gedankenfäden, er hatte ‚de Höchd‘ erreicht, und wenn auch noch in ziemlicher Entfernung, breitete sich übersichtlich vor seinem Blick der große Wasserspiegel aus, von dem der Bauer gesprochen. Erstaunt übermaß der darauf Niederschauende die weite Ausdehnung des See's; da er auf seiner Osterwanderung nur einen Theil desselben von unten gesehen, hatte er sich ihn nicht so vorzustellen vermocht und mit Recht fragen können, ob der Plöner See ein großes Wasser sei — er sei in der Gegend nicht — nicht genau bekannt — hatte er äußern wollen.

Sollte er dem Rath des Bauern folgen, sich die Ufer in der Nähe anzusehn? Dann mußte er hier rechts abbiegen.

Was konnte denn dawider sprechen, er hatte ja kein Wegziel. Im Gegentheil — ihm kam's auf einmal — dafür redete etwas. Es interessirte ihn, sich darüber zu unterrichten, ob der See noch mit Eis bedeckt sei.

Das war ein närrischer Einfall, um Pfingsten, wer dachte da noch an Eis? Was vor sieben Wochen gewesen, lag lange vergessen, der Frühling war mit seiner Fülle von täglich Neuem darüber hingegangen und hatte die Erinnerung zugedeckt.

Aber möglich war's doch. Wenn auch keine

Eisdecke mehr, vielleicht eine übriggebliebene kleine Scholle —

Auf Vernunft konnte das freilich ebensowenig Anspruch machen, doch der See spiegelte die Sonne so sinnblendend zurück, und Himmel und Erde waren so schön. Und wie der christliche Glaube nicht mit dem Verstande zusammenhing, so hatte auch die Schönheit mit der Vernunft nichts zu thun. Das war nach logischen Regeln gedacht, oder wenn nicht — Folkrad Morhoff mußte einmal, er wußte nicht recht warum, laut auflachen — so hatten die hier auch kein Recht zu verlangen. Und er bog auf dem Weg nach rechts ab.

Wenn seine Wanderung seit der Morgenfrühe sich auf einer Karte des Landstrichs verzeichnet hätte, so würde sie von einer mannigfachen Zickzacklinie dargestellt worden sein, die indeß eigenthümlich trotzdem in ihrem Gesammtverlauf die nämliche Richtung innegehalten; es hätte den Eindruck geregt, als ob er stets von dieser abzuweichen gesucht, doch immer wieder von einer stärkeren Macht, als der seines Wollens, zu ihr zurückgebracht werde. Die Richtung aber war die von Kiel auf den Plöner See zuführende, und demgemäß trat er einmal um die Mitte des Nachmittags aus einem Wald an den Rand der großen Wasserfläche hervor. Natürlich überzog sie keine Eis-

decke mehr, sondern kleine Wellen, mit denen der laue Ostwind spielte, plätscherten ihm vor dem Fuß. Jenseits einer Ausbuchtung hob sich in einer halbstündigen Entfernung ein hell aus dem Grün schimmerndes Gebäude auf; der weiße Punkt war's, den er am Vormittag aus der Weite wahrgenommen, ohne Zweifel lassend, es sei das Schloß des adligen Gutes Altenkamp.

Das hatte er wohl schon damals erkannt, nur sich's nicht deutlich zum Bewußtwerden gelangen lassen, und besonders nicht, daß die eingeschlagenen Wege ihn schließlich hierherbringen mußten. Doch jetzt begriff er nicht, weshalb er dies Versteckspiel mit sich selbst betrieben habe, und warum er denn nicht ruhig gradezu weitergehen solle. Ihn hatte ja keine Absicht, kein Gedanke hergeführt, auf die Einladung hin, die um Ostern bei seinem Fortgang ihm zu Theil geworden, in dem Schlosse vorzukehren. Gewiß, das war ihm nicht in den Sinn gerathen, wäre im äußersten Maße thöricht gewesen. Zweifellos hatte man diese Höflichkeitsäußerung auf Altenkamp längst vergessen, erinnerte sich seiner kaum noch, erkannte ihn bei etwaig zufälligem Wahrnehmen nicht mehr wieder. Diese ihn plötzlich überkommende Gewißheit übte eine außerordentlich beruhigende Wirkung, brachte das Herzklopfen, das sich wieder in seiner Brust vernehm-

lich gemacht, völlig zum Aufhören. Da niemand ein Gedächtniß an ihn bewahrte, konnte auch kein Verdacht auf ihm haften, daß er sich vermessen habe, man werde ihn — daß er etwas andres gewollt habe, als, wie es jedem freistand, auf der Landstraße am Schloß vorüberzugehn. Er wußte plötzlich auch, wie und wodurch er hierhergelangt sei; es war keineswegs absichtslos geschehen, denn er verfolgte den Vorsatz, den Segeberger Kalkfelsen wieder aufzusuchen, der ihm besonders gefallen, und da er seinen Weg durch das Swentinethal genommen, brachte die Fortsetzung ihn mit Nothwendigkeit hier vorüber. Nach dieser Erkenntniß frei Athem holend, ging er jetzt rasch dem Seerand entlang; es trieb ihn, diese Nöthigung, so dicht in die Schloßnähe zu kommen, möglichst schnell hinter sich zu bringen. Doch mündete der Strandweg nach einiger Zeit gradaus in den Park des Gutes ein, zwang ihn so, einen Theil desselben zu durchqueren, und wie er einen Gangwinkel umbog, fügte ein unglücklicher Zufall in der That, daß ihm das Gefürchtete zustieß, denn Graf Walterstorff kam im Gespräch mit einem andern Herrn auf dem Weg dahergegangen.

Nein, er brauchte die Begegnung nicht zu scheuen, sie bestätigte ihm völlig die vorhin gewonnene beschwichtigende Zuversicht. Die Schicklichkeit erheischte

allerdings selbstverständlich, daß er am Schloßherrn nicht vorüberschritt, ohne durch Lüftung seines Baretts ihm Respect zu erzeigen, doch jener erwiderte, sichtlich den jungen Wandrer ohne ihn wieder zu erkennen anblickend, nur leichthin auf den Gruß und setzte den Fuß weiter. Das unerwünschte Zusammentreffen hatte indeß damit nicht seinen Abschluß genommen, denn nah hinter den beiden Herren tauchten, sich an dem Nachmittags-Spaziergang betheiligend, noch zwei Damen auf, die Gräfin Severa, die den Arm auf den ihrer Enkelin gestützt hielt. Sie waren von den beiden Voranschreitenden verdeckt gewesen, und ihre unerwartete Erscheinung traf den jungen Studenten so verdutzend, daß er vergaß, seine Kopfbedeckung nochmals zu lüften, ihnen nur erschrocken-großaufgeweitete Augen entgegenrichtete. Solches Betragen im Park von Seiten eines, dem Aeußern nach gebildetem Stande angehörigen Fremden trug Ungewöhnliches an sich, das im Gesicht der Comtesse Ina einen leichten Ausdruck von Verwunderung hervorrief. Sie sah den unhöflichen Parkbesucher ebenfalls an, dann zeigte sich in ihrem Blick ein ungewisses Stutzen, und zugleich hielt ihr Fuß unwillkürlich in seiner Vorbewegung inne. Damit zusammenfallend aber sprach die Gräfinmutter in einem strengen Ton des Tadels: „Es will bedünken, daß meine alten Augen

sich noch bessere Sehkraft bewahrt haben, als die jungen, denn sie erkennen den Gast wieder, der im Vorfrühling eine Nacht im Schloß zubrachte, der Name, glaube ich, war Morhoff. Doch man scheint uns nicht mehr im Gedächtniß zu tragen, sondern dies mit der üblichen, der Jugend wohlanständigen Haartracht abgelegt zu haben."

Die Stimme klang, Mißfallen kundgebend, laut durch die Stille umher, bestürzt riß Folkrad jetzt sein Barett herab und stand wortlos mit hochroth überflossenem Gesicht. Vom Munde der jungen Comtesse kam ein halber Ruf: „Ja, die Haartracht — ich wußte nicht —."

Sie brach ab, das Gesicht gegen ihren Vater umwendend, der sich ebenfalls gewandt hatte und fragte: „Was ist — mit wem reden Sie, chère maman? Ah, ein Bekannter — ich erinnere mich augenblicklich nicht — Herr Morhoff, glaube ich, sagten Sie — ich studirte gleichzeitig mit jemandem des Namens in Kiel, dem späteren Rathssyndicus Morhoff, wenn ich mich nicht täusche. Sind Sie vielleicht mit dem verwandt?"

Verbindlich-artig richtete die letzte Frage sich an Folkrad, der sie nur mit einer stummen Verbeugung bejahte, während die Gräfin Severa nachlässig hinwarf: „Der junge Mensch ist's, der am Ausgang

des Winters das Glück hatte, grade an die Stelle zu kommen, wo Ina im See einbrach."

„Oh — in der That — ich danke Ihnen, chère maman, daß Sie meinem Gedächtniß — natürlich, Sie sind's, dem ich zu Dank verpflichtet war. Ich erinnere mich jetzt genau — das ist hübsch, daß Sie meiner — daß Sie unsere Gegend einmal wieder aufsuchen."

Graf Walterstorff reichte dem freundlich Begrüßten die Hand, dann stand dieser einige Augenblicke lang allein der Comtesse Leopoldine gegenüber, die jetzt halblachenden Mundes äußerte: „Wie das Haar einen Menschen auf den ersten Blick unkenntlich verändert! Trägt man es jetzt so auf der Universität? Viel vernünftiger, däucht mich."

Das letztere fügte sie etwas leiseren Ton's nach, so daß es außer der Hörweite ihrer Großmutter blieb, mit welcher der Graf ein wenig zur Seite getreten war und gedämpft sagte: „Es kommt mir in Erinnerung, daß ich dem jungen Manne bei seinem Fortgang die Erlaubniß gegeben habe, im Sommer gelegentlich einmal wieder bei uns vorzukehren; er hat sich ja damals in gewisser Weise ein Verdienst erworben und wird bei seiner Hierherkunft heute vielleicht darauf gerechnet haben. Ich weiß nicht, chère maman, ob Sie es passend finden, daß ich

ihn zu den augenblicklich bei uns anwesenden Hausgästen —?"

Die Gräfin Severa fiel, die Schulter zuckend ein: „Das mußt Du entscheiden, lieber Fritz, Du weißt, ich mische mich nicht in Deine Bestimmungen ein. Nach dem Behaben des jungen Menschen würde ihm eine Gelegenheit, durch das Vorbild höherer Bildung zu einer Verbesserung seiner Manieren gelangen zu können, jedenfalls wünschenswerth sein. — Sie sind, glaube ich, ein Freund junger Leute, Herr Hofrath?"

Die Sprecherin wandte sich mit der letzten Frage dem ein wenig entfernt stehen gebliebenen Begleiter ihres Sohnes zu, einem wohl nah an die Siebzig hinanreichenden, hochgewachsenen Herrn mit noch fast jugendlich frischen, außerordentlich geistig belebten Gesichtszügen, der lächelnd entgegnete: „Die Jugend, gnädige Frau Gräfin, ist's, von der das Alter hofft, daß sich ihr erfüllt, was ihm durch Enttäuschung vom Leben versagt worden, und indem wir uns ihrer erfreuen, wecken wir unsere eigne Vergangenheit zu verschönertem Leben wieder auf."

Die Art der Aeußerung weckte ein bischen das Gefühl, daß ihr Sprecher Wohlgefallen an seinem eignen Stimmenklang empfinde und gewöhnt sei, von Zuhörern eine Kundgebung als etwas Bedeutsames

gewürdigt zu wissen. Doch schien die Gräfinmutter den Worten nicht voll Aufmerksamkeit geliehen zu haben, sie versetzte nur kurz-höflich: „Gewiß — ja — ich theile ganz Ihre Meinung, Herr Hofrath;" es war merkbar, daß ihre Gedanken mit etwas Anderem beschäftigt gewesen seien. Graf Walterstorff hatte sich zurückbegeben und sprach Folkrad wieder an: „Ich bin erfreut, daß Sie uns nicht vergessen, sondern sich meiner Einladung zur Wiederkehr erinnert haben, und hoffe, die schöne Jahreszeit wird Ihnen diesmal den Aufenthalt bei uns besser verannehmlichen." Leicht den Arm Folkrads fassend und diesen einige Schritte mit sich bewegend, stellte er ihn seinem Begleiter vor: „Studiosus Morhoff aus Kiel, den wir sehr schätzen, macht uns das Vergnügen seines Besuches. — Herr Hofrath Klopstock."

Mit wohlwollendem Lächeln erwiderte der letztere: „Das Aussehen des jungen Mannes zeugt von so erfreulich jugendlicher Gesundheit, daß es mir kaum Zweifel beläßt, durch meine Anspornung zum Eislauf ein Verdienst daran erworben zu haben."

Erröthend verbeugte Folkrad sich stumm, zu Vieles drängte in kurzer Folge auf ihn ein. Er befand sich doch wieder als Gast auf Altenkamp, und deutlich klopfte ihm ein rascher Herzschlag, in dieser Hoffnung habe er seine Fußwanderung angetreten und

die Richtung hierher innegehalten. Unerwartet aber stand er dazu vor dem Dichter des ‚Messias‘, dem berühmtesten Mann des Jahrhunderts, und die Aeußerung desselben rief unbewußt das Gedächtniß an den Vorgang wach, dem er seine erste Aufnahme im Schloß verdankt. Graf Walterstorff versetzte auch: „Es ist die divinatorische Begabung des Dichters, die Ihnen aus dem Anblick unseres jungen Freundes von seiner Geschicklichkeit auf dem Eise redet; wenn es Ihnen gefällig ist, setzen wir unsern Weg noch bis zum Seerande fort.“ So schritten die beiden Herren wieder vorauf, und ‚Madame la grand' mère‘ folgte ihnen, den Arm auf den ihrer Enkelin zurücklegend, nach. Folkrad Morhoff wußte nicht, wem er sich anschließen solle, da es sich durch seinen Standplatz so gefügt, ging er neben der letzteren her. Doch nicht von ihr beachtet; sie hielt den Kopf seitwärts abgewandt und erzählte eifrig ihrer Großmutter etwas am Morgen in der Umgegend Vorgefallenes. So geschehen war's, wie er es ja erwartet gehabt — oder hatte er auch darin sich mit einem Selbstbetrug umgaukelt und in Wirklichkeit auf andres gehofft? Aber dem Schloßherrn wie der Comtesse Ina wäre er, seiner Voraussetzung gemäß, als ein Fremder vorübergerathen, und sonderbarer Weise hatte nur die Gräfin Severa ihn wiedererkannt. Ihre alten Augen

mußten in der That noch eine ungewöhnliche Seh-schärfe besitzen, daß sie sich eines nur einmal kurz wahrgenommenen Gesichtes so wieder entsann. Doch er empfand, das entspringe der Mißliebigkeit, die er bei ihr erweckt, mit der ihr aristokratischer Stolz auf seine Wiederanwesenheit hier als auf etwas Ungehöriges niedersehe, und sein Gefühl bei der ersten Begegnung, daß er von ihr nur Feindseliges zu gewärtigen habe, sei wieder in vollem Maß bestätigt worden.

V.

Sehr anders als am Märzende bot sich jetzt die Natur auf dem Gut Altenkamp zur Schau. Der rings das Schloß umgebende Baumrahmen war grün geworden, mit undurchsichtigen dichten Laubmassen drängten Wipfel und Aeste sich zusammen. Darunter und dazwischen aber leuchteten starke, freudige Farben; von hohen Büschen hingen schwere Blüthentrauben verschiedenartiger Syringen herab, wie mit Flammenzungen mischte sich der Goldregen hinein, weiße Schneeballenwände durchglühte rothe Dornblüthe. Die Zeit der Rosen war's noch nicht, doch sie kündigte sich durch schwellende Knospen an; Gartenblumen in reicher Mannigfaltigkeit unterbrachen mit ihren Beeten die grünen Rasenflächen, dem Blick und Geruchssinn glitzernden und duftenden Schmelz entgegenbietend. Man sah, daß achtsame Gärtnerhand sie unter Obhut halte, aber ein Zwang, der dem Wachsthum der Pflanzen angethan werde, rührte nirgendwo an, jede schien sich, ihrem Trieb gemäß, unbehindert entwickeln zu können. Der Park stand im vollsten Gegensatz

zu den sonst noch zumeist von der Mode forterhaltenen französischen Anlagen, deren steife Regeln sich auch noch der Kieler Schloßgarten zur Richtschnur nahm. Statt geometrisch gradliniger Wege zwischen ebenmäßig geschorenen Hecken, die von ausgeschnittenen Laubfiguren überragt wurden, herrschte hier die ungebundene Freiheit des von England herübergekommenen Geschmacks. Das Auge traf auf nichts Erkünsteltes, der Natur ward kein Schnürleib angelegt; überall athmete sie mit unbeengter Brust, und die Nachhülfe der Kunst befliß sich nur, sie zu vollendeter Schönheit auszubilden. Anmuthige Windungen der Gänge verliehen dem von ihnen Umgrenzten erhöhten Reiz, helle, heitre Lichtungen und dunkler Schattenfall wechselten, hie und da von schmalen oder sich zu kleinen Weihern verbreiternden, aus dem See abgeleiteten Wasserarmen durchzogen. Geschwungene Brückenstege, von weißumbastetem Birkengeäst mit einem Schutzgeländer eingefaßt, führten hinüber, unter hängendem Gezweig tauchte manchmal eine graue Borkenhütte hervor, die durch farbige Scheiben kleiner Seitenfenster die Umgebung draußen von rothem und gelbem Licht übergossen gewahren ließ. Da und dort hoben in einem Winkel sich halbummooste Sandsteingedenkmäler auf, eine Platte mit einem eingegrabenen Dichtungsspruch darbietend oder eine schöngeschweifte Urne, an die eine Frauen- oder Jünglingsgestalt

sinnend hingelehnt stand. Der Gedanke und seine Schwester, die schöne Empfindung, vereinigten sich mit der Natur, alles konnte gewissermaßen als ein Abbild des geistigen Lebens, des feinen Geschmackes und der Natürlichkeit der Schloßbewohner erscheinen. Und besonders erinnerte die zwanglose Freiheit, mit der das Wachsthum im Park nur dem eigenen Antrieb folgte, an die jugendliche Tochter des Hauses, an das lichte, goldbraune Haar, das sie ohne die steife Fesselung und Farbeentstellung durch die Modefrisur wie eine Huldgabe des köstlichen Frühlings um Nacken und Schläfen trug. Folkrad Morhoff kam's zu klarem Bewußtwerden, die Erinnerung daran, ihr Bild vor seinen geistigen Augen war's gewesen, was ihn plötzlich überwältigt hatte, auch seinen Kopf zum starren Entsetzen des Friseurs von der Unnatur der bisherigen Haartracht befreien zu lassen. Denn nur dies Wort benannte sie richtig, und manch' Andrem noch, was ihn seit seiner Kindheit umgeben und was er als selbstverständlich angesehen, konnte man wohl die nämliche Bezeichnung beilegen.

Der junge Student hatte sich in der ihm angewiesenen Gaststube nach seiner Fußwanderung in schickliche Ordnung versetzt und nutzte die noch vor der Abendmahlzeit verbleibende Zeit zu einem Rundgange durch den weitgedehnten Park; niemand legte

ihm eine Verpflichtung auf, auch in dem Hause herrschte die nämliche freie Selbstbestimmung wie draußen, es schränkte durch nichts das Belieben seiner Gäste ein, nur dem eignen Wunsch nachgebend, sich gesellig den übrigen Bewohnern anzuschließen oder allein zu verweilen. Folkrad hatte die Absicht verfolgt, den Magister Schneider aufzusuchen, ihn jedoch nicht gefunden, so schlenderte er auf eigne Hand umher. Seine Füße verspürten keine Müdigkeit von dem zurückgelegten langen Weg, ihm war's, als ob er mit ihnen einen Antäusboden betreten, aus dem ihn bei jedem Schritt eine wundersam belebende Kraft durchfließe. Plötzlich indeß ward ihm einmal etwas beklommen zu Muth, denn um einen Buschrand biegend, stand er unerwartet dem gleichfalls allein lustwandelnden Herrn Hofrath Klopstock gegenüber. Doch redete dieser, die Befangenheit des ihm so Begegnenden wahrnehmend, ihn mit einem freundlichen Lächeln an: „Ich hoffe, Ihnen nicht das Angesicht eines Schreckbildes entgegen zu tragen, mein junger Freund; es erweckt mir Freudigkeit, die Jugend auf einsamen Pfaden wandelnd anzutreffen, denn solche lenken ihr Gemüth zur Empfänglichkeit für edlere Gefühle. Als ich vorhin mit dem Herrn Grafen Ihren Weg kreuzte, gab der Ausdruck Ihrer Züge kund, daß Sie mich, wohl nach Bildnissen von mir, zu erkennen schienen; so wissen Sie auch,

wie sehr Klopstock denen, die das schöne Frühlingsalter des Menschenlebens darstellen, Zuneigung entgegenbringt. Ich habe Lobpreisendes von Ihnen vernommen — nein, befürchten Sie nicht, daß ich hier in der Stille Gedanken nachhing, die Sie ihrer Ausbildung entziehen, nur dem abendlichen Frieden der Natur gab ich meine Empfindung hin. Hier ladet ein Weg, den die Anmuth geschmückt, ein, uns seiner Führung zu vertrauen —“

Der Dichter des Messias bog in den gedeuteten Gang ab, seine letzten Worte hatten Folkrad Morhoff die Erlaubniß, ihn zu begleiten, ertheilt, und weiter redend, schritt der markgräflich badische Hofrath und königlich dänische Legationsrath Friedrich Gottlieb Klopstock neben jenem her. Schöngewählt und doch in einfacher Natürlichkeit klang seine Sprache dem jungen Zuhörer, in vollsten Gegensatz zu der langathmigen und phrasenhaft geschraubten der perrückten Kieler Universitätskoryphäen tretend, deren eitle und hohle Unnatur sich Folkrad augenblicklich wie greifbar aufdrängte. Etwas Rauschartiges legte sich ihm dazu um die Stirn, daß er von dem weltberühmten Manne gewürdigt ward, an seiner Seite gehn zu dürfen, seinen ihm vom Munde kommenden poetischen und lehrreichen Aussprüchen zu lauschen. Solchen Glückes konnte er nur hier auf Altenkamp theilhaft werden, aber andererseits auch gehörte

der große Dichter, wie in seine Heimath, hierher, keine Menschen und keine Umgebung ließen sich erdenken, die zu seinem eigenen hohen Wesen so in Verwandtschaft gestanden hätten. Unter einer schönen, zu gerundetem Hain aufgezogenen Buchengruppe sah jetzt ein epheuumlaubter Granitblock mit eingelassener weißer Marmortafel hervor, deren Anblick den Begleiter Folkrads seinen Fuß anhalten und äußern ließ: „Ein Gedenkspruch redet von dem Stein, wie es erscheint, mit der Zunge eines Dichters.“ Laut, gehobenen und melodischen Stimmenklanges las er die auf dem Marmor mit goldenen Buchstaben eingegrabene Inschrift: „Wohl ist des Dichters Unsterblichkeit des Schweißes der Edlen werth.“ Die Augen davon abwendend, fügte er nach: „Ein Wahrwort — wessen Munde wohl mag es entstammen, mein junger Freund?“ Den Befragten durchschoß es beglückend mit einer Erinnerung, auf dem Gymnasium hatte er einmal ein Gedicht vorzutragen gehabt, das die Worte enthalten, und er entgegnete rasch: „Es ist aus der Ode Klopstocks an den Zürchersee, Herr Hofrath.“ Langsam, sinnenden Tones wiederholte dieser: „Aus der Ode Klopstocks an den Zürchersee — damals ragte sein Lebensalter kaum über Ihr jetziges hinaus, und nur in dämmerndem Ahnungsgefühl entfloß seinem Munde dies Wort. Nun kündet es der Stein, eingeschrieben steht es im

Herzen der heutigen Jugend und erklingt von ihren Lippen. Nein, ob ich gewahre, daß es Sie dazu drängt, sprechen Sie mir die Ode nicht, mein junger Freund, jetzt nicht, sie würde mich an dieser Stelle mit zu tiefer Wehmuth bewegen. Ich selbst will sie Ihnen morgen zum Gedächtniß an diesen Tag lesen, auch drängt mich die Zeit, eine von mir ertheilte Zusage noch vor der Abendtafel zu erfüllen. Bleiben Sie mit Ihren Gedanken und Empfindungen noch hier zum Verweilen zurück, eine schönere Stätte kann sich Ihnen dafür nicht bieten."

Folkrad Morhoff stand wieder allein, vor ihm schritt der Unsterbliche den Gang hinunter. Mit einer unvergänglichen Lebenserinnerung, wie er's angedeutet, hatte er den jungen Studenten bereichert, doch trotzdem fühlte dieser sich durch seinen Fortgang auch erleichtert. Der Dichter war überzeugt gewesen, sein Begleiter stehe im Begriff, ihm die Ode an den Zürchersee begeistert zu declamiren, aber das hätte Folkrad nicht gekonnt, einzig die Worte auf der Steinplatte hatten sich ihm zufällig im Gedächtniß erhalten. Mit einer Beschämung überkam's ihn, der große Mann begab sich mit einer besseren Meinung von ihm fort, als er's verdiente. Den Blick nochmals nach der Marmortafel wendend, nahm er jetzt erst gewahr, daß an ihrem Unterrand gleichfalls mit gol-

denen Buchstaben ‚Friedrich Gottlieb Klopstock' eingemeißelt stand. Augenscheinlich war der Epheu drüber gewachsen, doch eine sorgende Hand, vermuthlich die des Gärtners, hatte ihn zum Wiedersichtbarwerden der Schriftzüge zurückgebogen, wohl erst heute, denn ein paar dabei vom Stiel losgebrochene Blätter hingen noch kaum angewelkt herab.

Die abendliche Sonne fiel schräger durch den Park, langhingestreckte Baumschatten werfend, doch zwischen diesen glimmerte dem weiterschlendernden jungen Studenten aus einiger Ferne ein eigenthümliches Lichtspiel entgegen, das ihn anzog. Er wußte nicht, wovon es ausgehn möge, aber dann erklärte sich's ihm, denn er kam in's Freie, und der See dehnte seine weite Fläche vor dem Blick. Sie spiegelte, etwas hinaus, ein Strahlengeflimmer zurück; die Luft war ganz ruhig und alles reglos, nur am Wasserrand wiegten hochaufgewachsene grüne Schilfstauden leis ihre schwanken Spitzen, denn kleine Wellen wiegten sich drunter mit einem schwachen Gemurmel zwischen die Rohrhalme hinein. Davor stand eine mit Baumrinde bekleidete Hütte, dem See zu geöffnet, um aus ihrem Innern volle Aussicht über ihn zu bieten. Ein einsamer, herrlicher Platz war's, in seiner Stille lichten Sommerwolken ähnlich vorüberziehenden Gedanken und Empfindungen nachzuhängen, jedenfalls

befand sich drinnen eine Bank, und der Ankömmling trat um die Seitenwandung der Uferhütte vor. Zugleich indeß hielt er stutzend an, denn trotz ihrer Lautlosigkeit war sie nicht leer, es saß jemand drin, ein kleines Büchlein in der Hand haltend, doch im Augenblick nicht lesend, sondern über den Blätterrand in die abendbeglänzte Wasserweite hinaussehend. Nun wandte überrascht sich der Kopf, und Ina Walterstorff war's, die der geräuschlos Herzugekommene anblickte. Leicht stotternd sagte er: „Verzeihen Sie, Comtesse — ich wußte nicht — ich will Sie nicht —" und sein Fuß machte eine Bewegung zur Umkehr. Das ließ sie kurz ohne eine Entgegnung geschehen, als ob sie ihn seine Absicht ausführen lassen wolle, aber danach rötheten sich ihre Wangen ein wenig, augenscheinlich von dem Gefühl, daß sie im Begriff gestanden, einem Gast ihrer Eltern gegenüber eine Unart zu begehen, und sie versetzte jetzt rasch: „Ich bin täglich hier und Sie sind's zum ersten Mal, da gehört sich's mehr, daß ich Ihnen Platz mache, wenn Sie allein sein wollen." Sie hob sich dabei von ihrem Sitz auf, während er hastig erwiderte: „Nein, ich will durchaus nicht — Sie nicht vertreiben." Nun standen beide sich einen Augenblick schweigsam gegenüber, als ob jeder noch ungewiß auf den Ausgang des höflichen Wettstreites warte, bis der jungen Comtesse

lachend vom Munde flog: „Warum soll denn eigentlich einer den andern hier vertreiben? Die Bank hat doch Platz genug für zwei.“ Sie setzte sich bei dem letzten Wort zurück und fügte dann nach: „Uebrigens waren Sie bei unserem ersten unvermutheten Zusammentreffen um Ostern noch nicht so rücksichtsvoll, denn damals kehrten Sie nicht um, mich allein zu lassen. Seitdem, scheint es, haben Sie große Fortschritte in der Höflichkeit gemacht.“

Das sprach, in eine scherzhafte Form gekleidet, deutlich aus, sie habe die Stunde ihrer ersten Begegnung mit ihm nicht vergessen; es klang unter den scheinbar leicht spöttischen Worten wie von einer Dankbarkeit dafür herauf, daß sie gegenwärtig hier auf ihrem Lieblingsplatz sitzen könne, und er empfand, es würde unartig und unnatürlich sein, wenn er ihrer Aufforderung nicht nachkomme. So ließ er sich am andern Ende der Bank nieder und streckte, nach einem Gegenstand zur Unterhaltung suchend, die Hand nach dem Buche, das sie auf den Tisch gelegt, mit der Frage: „Darf ich sehen, was Sie gelesen haben?“ Kopfnickend versetzte sie: „Der Dichter hat es meiner Großmama mitgebracht, die es mir gegeben, aber ich bin noch nicht weit drin gekommen.“ Das Titelblatt aufschlagend, las er laut: „‚Luise‘ — von dem Werk des Herrn Hofraths habe ich noch nicht gehört.“

Einen Augenblick sah sie ihn verständnißlos an, dann ging ihr ein schelmischer Zug um die Lippen, mit dem sie antwortete: „Das konnten Sie auch nicht gut, denn er selbst kennt es wohl nicht.“ Nun färbte das Gesicht Folkrads sich ein wenig roth, sein Blick richtete sich nochmals auf das Blatt, und unter dem großgedruckten Titel sah ihm in kleinerem Druck entgegen: ‚Von Johann Heinrich Voß‘. Etwas verlegen sagte er: „Ich hatte geglaubt — aber das Buch ist nicht von Herrn Hofrath Klopstock —“ Ina Walterstorff fiel ein: „Sie meinten, es gäbe nur einen Dichter — das habe ich von Theologen schon öfter gehört. Aber soweit ich bisher gelesen, hätte Der dies nicht schreiben können; Dichter sind sehr verschieden, dünkt mich, wie Menschen, wohl deshalb weil sie eben doch auch Menschen sind. Herr Voß, der auch die homerische Odyssee in's Deutsche übersetzt hat, ist Rector an der Schule in unsrer Nachbarstadt Eutin und heute gleichfalls bei uns zum Besuch, Sie werden ihn nachher am Abendtisch sehen.“

Der junge Theologe ward von einem, ihm bisher fremd gewesenen, doch ihn peinlich anrührenden Gefühl überkommen. Die Erwiderung traf ihn berechtigt, eine völlige Leere in seinem Wissen; von Klopstock hatte er natürlich, wie auf dem Gymnasium

im Kreise der Kieler Professoren oft gehört, den Namen Voß indeß noch nie vernommen. Die junge Comtesse mußte innerlich über seine Unkenntniß spotten, hörbar maß sie diese seinem Berufsstudium bei und saß wie eine Lehrerin neben ihm. Um etwas zu antworten, brachte er hervor: „Ist der Herr Rector auch schon in höherem Alter und sonst dem Herrn Hofrath ähnlich?“

Dazu schüttelte die Befragte den Kopf. „Nein, ich sagte schon, verschiedenartiger könnten Menschen nicht sein, im Wesen und Sprechen und auch im Aeußern nicht. Herr Voß mag etwa am Anfang der Vierzig stehn, hat nichts Vornehmes an sich, weder im Auftreten, noch in seiner Kleidung, und giebt auch nichts drauf. Sein Vater, glaube ich, war ein Schenkwirth in Mecklenburg und sein Großvater ein leibeigner Bauer. Es läßt sich nicht leicht begreifen, daß er engbefreundet mit dem Herrn Regierungspräsidenten in Eutin, dem Grafen zu Stolberg ist. Freilich ist der auch ein Dichter.“

Folkrad empfand, in der Sprecherin trat die Aristokratin zu Tage, der ein Freundschaftsverhältniß zwischen dem hochgeborenen Grafen und dem bürgerlichen Schulrector, noch dazu von niedrigster Abkunft, Anstoß erregte; ihm war's in diesem Augenblick, als habe ihre Großmutter neben ihm geredet. Nur ver-

borgener, trug sie doch merkbar das innere Wesen der letzteren in sich, war ihr nachgeartet; dem jungen Studenten beengte es den Athem wie von einem körperhaften Stich in der Brustwandung. Er saß wortlos verstummt, und ebenso schwieg sie jetzt gleichfalls; wohl eine Minute lang war kein Ton umher, als das leise Gemurmel der in's Uferschilf hineinspielenden Wellchen. Dann entflog Folkrad einmal unwillkürlich laut ein Ruf: „Da ist sie!“

Ina Walterstorff fuhr leicht zusammen, aber danach wiederholte ihr Mund: „Ja, da ist sie. Heut' Vormittag saß ich auch hier, da kam sie plötzlich als ein seltener Gast bei uns, und ich dachte, was sie wohl herbringe.“

Die Worte Beider waren von einer Möwe veranlaßt, die nah am Strand vorüberschwebte, ziemlich hoch, denn ihre Flügel wurden noch von der Sonne getroffen, so zog sie über dem schon verschatteten Wasser unter ihr einen weißen Glanzstreifen durch die Luft. Die junge Comtesse hatte das von ihr Gesagte halb ohne Wissen als etwas laut Gedachtes hervorgebracht, doch nun drehte sie verwundert ihrem Banknachbarn das Gesicht zu und fügte hinterdrein: „Weshalb riefen Sie's? Sie kennen die Möwe doch nicht.“

„Ja, ich erkannte sie wieder. Sie flog weit

drüben heut' früh an mir vorbei, ich sah ihr nach, und mir war's, als zeige sie mir den Weg, den ich gehen solle."

Auch Folkrad war die Entgegnung bedachtlos vom Mund gerathen, beim letzten Wort schrak er ein wenig zusammen, denn neben ihm erhob sich Ina Walterstorff mit einer unvorgesehen raschen Bewegung, machte ein paar Schritte vor die Hütte hinaus und sagte dann, über den See wegblickend: „Die Sonne geht unter, es ist hohe Zeit, daß ich mich zum Abendessen ankleide. Sie haben das ja nicht nöthig und können noch etwas bleiben. Meine Möwe wird eine andre gewesen sein, als die, welche Sie gesehen. Von der Ostsee kommen sie häufig herüber."

Damit ging sie schnell fort, in ihrer Aeußerung hatte sich deutlich ausgedrückt, daß sie nicht von ihm begleitet zu werden wünsche. In gewandt höfliche Form gekleidet, doch wie ein Befehl war's gewesen, daß er noch zurückbleiben solle; mit einer bitteren Empfindung sah er ihr nach. So hatte sie ihn um Ostern nicht auf den Abstand zwischen ihrer und seiner Geburt hingewiesen, damals freilich wohl noch unter einem gewissen Eindruck der ihr von ihm auf dem Eis geleisteten Beihülfe gestanden. Doch der Gedanke, sie habe eine menschlich-dankbare Erinnerung daran in sich fortbewahrt, war thöricht gewesen, wie

seine Hierherkunft; er hätte dem vernunftlosen Antrieb dazu Widerstand leisten, jedenfalls einen Grund bereit haben müssen, die Einladung des Grafen abzulehnen. Welche andre innerliche Sinnesart hatte seine knabenhafte Einfalt auch von der Enkelin der Gräfin Severa erwarten können.

Die Möwe wiegte sich noch am Ufer hin und wieder, doch nicht mehr als ein leuchtendes Glanzgebild, auch über sie fiel jetzt der Schatten. Die letzten, eben hier verklungenen Worte trafen es und faßten es auf's Kürzeste zusammen: Ihre Möwe und die seinige waren zwei verschiedene, eine hocharistokratische und eine niedrigbürgerliche. Von der ersteren hatte sie gesagt, nur als ein seltener Gast komme sie hierher, die andern flogen häufig herüber.

War ihm jetzt erlaubt, aufzustehen, um nachzufolgen, natürlich unter achtsamer Vermeidung, daß sein plebejischer Fuß sich nicht in die Spuren des ihrigen setze? Sonst kam er zu spät zur gräflichen Abendtafel, erhielt an ihrem letzten Ende von einem Lakaien einen Platz angewiesen, den er ungeschickt einnahm. Unter den auf ihn gerichteten Augen der hochgeborenen Tochter des Hauses machte ein spöttisches Zucken um die Mundwinkel es ihm bemerklich.

Doch zum letzten Mal; morgen diente er ihrer Laune nicht mehr zur Zielscheibe, niemals wieder.

Beim Sonnenaufgang lag das Schloß schon hinter ihm.

Da lag noch das kleine Buch auf dem Tisch, sie hatte es in ihrer Eilfertigkeit, glänzende Toilette zu machen, mitzunehmen vergessen. Sollte er es ebenfalls liegen lassen? Ueber Nacht konnte Regen kommen und Wind ihn drauf hereinschlagen; das verdiente doch das Buch nicht, zumal es die Dichtung eines Bürgerlichen enthielt. Eines Standesgenossen von ihm, wenn man euphemistisch diese adlige Bezeichnung auf sie Beide anwenden wollte; er sah und hörte vor sich, wie die Comtesse am Abendtisch dem Eutiner Schulrector durch Mienen und Wort ihre Mißachtung kundgab. Oder durch letzteres nicht, sie sprach nicht mit ihm, seine Anwesenheit war für sie nicht vorhanden, sondern nur die des großen und weltberühmten Dichters. Dem allein schenkte sie mit liebenswürdig beflissener Aufmerksamkeit wie einem Ebenbürtigen Beachtung und Gehör.

Folkrad nahm die Voß'sche Luise mit sich vom Tisch, seine Finger zuckten leicht bei der Berührung, an dieser Stelle hatte vermuthlich auch die gräfliche Hand das kleine Bändchen beim Lesen gehalten; täuschend schien es sich noch warm davon anzufühlen. Nun ging er, den Blick vor sich zu Boden richtend, auf dem in der Seenähe sandigen Weg, und da

prägten sich in diesem auch die Fußspuren aus, die er vermeiden mußte, in die hineinzutreten er nicht würdig war. Der länglich-schmale, anmuthige Form darbietende Eindruck war unverkennbar, nur mit einer überraschenden Kräftigkeit gepaart; auch daraus sprach's wie etwas Aristokratisches, eine Festigkeit, das innere Bewußtsein durch die Art des äußeren Auftretens kundgegeben. Unbewußt schloß er die gesenkten Lider völlig und ging langsam, etwas unsicher schwankenden Schrittes so eine Strecke weiter; dann fuhr sein Kopf einmal in die Höh', denn von der Seite her sprach ihn eine Stimme an: „Sehen Sie doch lieber ein bischen vor die Füße, Freund; im Blinden zu gehn ist nicht rathsam, dabei kann man zu Fall gerathen.“ Hinein mischte sich, lachenden Tons, ein andrer Ruf: „Der hat wohl etwas zu viel im Kopf! Wie kommt er denn in den Park?“

Verwirrt aufblickend, erkannte Folkrad den Magister Sebastian Schneider, der mit seinem Zögling, dem jungen Grafen Wolfgang, durch einen Seitenweg auf ihn zubog. Nun fügte der alte Hofmeister, ihm die Hand darreichend, nach: „Ich habe schon gehört, daß wir wieder Stubennachbarn geworden sind, um die Pfingstzeit treibt es junge Füße davon. Der Weg von Kiel hierher macht natürlich die Augen ein bischen schwer, aber besser ist's doch, sie nach außen, statt nach innen zu kehren.“

Freundlich gesagt war's, und etwas Herzliches lag in dem Handdruck des Sprechers, nur die nochmalige Wiederholung des Rathschlags, nicht mit geschlossenen Augen zu gehn, machte sich ein wenig überflüssig. Der Knabe äußerte jetzt: „So, sind Sie der — Ihren Namen weiß ich natürlich nicht mehr — aber ich glaube, daß ich Sie wieder erkenne, nur sehen Sie unordentlich am Kopf aus, in der Manier wie meine Schwester, die Sie damals aus dem Wasser gezogen. Hat mein Vater Ihnen erlaubt, wieder bei uns zu wohnen?"

Folkrad Morhoff ging, ab und zu mechanisch Antworten gebend, neben den Beiden her; auf etwas vom Magister Schneider Gesprochenes erwiderte er einmal: „Ja, ich weiß, daß der Herr Hofrath im Schloß zu Besuch ist; vorhin traf ich mit ihm zusammen, und er verließ mich — hier grade —"

Das Letzte setzte er unwillkürlich hinzu, da er aufschauend wahrnahm, daß sie eben an dem Granitblock unter den Buchenwipfeln vorüber kamen. Eine halbe Stunde mochte erst seitdem verflossen sein, doch bei der ihm vom Mund gerathenen Zeitangabe ‚vorhin' überkam's ihn, als liege jener Augenblick schon wie in einer endlosen Ferne aus einer wesenlos entschwundenen Vergangenheit hinter ihm. An seiner Seite erwiderte der Alte kopfnickend: „Ja, der Herr

Hofrath liebt diesen Gang besonders, ich sah ihn auch heut' Morgen hier lustwandeln und die Steintafel von dem stark darüber gewucherten Epheu befreien; er ist ein Freund der ordentlichen in Stand Erhaltung, die ihn keine eigenhändige Mühe scheuen läßt. Wir müssen aber unsern Gang wohl etwas beschleunigen, damit wir auch nicht gegen die Ordnung verstoßen; die Frau Gräfinmutter giebt das Beispiel von strenger Pünktlichkeit an der Tafel, und diese sieht obendrein ja illustre Gäste heut' Abend. Ich habe es nicht so einfach wie Sie neuerdings, lieber Morhoff, sondern muß meinen Kopf noch schicklich herstellen. Ihr Anblick heut' ruft mir lebhaft wach, wie alles im Menschenleben wiederkehrt; Ihr Großvater bekümmerte sich als junger Mann auch nicht um die Mode, sondern trug ebenso sein eignes Haar. Mir ist's, als sähe ich ihn wieder vor mir, es stand ihm wohlan, und man konnte ihn sich nicht anders denken. Wir wollen hier links gehen, der Weg kürzt ein bischen ab."

VI.

Nun saß Folkrad Morhoff wieder im Speisesaal des Schlosses von Altenkamp, das seinem weitreichenden Ruf der Gastlichkeit und eines Sammelpunktes geistiger Bedeutung heut' in besonderem Maße entsprach. An der Abendmahlzeit nahm neben dem Dichter des Messias und dem Eutiner Schulrector noch ein dritter der literarischen Welt angehöriger Gast theil, der erst vor einer Stunde zu Wagen von der Stadt Altona her eingetroffen. Er ward ,Herr Justizdirector' angeredet, stand in der Mitte der fünfziger Jahre und überbot den Herrn Hofrath Klopstock fast noch an Tadellosigkeit der äußeren Repräsentation; seine Haltung ließ deutlich einen ehemaligen Officier erkennen. Es war der Verfasser der berühmten, die Schrecken des Hungertodes darstellenden Tragödie ,Ugolino', der Dichter Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, in der schleswig'schen Stadt Tondern geboren, als Rittmeister aus der königlich dänischen Armee in den Civildienst übergetreten; besonderes Ansehn hatten ihm seine ,Bardengesänge', die ,Gedichte

eines Scalden' erworben. So bot der Tisch heut' gewissermaßen ein Abbild des norddeutschen Parnasses zur Schau, doch vereinigte nicht der Zufall die drei Dichter an ihm, sondern eine Einladung, die Graf Friedrich Walterstorff an sie gerichtet, um in einer hervorragenden Weise das Pfingstfest auf Altenkamp zu begehen. Sie waren gegenseitig durch ihr Zusammentreffen im Schloß überrascht worden, vor allem hatten der Hofrath Klopstock und der Justizdirector von Gerstenberg sich hocherfreut mit ausgesuchter Achtung begrüßt, und die Abendtafel vereinigte sie und die gräfliche Familie jetzt zur geselligen Runde. Vor dem Beginn der Mahlzeit erhob der Schloßherr sich mit dem gefüllten Glase, hieß seine ‚illustren Gäste' willkommen und sprach ihnen Dank aus, daß sie ihm den Wunsch nicht unerfüllt gelassen, an diesem Tage sein Haus mit dem parnassischen Glanz ihrer Anwesenheit zu erhellen. Die Begrüßten verneigten sich dankbar, Klopstock ergriff kurz das Wort und erwiderte: „Wo fänden in unsern Tagen die Musen eine zweite Heimstätte wie in diesem gastlichen, der edelsten Menschennatur errichteten Tempel, in dem die Huld Eurer Excellenz uns zur Verehrung einzutreten gestattet." Daran knüpfte der Rector aus Eutin: „Ich bin freilich nicht auf dem Flügelpferd gekommen, das steht nicht bei mir im Stall, sondern

auf meinem alten Schimmel, aber ich danke Ihnen auch, Herr Graf, daß Sie mich eingeladen haben, ihn heute hier unterzustellen, und trinke Ihr Wohlsein." Das that er und zwar sichtlich mit Durst, denn während die Andern nur leicht aus ihren Gläsern gekostet, leerte er das seinige in einem Zuge völlig aus.

Vor der Gegenwart solcher Gäste am Tisch schwand der junge Student, zwischen dem Hofmeister und dessen Zögling sitzend, naturgemäß bedeutungslos zurück; niemand achtete auf ihn, auch der alte Magister nicht, der aufmerksam sein Ohr nach den durcheinander erklingenden Stimmen hinüberrichtete. Der Justizdirector von Gerstenberg und der Hofrath Klopstock nahmen die Ehrenplätze neben der Gräfinmutter ein, zwischen dem Letzteren und dem Eutiner Schulrector saß die Tochter des Hauses. Wie es zu erwarten gewesen, stach Johann Heinrich Voß in seiner Erscheinung außerordentlich von den beiden Vorgenannten ab. Sein völlig unmodischer und uneleganter, langschößiger schwarzer Leibrock that den Bürgerlichen und den Schulmann kund, kurzgeschnittenes, wie es schien gegen die Bürste widerspenstiges Naturhaar umgab den knochigen, auf die bäurische Abkunft hinweisenden Kopf. So ungefähr hatte Folkrad sich ein Bild von ihm gemacht; in seinem Nichtvorhandensein für die Gesellschaft betrachtete er die Personen am Tisch.

Doch kehrte sein Blick unwillkürlich stets wieder auf die junge Comtesse zurück, für die er sichtlich am wenigsten existirte, ihr Kopf wandte sich niemals nach seiner Richtung. Bei ihrem ersten Anblick überraschte ihn, daß sie noch das nämliche einfache Kleid wie in der Seehütte trug, er hatte erwartet, sie werde für die berühmten Gäste glanzvolle Toilette anlegen; mit der Aeußerung, es sei dazu hohe Zeit für sie, war sie auch plötzlich von ihm fortgegangen. Doch nun gerieth's ihm zur Erkenntniß, das habe sie nur als einen Vorwand gebraucht, um sich seiner zudringlich-lästigen Anwesenheit in der Hütte zu entziehen; was ihr vom Munde kam, war alles geläufig-höfliche Phrase und sein Glaube, je einen anderen Klang in ihrer Stimme zu vernehmen, der eines weltunerfahren einfältigen Knaben gewesen.

Auch noch eine andre von ihm gehegte Erwartung erfüllte sie nicht, unterhielt sich nicht ausschließlich mit ihrem berühmten Tischnachbarn zur Rechten, dem Dichter der Messiade, sondern wandte im Gegentheil ihre Worte nur dem Eutiner Rector zu. Was sie sprach, konnte Folkrad nicht verstehen, doch bedurfte dessen auch nicht, um zu wissen, sie nutze die günstige Gelegenheit, um unter dem Anschein der Bewunderung durch versteckte boshafte Bemerkungen die Dichtung und Person des bürgerlichen Schulmanns,

ihrer Mißachtung entsprechend, in's Lächerliche zu ziehn. Davon empfand dieser freilich nach seinem Mienenausdruck nichts, seine Natur war nicht fein genug geartet, die aristokratischen Nadelstiche zu fühlen, ihm schmeichelte es, an der Seite der gräflichen Tochter des Hauses sitzen zu dürfen und von ihr der Ansprache gewürdigt zu werden. Unterordnung und serviler Sinn den im Range höher Gestellten gegenüber bildete offenbar den Grundzug seines Wesens, dadurch hatte er sich auch die Gunst des hochgräflichen Eutiner Regierungspräsidenten erworben und genoß die Auszeichnung, von diesem gelegentlich herablassend als ‚Freund' behandelt zu werden.

Einmal ward Folkrad Morhoff in seinen schweigsamen Beobachtungen und Schlußfolgerungen unterbrochen. Den Kopf hebend, traf er die Augen Klopstocks auf sich gerichtet, der zugleich sein Glas erfaßte und unter wohlwollendem Lächeln nach den laut über den Tisch gesprochenen Worten: „Mein junger Freund!" ihm zutrank. Darauf wandte er sich dem Schloßherrn entgegen und fügte ebenfalls vernehmbar hinterdrein: „Ein liebenswürdiger, mit Geistesanlagen und feinem Verständniß begabter junger Mann, dessen Bekanntschaft einen Freund der Jugend erfreut und dessen Zukunft wohl hervorragende Tüchtigkeit erwarten läßt."

Unwillkürlich glitt der Blick des so Belobten nach der Comtesse Leopoldine hinüber und sah sich diesmal in seiner Erwartung nicht getäuscht. Sie hatte die Aeußerung gehört, und ein flüchtiges Zucken um ihre Mundwinkel legte Zeugniß davon ab, mit welcher spöttischen Geringschätzung sie dieselbe innerlich begleite; dann setzte sie ihre nicht verständlich werdende Belustigung an ihrem bürgerlichen Nachbarn fort, der augenscheinlich das von ihr Gesprochene wieder als aufrichtig gemeint annahm und beifällig dazu nickte. Graf Walterstorff dagegen erwiderte auf die Worte Klopstocks: „Es erfreut mich besonders, Herr Hofrath, daß Ihre reiche Seelenkenntniß der meinigen nicht das Zeugniß der Unreife ertheilt. Auch meine Auffassung gestaltete sich bei der ersten Begegnung mit dem jungen Freunde unseres Hauses ebenso, und ich hoffe, daß er uns, so lange seine Ferienzeit es verstattet, hier unsere Dankesschuld an ihm durch ein weniges abtragen läßt."

Ein Diener trat mit einer Meldung an den Sprecher heran, der rasch vom Sitz sich erhebend ausrief: „Freudigstes widerfährt uns! Der Musagetes selbst, dessen Kommen ich nicht mehr zu erhoffen gewagt, entschwingt sich vor unserer Pforte dem beflügelten Greifen." Er verließ den Saal und ließ zugleich Folkrad Morhoff in der klaren Empfindung und Erkenntniß zurück, daß im Altenkamper Schloß

zwei völlig verschiedene, sich innerlich entgegenstehende Sinnesrichtungen nebeneinander verweilten. Die eine, den Grafen und seine Gemahlin beseelende, war die eines wahrhaft edlen natürlichen Menschenthums, dem das geistig Werthvolle und Schöne den eigentlichen Inhalt des Lebens bildeten. Ihnen gegenüber stand der leere Geburtshochmuth der Gräfin Severa und ihrer Enkelin, für die beide nichts galt, als der äußere Schein adliger Abkunft und der Beobachtung nichtiger, doch sich als einzig wichtig gebahrender Formen. Herzgewinnender konnte nichts sein, als die indirekt vom Grafen an seinen bürgerlichen Gast gerichtete Einladung, während der Feriendauer im Hause zu verbleiben; an dem unverbrüchlichen Entschluß Folkrads, morgen in der Frühe wieder fortzugehn, änderte das natürlich nichts. Aber es hatte ihm die Genugthuung des Gefühls verliehen, hier von denen geschätzt zu werden, deren Anerkennung allein einen Werth besaß, und den jungen Studenten erfüllte jetzt doch sein Hierherkommen mit einer gewissen Befriedigung. Er sagte sich, ihm habe etwas gefehlt, das Vermögen richtiger Beurtheilung von Menschen, darin sei er heute gereift worden und schreite durch seine Beobachtungen am Tisch mit jeder Minute weiter drin fort. Das war ein Gewinn, der bittre, aber verdiente Enttäuschung eintrug, die ihn nicht betroffen

hätte, wenn er sich seine jetzige Menschenkenntniß früher erworben gehabt. Freilich dazu hatte ihm in Kiel die Möglichkeit gefehlt.

Auf den Gesichtern umher hatte die Aeußerung des Grafen Walterstorff einen Ausdruck ungewisser Erwartung verursacht, jetzt kehrte er zurück, einen Herrn von vornehmem Aussehen an der Hand führend, bei dessen Eintritt alle am Tisch mit Ausnahme der Gräfinmutter und des Eutiner Rectors sich von ihren Stühlen erhoben. Sichtlich war er jedem wohlbekannt, Klopstock rief aus: „Wahrlich er ist's, unter den Lieblingssöhnen des Erfinders der Lyra in unserm heutigen Kreise der Jüngste, doch umleuchtet von der Sonnenaureole seines goldlockigen Vaters!“ Der so Begrüßte führte zunächst die Hand der Gräfin Severa galant-respectvoll an seine Lippen, dann erwiderte er, die Gesammtheit der Anwesenden begrüßend, mit lachendem Ton: „In Weimar würde man schwäbisch sprechen: „Ich sei, gewährt mir's zur Zierde in Eurem Bunde der Vierde.“ Seine Rechte legte sich dabei von rückwärts auf Voß' Schulter und er setzte hinzu: „Guten Abend, Johann, Du hast, wie's scheint, noch nichts von mir bemerkt.“ Der Angesprochene drehte den Kopf mit der Antwort: „Guten Abend, Fritz; Du hast mir nichts davon gesagt, daß Du Deinen Klepper auch heute hierher aufzuzäumen vorhättest.“ — „Ich

wollte Dich damit überraschen.“ — „Das ist mir in letzter Zeit nichts Neues an Dir, aber meine Knochen sind zum Versteckspielen zu alt nnd ich habe auch nie Vergnügen daran gehabt.“

Der Dichter Friedrich Leopold von Stolberg drehte sich mit einem leichten Achselzucken ab und entschuldigte vor der Frau des Hauses sein verspätetes Eintreffen durch unerwartet ihm aufgenöthigte wichtige Geschäftserledigungen. Das Verhalten aller ließ erkennen, in dem reichsgräflichen Eutiner Regierungspräsidenten sei die höchstgestellte und vornehmste Persönlichkeit unter sie getreten, allein er selbst nahm offenbar nur in seiner collegialen Eigenschaft als Dichter zwischen ihnen am Tisch Platz. Flüchtig hatte eine leichte Verstimmung ihn angefaßt, doch rasch warf er, lebhaft angeregt und anregend, geistreiche Bemerkungen in die Runde, mehr zum Schein nur sich der ihm nachservirten Speisen bedienend. Zweifellos hatte der parnassische Glanz des Abends erst durch seine Gegenwart die höchste Lichtstärke empfangen.

Die wenigen zwischen dem Grafen zu Stolberg und dem Eutiner Schulrector gewechselten Worte waren Follrad nicht verständlich gewesen, doch mit größter Verwunderung hatte er den kurzangebundenen Ton des letzteren seinem hochgeborenen Freunde gegenüber vernommen. Das entsprach nicht der ge-

schmeichelten Unterwürfigkeit, mit der Voß sich von seiner adligen Tischnachbarin mißächtlich behandeln ließ, ihr zuhörte und erwiderte, und eigentlich hätte der junge Student in der beinah schroffen Art des Bürgerlichen eine Befriedigung finden müssen. Im ersten Augenblick empfand er auch solche, aber dann schlug sie ihm in's Gegentheil um. Denn nach dem Vorgefallenen stand als gewiß zu erwarten, daß die Comtesse Leopoldine sich jetzt mit unverhehlt an den Tag gelegtem Widerwillen von der Plumpheit des Schulmanns abkehren und der nun an der Tafel aufgegangenen aristokratischen Sonne zuwenden werde. Doch sie fuhr damit fort, der Voraussetzung nicht zu entsprechen; nach der flüchtigen Unterbrechung nahm sie ihr Gespräch mit dem ersteren in gleicher Weise wieder auf, und das erweckte in Folkrad eine unmuthige Abneigung gegen Voß. Warum gegen diesen, wußte er sich zwar nicht gleich zu erklären, aber fand rasch den Grund dafür. Es war empörend, daß ein solcher Mann, der sich so anders benehmen konnte, ein derartiges Verhalten gegen seine hochmüthige Nachbarin fortsetzte, allerdings wohl nicht um ihres adligen Standes willen, sondern vermuthlich nur, weil sie ihn durch ihre Schönheit bethörte. Darin lag Unwürdiges für einen schon so bejahrten Mann, etwas von ihm Abstoßendes.

War sie denn eigentlich schön? Vielleicht im Vergleich mit anderen, etwa mit seiner Cousine Dörthe. Das fiel nicht schwer, denn ihm war in den letzten beiden Monaten zur Erkenntniß gekommen, die sei von einer abschreckenden Häßlichkeit. Wirkliche Schönheit aber beruhte nicht auf der Zufälligkeit der Gestalt und Gesichtsbildung. Wenn sich mit dieser äußeren keine innere verband, so war sie nur ein leeres Blendwerk für kurzsichtige oder nicht an solchen Anblick gewöhnte Augen und zerging vollständig mit der richtigen Einsicht in die Werthlosigkeit ihres Inhalts. Die Augen Folkrads waren heut' Abend geschärft worden und sahen deutlich, die Comtesse Ina sei keineswegs schön. Muthmaßlich hielt sich ihre Eitelkeit dafür, aber sie hatte durchaus keinen Anspruch darauf.

Der Magister Schneider faßte plötzlich einmal nach dem Arm des jungen Studenten, der nicht bemerkte, daß er allein noch am Tische saß; die Gräfinmutter hatte, sich erhebend, das Zeichen gegeben, daß die Abendmahlzeit beendigt sei, und alles war aufgestanden. Mit etwas verworrenen Sinnen folgte er hinter den Davonschreitenden drein, durch den anstoßenden großen Gartensaal in's Freie hinaus. Eine weichköstliche Sommernacht lag draußen, erst in ihrem Beginn, denn die Jahreszeit ließ den nordischen Tag lang andauern und die untergegangene Sonne hielt den

westlichen Himmelsrand noch mit einem breiten rothen Bande umsäumt. Ein helleres Licht aber kam von Osten her, wo der zunehmende Mond mit schon ziemlich gerundeter Scheibe über den Baumwipfeln stand, freie Rasenflächen silbern überschimmernd. Den Schattenwurf einer außerordentlich breitästig gewölbten Linde zu durchdämmern, hätte seine Leuchtkraft noch nicht hingereicht, doch dort hatten Diener eine Anzahl hängender Ampeln mit buntfarbigen Gläsern entzündet, deren gelber, blauer und rother Schein über einen großen runden Steintisch und zahlreich im Kreis umhergereihte Sessel aus gebogenem Naturholz spielte. In diese ließ die Gesellschaft sich nieder, die Stimmen klangen von lebhafter Unterhaltung durcheinander, auf den Tisch ward von einem Lakaien ein großes glimmerndes Glasgefäß getragen, und Folkrad, der sich nicht mitgesetzt hatte, sondern im Hintergrunde zurück stand, sah, daß die Comtesse Leopoldine hinzutrat und daraus mit einer silbernen Schöpfkelle in Gläser einfüllte. Dann begab sie sich hierhin und dorthin, diese auf einem Tablet zu präsentiren, das erste selbstverständlich der Gräfin Severa, die sichtlich das alles bestimmende Oberhaupt der Familie bildete, der bei jedem Anlaß der Vorrang gebührte. Danach erst wandte die Tochter des Hauses sich den Gästen zu und zwar in achtloser, bequemer Lässigkeit, ohne

sich die Rangstufe derselben zur Richtschnur zu machen, denn sie bot zuvörderst das Glas dem ihr am nächsten sitzenden Eutiner Rector dar. Wie sie Klopstock das gleiche that, fragte er: „Welche Gabe des Olymps credenzet uns Hebe?“ Er kostete und rief aus: „O des Buchenwalds lieblichste Würze, Maitrank, Nektar der seligen Götter!“ Herr von Gerstenberg fiel ein: „Ich bitte die edle Runde um Schweigen, ein Augenblick der Weihe ist uns genaht; wir belauschen eine Ode Klopstocks in ihrem Entstehen.“ Hastig fügte Friedrich Leopold von Stolberg, ein Gedenkbüchlein mit silbernem Crayon hervorziehend, nach: „Welch' ein Glück für meine Hand, das Geschenk der flüchtigen Stunde für die Nachwelt zu erhalten!“ Doch der Dichter des Messias blickte ihnen überrascht in's Gesicht und versetzte: „Hat meine Zunge in odischem Maße geredet? Damit beauftragte nicht ich sie, meine Freunde, sie that's mir unbewußt, der lieblichen Gewöhnung gehorchend. Verzeihet ihr, daß sie dessen vor den hohen Meistern des Gesanges sich vergaß und vermaß —“

Folkrad Morhoff hörte nicht weiter, seine Aufmerksamkeit hielt sich einzig auf die junge Comtesse verwandt, die ihren Hebedienst in der Runde fortsetzte. Nur zu ihm, diesmal seiner Erwartung entsprechend, kam sie natürlich nicht; allen übrigen hatte

sie zugetheilt und füllte jetzt für sich selbst ein Glas an. Doch da wandte ihr Gesicht sich einmal dem Schattendunkel zu, in dem er kaum unterscheidbar stand, und nun, wie es schien, nach einem Augenblick der Unschlüssigkeit, trat sie doch mit dem kleinen Silbertablet auch gegen ihn hinan. Offenbar ließ die Vorschrift der einem Gast des Hauses schuldigen Höflichkeit sie um ihrer Eltern willen sich dazu überwinden; seine völlige Außerachtlassung wäre zu auffällig gewesen. Aber es rührte ihn mit einem Schreck an, sie hätte einen Diener damit beauftragen können; daß sie selbst ihm den Trunk brachte, kündigte ihr Vorhaben, die Darbietung mit einem geringschätzigen Wort zu begleiten. Das kam ihr auch schon von den Lippen, denn sie sagte: „Ziehen Sie sich in's Dunkel zurück, weil Sie sich eines Sitzes in diesem erlauchten Kreis nicht würdig fühlen?“

Die Stimme verbarg einen leicht spöttischen Klang nicht; der Angesprochene wußte nichts zu erwidern, nahm nur stumm mit etwas zitternden Fingern das Glas. Aber danach streckte er rasch die andre Hand nach seiner Brusttasche, zog etwas draus hervor, das er ihr mit den Worten hinreichte: „Sie haben dies in der Hütte am See vergessen — das Buch Ihres Freundes —“

Den Schluß brachte er nur halb verständlich

vom Mund, doch es that ihm wohl, den Spott ihrer Anrede durch eine derartige Ironie vergolten zu haben. Sie wiederholte: „Meines Freundes? Ach, die ‚Luise‘, habe ich die auf dem Tisch liegen lassen?“ Ihre Hand faßte indeß nicht nach dem Büchlein, sondern sie fügte hinterdrein: „Wenn Sie vielleicht das Gedicht lesen wollen, ich habe es heut' Abend nicht mehr nöthig und lasse es Ihnen gern.“

Folkrad stand wieder allein, Ina Walterstorff hatte sich rasch an den Tisch zurückbegeben, um an dem geleerten Glase ihres Vaters ihr Schenkamt zu versehen. Deutlicher hätte sie nicht ausdrücken können, als was sie ihn betrachte; für ihn erschien ihr das Buch des bürgerlichen Verfassers, über den sie sich während der Mahlzeit fortgesetzt spöttisch belustigt, als das geeignete. Die Ampellichter spielten anhellend über ihr Gesicht, und er las darin den Ausdruck einer Befriedigung, daß sie fühle, ihren Zweck der rückhaltlosen Kundgabe ihrer Mißachtung für ihn erreicht zu haben. Jetzt war er nicht weiter für sie vorhanden, ihr Kopf wandte sich nicht wieder nach seiner Richtung. Aber warum denn häufte sie seit dem Zusammentreffen am See so gegen ihn die Zeichen und Aeußerungen ihrer vornehmen Geringschätzung?

Da fand er auf einmal die Erklärung, sein Fortschritt in der Menschenkenntniß gab's ihm ein. Sie

hatte den Vorgang auf dem Eise doch nicht vergessen, trug die Erinnerung daran in sich und verzieh nicht, daß sie ihm ihr Leben verdankte. Mit widerwärtigem Gefühl kam's ihr bei seinem Anblick, sie habe nach seiner Hand gefaßt, um nicht unterzusinken, und diese Vorstellung treibe sie dazu, ihn seine Hülfe durch Kränkungen entgelten zu lassen. Darin drückte ihr Hochmuth sich am vollendetsten aus; er hatte sich damals vermessen, sie mit seiner Hand zu berühren, das war eine Entwürdigung für sie gewesen, die ihr gräflicher Stolz nicht verwand, ob sie auch dadurch gerettet worden.

Der Waldmeistertrank durchwürzte die Luft unter dem Lindengewölbe mit seinem Duft und mundete merkbar den parnassischen Gästen vortrefflich, denn sie bedurften kaum einer Mahnung der aufmerksamen Wirthe, öfter ihre Gläser zu leeren. Heiterer und lauter klang die Unterhaltung, einem Federballspiel ähnlich flogen die Stimmen um den runden Tisch herüber und zurück. Der Justizdirector von Gerstenberg fragte: „Weiß jemand, was man zur Zeit an der Ilm macht?“ und der Graf zu Stolberg erwiderte: „Ich las kürzlich einen von dorther gekommenen Brief; man beschäftigt sich eifrig mit Kräutern und Knochen.“ Der Dichter des Messias lächelte: „Es ist gewiß den Pieriden zu vergönnen,

daß sie sich einmal von ihren Strapazen erholen dürfen. Genießt auch Melpómene solche erfreuliche Muße?"

„Sie hat ihren Namen zum Paroxytonon umgewandelt und nennt sich jetzt Melpomēne, das scheint ihrer Würde mehr zu entsprechen. Uebrigens soll sie im Damenkalender sich für den dreißigjährigen Krieg begeistern."

„Das ist begreiflich, sie hatte von jeher eine Vorliebe für Räuberbanden."

„Vernimmt man denn auch sonst noch Erhebendes, etwa von der neuesten Façon des Eheschließens?"

„Sie ist vereinfacht, wie alles, was die Magierhand des Genies berührt, braucht dazu keinen Pastor und keine Papiere, sondern nur das Gewissen, wenn man so vortheilhaft begabt ist, es zu besitzen. Danach heißt's Gewissensehe; abgeschlossen wird sie durch geschickt auf dem Tisch in verschütteten Wein mit dem Finger geschriebene Zeichen und Buchstaben."

Die Stimme von Voß, der sich bisher an dem Gespräch nicht betheiligt, klang jetzt hinein:

„So viel ich weiß, ist die Demoiselle Vulpius eine tüchtige Person, vor der die sogenannten vornehmen Frauenzimmer in Weimar lieber ihre ungewaschenen Zungen halten sollten."

Verwundert richtete der Hofrath Klopstock die Augen nach dem Gesicht des Sprechers hinüber und sagte: „Meine Fassungskraft reicht nicht aus, geehrter Herr Rector, um zu verstehen, über wen Sie uns einen derartigen Aufschluß gegeben haben.“

„Ueber das Mundwerk von Klatschweibern, Herr Hofrath, um mich gebildet auszudrücken.“

In diese Entgegnung des Eutiner Schulrectors scholl etwas hinein, das sich schon seit einer Minute aus der Entfernung vernehmbar gemacht, doch jetzt nah herangekommen war, Rollen von Rädern und Schnauben von Pferden; unverkennbar fuhren noch spät mehrere Wagen an der Schloßthür vor. Graf Walterstorff stand auf und begab sich in die Richtung; gleich danach ertönten drüben viele in französischer Sprache durcheinanderklingende Stimmen von Herren und Damen, die aus zwei offenen Kutschen gestiegen, und im nächsten Augenblick hatte sich das Bild des Platzes unter der Linde vollständig verwandelt. Und zwar für das Ohr wie für das Auge; beinah ausnahmslos kamen von allen Lippen rundumher nur mehr französische Laute, zu denen sich zwischen die deutsch-holsteinische Bekleidung der Schloßbewohner und ihrer heutabendlichen Gäste buntfarbige Cavalier-Seidenröcke und knisternde Brokatroben der Hoftracht von Versailles hineinmischten; elegante Spieldegen

klirrten, und kostbare Geschmeide warfen von decolletirten Nacken und Schultern ein Lichtsprühen um sich. Sichtlich waren die Ankömmlinge, fast ein Dutzend sowohl älterer als jüngerer, auf Altenkamp nicht unbekannt, die Gräfinmutter erhob sich und trat einer zuvorderst herannahenden, ungefähr vierzigjährigen Dame entgegen, die sie mit tiefster Reverenz als ‚Votre Altesse royale‘ begrüßte. Doch die Angesprochene versetzte lächelnd auf Französisch: „Sie täuschen sich, liebe Gräfin, ich führe den nämlichen Titel wie Sie und bin keine Königliche Hoheit, sondern die Gräfin Louise de Lille, die um Ihre Verzeihung bittet, Sie noch zu so später Stunde zu überfallen. Aber die Sommernacht war so warm, wie ich sie in diesem Lande, so nah dem Nordpol unserer Erde, kaum für möglich gehalten hätte, und das helle Licht des Mondes ließ mich dem Wunsch der Jugend nachgeben, noch eine Spazierfahrt zu unternehmen, auf der wir bei Ihnen vorkehren. So fuhr man sonst wohl noch nach Trianon—hélas, die Botschaften von dort sind unwürdig und betrübend, wir wollen ihrer nicht gedenken. Ich glaube, daß ich noch nicht Gelegenheit gehabt habe, Sie mit unserer lieben Freundin Madame de Genlis bekannt zu machen, der größten Schriftstellerin Frankreichs, die uns damit erfreut hat, gleichfalls zeit-

weilig die Stadt Plön zu ihrem Aufenthaltsort zu erwählen.“

Eine neben der Sprecherin stehende, etwa um ein Jahrzehnt ältere Dame, die Vorgestellte, erwiderte auf die begrüßende Verneigung der Gräfin Severa mit einer nickenden, kurzflüchtigen Kopfbewegung; zu Ina Walterstorff trat ein hochgewachsener, noch kaum zwanzigjähriger Cavalier mit den Worten hinan: „Da genieße ich wieder das Vergnügen, Comtesse, Ihnen mein Compliment zu machen, und bitte Sie, zu glauben, daß ich täglich gewünscht habe, dies schon eher zu thun. Aber ich werde gegenwärtig für meine Enthaltsamkeit reich belohnt, denn die Schönheitsgöttin des Tages, die ich bisher hier antraf, hat sich heute vor meinen Augen zu einem Venusbilde der Nacht umgewandelt.“

Folkrad Morhoff durchschoß es plötzlich den Kopf mit einer Erinnerung, der junge Herr sei's, der zugleich mit der älteren Dame auf dem teppichgeschmückten Schiff im Kieler Hafen durchgeeist worden und über dessen Wortspiel mit dem Namen Kiel damals seine Umgebung allgemeine Bewunderung an den Tag gelegt habe. Zur Ueberraschung des jungen Studenten aber entgegnete Ina Walterstorff als die einzige des Kreises in deutscher Sprache — offenbar mußte sie der französischen nicht mächtig genug sein —:

„Ich verstehe nicht, was Eure Königliche Hoheit meint —“

Der so Angeredete fiel ein, wie es die Gräfin von Lille zuvor gethan: „Sie täuschen sich in mir, mein Name ist Monsieur Egalité, wie der meines Vaters, ich bin keine Königliche Hoheit und möchte es für Sie am wenigsten sein, Comtesse.“

„So bitte ich um Entschuldigung, monsieur, da ich Auftrag geben muß, für die Erfrischung unserer neuen Gäste Sorge zu tragen.“

Mit rascher Umwendung begab die Tochter des Hauses sich dem Schloß zu. Folkrad blickte wie in einem Traum auf das seltsam veränderte Nachtbild vor seinen Augen. Nur ein allgemeines Verständniß ging ihm auf. Die späten Ankömmlinge mußten zu den vornehmen, den ihnen in Frankreich drohenden Gefahren entflohenen Emigranten gehören, von denen sich in der letzten Zeit eine beträchtliche Anzahl auch nach Holstein gewandt, um besonders in Plön und auf den adligen Gütern der Umgegend Unterkunft zu suchen. Doch welche hohe Persönlichkeiten er vor sich habe, vernahm staunend der junge Student erst aus dem Munde des Magisters Schneider, mit dem er im Dunkel zurückstand und der ihm, hindeutend, erläuterte:

„Die Herrschaften haben schon mehrmals Alten-

kamp die hohe Ehre erzeigt, hier einzukehren, und sich am Tisch genügen zu lassen; besser als in Plön ißt man hier jedenfalls, da ist selbst für Geld nicht viel zu bekommen, und davon haben sie wohl auch in der Eile keine zu große Menge mitgebracht. Die drüben neben der Gräfin Severa sitzt, ist die Frau von Monsieur, dem ältesten Bruder des Königs von Frankreich, und eine Tochter des Königs von Sardinien; sie läßt sich hier aber nur Gräfin von Lille nennen, weil ihr Mann sich unter dem Namen im Ausland aufhält. Der lange junge Mensch, von dem Comtesse Ina vorhin weggegangen, gehört auch zu der Familie als der Sohn vom Herzog von Orleans und heißt eigentlich Herzog Louis Philipp von Chartres; sein Vater aber, scheint's, will's bei der Canaille von Paris zu etwas bringen und hat sich einen bürgerlichen Namen angezogen, Egalité, als Beweis, daß er sich nicht für mehr hält, als all die Lumpen um ihn herum, und so hat's der Herr Sohn wie sein Herr Vater gemacht, es muß ihm aber doch wohl in der Gesellschaft nicht ganz geheuer vorgekommen sein, sonst, denk' ich, hätten wir nicht das Glück, ihn hier zu haben. Seinerseits hat er auch ein außerordentliches Glück gehabt, nämlich von der habichtsnasigen Dame da neben unserer Frau Gräfin mit ihrer Geistesmilch aufgezogen worden zu sein; von Geburt, glaube ich,

ist sie eine Marquise, aber ihr Mann heißt Graf von Genlis und hat sie nach dem Sprüchwort wie die Katze im Sack gekauft, geheirathet ohne daß er sie vorher mit Augen gesehen, weil er einen Brief von ihr gelesen und gesagt, ohne ein Frauenzimmer, das solchen Stil schreibe, könne er nicht mehr weiter leben. Die Tinte, die sie schon aufgebraucht, ginge wohl nicht in die Punschterrine hinein, denn sie erzieht ihre Landsleute mit der Feder bei Tag und Nacht zur Loyalität, zur Tugend, zur katholischen Glaubensherrlichkeit, ich weiß nicht, wozu sonst noch. Da kann's nicht Wunder nehmen, daß der Herzog von Orleans sie sich auch zur Erzieherin ausgesucht hat, für seinen Sohn, meine ich, vielleicht auch für seine Tochter, wenn er eine solche hat. Wer die Uebrigen sind, weiß ich nicht, oder hab's vergessen; auf die Namen kommt's ja auch weiter nicht an."

Mit Zwischenpausen hatte der alte Hofmeister halblaut seine Erläuterungen gegeben, deren Ton keinen übermäßigen Respect vor den hochgestellten Persönlichkeiten von jenseits des Rheines kundgethan; eine seiner Aeußerungen bezog sich merkbar darauf, daß die ‚Pamela' benannte Tochter der Gräfin von Genlis allgemein als die des Herzogs Philipp von Orleans galt. Eine mit neu zubereitetem Maitrank angefüllte Glasterrine ward gebracht, doch Ina Walterstorff ver-

sah nicht wieder das Schenkenamt, sondern überließ jetzt das Ausschöpfen und Präsentiren der Gläser einem Diener; zurückgekehrt, hatte sie sich etwas abseits neben Voß gesetzt und eine eifrige Unterhaltung mit ihm begonnen. Nicht zu verkennen war's, daß die Bedeutung der ‚parnassischen Gäste' seit dem Eintreffen der neuen erheblich in den Hintergrund getreten sei, doch befliß Graf Walterstorff sich, die Aufmerksamkeit Ihrer Königlichen Hoheit, der Gemahlin Monsieurs, auf Herrn Hofrath Klopstock als den hervorragendsten deutschen Dichter hinzuwenden und Erwähnung zu thun, daß derselbe vor Kurzem le diplôme de bourgeoisie honoraire aus Paris empfangen habe. Lebhaft erwiderte die Gräfin von Lille darauf: „Oh, die französische Nation ist eine große, die größte auf der Erde, trotz ihren Verirrungen, und weiß das Verdienst in der ganzen Welt zu erkennen und mit dem höchsten Lohn zu begaben. Ich habe schon so viel von Ihnen gehört und gelesen, monsieur Klop—, Ihr Name ist so schwierig für meine Zunge, aber so schön Ihr Gedicht le paradis perdu — wirklich sehr schön —"

Auch Friedrich Leopold zu Stolberg erfreute sich einer Anerkennung und zwar von Seiten der neben ihm sitzenden Gräfin de Genlis. Seine Stellung als Regierungspräsident in Eutin konnte der intimen Freundin des Königlichen Hauses freilich nicht im-

poniren, und seine Eigenschaft als Dichter schien ihr nicht bekannt zu sein, aber sie hatte sonst Rühmliches von ihm erfahren und sagte: „Zu einer tröstlichen Erquickung meiner Seele in dieser gottlosen Zeit habe ich vernommen, monsieur, daß über Sie eine Erleuchtung gekommen, mit Ihrem Gemüth die unvergängliche Schönheit unseres herrlichen, allein beseligenden Glaubens in diesem Lande der Häresie zu erfassen." Der Angesprochene that indeß, als ob er das ihm zuertheilte Lob nicht höre, denn sein Kopf wandte sich zu einer Nachbarin auf der anderen Seite; dagegen hatte Johann Heinrich Voß die Aeußerung vernommen und warf, sich umdrehend, ein: „Ja, der Herr Graf verdient das gute Zeugniß, er hat in seinem Haus fast nur noch päpstliches Volk um sich." Davon ward der Marquise allerdings kein Laut begreiflich, denn der Eutiner Rector mußte zwar französisch verstehen, doch er hatte auf deutsch gesprochen und war, außer Ina Walterstorff, der einzige in der Gesellschaft, der nur diese Sprache beibehielt. Denn der Magister Schneider und der junge Student, die es untereinander natürlich ebenfalls thaten, konnten nicht in Betracht fallen, da niemand sie anredete; Wolfgang Walterstorff dagegen sprach mit den jüngeren Herren und Damen französisch, wie ein an der Seine aufgewachsener Knabe.

Die letzteren hatten rasch mehrmals ihre Gläser geleert, doch augenscheinlich stand ihnen der Sinn noch nach etwas Anderem, sie wandten sich mit einem Wunsch an die Gräfin Cornelie, die demselben bereitwillig nachkommend, sich für ein paar Minuten in's Schloß hineinbegab. Als sie zurückkehrte, ertönten vom offenstehenden Gartensaal her die Klänge eines Spinets, auf dem eine im Hause bedienstete Demoiselle leidlich eine Tanzmusik zu spielen verstand, und um einige Augenblicke später flogen mehrere Paare zu einem Rundtanz über eine kurz ebengeschorene Rasenfläche neben dem Lindenplatz hin. Auf sie herab warf der höher aufgerückte Mond jetzt helleres Licht, umwob das Geflatter der seidenen Röcke und Roben wie mit silbernen Fäden, ließ in der Nähe auch die Gesichtszüge drüber unterscheiden. Folkrad Morhoff sah den jungen Herzog von Chartres gegen die Comtesse Ina hinantreten und sie durch ein elegantes Compliment zum Tanz auffordern, den er mit ihr noch fortsetzte, als die übrigen Paare bereits rastend anhielten. Dann machte die Pianofortespielerin eine Pause, Alle begaben sich zu ihren abgestellten Gläsern, die sie aneinanderklingen ließen; Lachen und französische Ausrufe durchtönten die Luft. Eine herrliche Sommernacht war's, in die das buntbewegliche Bild wohl hineinpaßte; nur fremdartig rührte in der holsteinischen

Landschaft die Sprache und die Vorstellung an, welche hocherlauchte Persönlichkeiten gegenwärtig ihren ‚lieu de séjour‘ von den Gärten zu Versailles zeitweilig hierher, ‚so nah dem Nordpol‘, verlegt hatten.

Da begann die Musik auf's neue, lud zur Fortsetzung des Tanzes ein. Die Augen des jungen Herzogs suchten umher, blieben auf einem Fleck haften, wohin die Tochter des Hauses sich zu ziemlicher Entfernung zurückgezogen, und schnell setzte er den Fuß in die Richtung vor; nicht Zweifel ließ es, seine Absicht sei's, abermals mit ihr zu tanzen. Doch zugleich mit seiner Vorwärtsbewegung wechselte auch sie den Standplatz und begab sich weiter in einen dunklen Schattenfall der Linde hinein; trotzdem behielt er sie im Auge, folgte ihr nach und sagte, sie erreichend, galant: „Sie würden mich zum Glücklichsten der Sterblichen machen, reizende Comtesse, wenn Sie mir wieder vergönnten —“

Aber sie fiel ein, zum erstenmal in französischer Sprache und sich dieser mit vollendeter Sicherheit bedienend: „Ich bedaure, Herr Herzog, doch dieser Herr hat mich bereits aufgefordert und ich habe ihm zugesagt —“

Von einem Zufall, schien's, war sie dicht in die Nähe Folkrads gebracht worden, gegen den sie beim letzten Wort rasch die Hand vorstreckte. Ueber ihr

Gesicht fiel der Schatten, die hellen Augensterne jedoch leuchteten draus hervor, und aus ihnen, mit einem etwas irren Glanz sprach zugleich Forderndes und Bittendes. Auf deutsch fügte sie jetzt eilig nach: „Kommen Sie — Sie können doch tanzen —“

Das gehörte zu den ‚freien Künsten', deren die akademische Jugend kundig sein mußte, halb unbewußt bejahte der junge Student die Frage, und gleich danach sah er sich mit Ina Walterstorff zwischen die andren auf der Rasenfläche umkreisenden Paare gesellt. Wie und warum es so geschehen, begriff er noch nicht; aus verworrenem Denken rang sich ihm erst allmählich ein Verständniß herauf, sie habe nicht wieder mit dem Herzog von Chartres tanzen wollen, nach einem Vorwand gesucht, dies vermeiden zu können, und zufällig in seine Nähe gerathen, ihn als den ersten besten dafür benutzt. Etwas Schreckhaftes aber mußte es gewesen sein, das sie dazu getrieben; ihr Mund gab nichts davon kund, doch die Mondhelle ließ erkennen, der eigenthümliche, wie ängstlich flackernde Glanz sei noch nicht zwischen ihren Lidern weggeschwunden, und merkbar überlief ihr ein paarmal ein leichtes Zittern den Körper.

Dann verloren sich mählich die Anzeichen ihrer innerlichen Erregung, und ihre Bewegung verlangsamend, sagte sie: „Wollen wir ein bischen anhalten?

Ich habe mich nicht getäuscht, es läßt sich gut mit Ihnen tanzen, besser als mit dem französischen Prinzen, deshalb bat ich Sie darum. Wer auf Schlittschuhen zu laufen versteht, dem fällt's auch wohl leicht zu tanzen, wenngleich der Rasen nicht so glatt ist, wie das Eis."

Ina Walterstorff dachte offenbar viel an die winterliche Eiszeit, daß sie hier in der linden Sommernacht einen solchen Vergleich zog; Folkrad wußte nicht, was er auf ihre Anrede erwidern solle. Er griff nach dem ersten ihm in die Gedanken Gerathenden und versetzte mit leicht ironischem Ton: „Wenn nicht für den fremden Herrn Herzog, so scheinen Sie eine absondre Vorliebe für seinen Gegensatz, Herrn Rector Voß zu hegen, Comtesse."

„Ja, ich liebe ihn sehr. Sie werden es auch, sobald Sie seine ‚Luise' gelesen haben."

So überzeugend klang's, daß der junge Student betroffen zurückstutzte und halb stotternd Antwort gab: „Das werde ich nicht können, da ich morgen in der Frühe meinen Weg, der mich nur zufällig hier vorübergeführt, fortsetzen will."

Ihr entflog: „Wieder bei Sonnenaufgang? Dazu habe ich Ihnen das Buch doch nicht gelassen, und mein Vater sagte bei Tisch, er erwarte, daß Sie die Woche hindurch hierbleiben: Gefällt es Ihnen so

wenig bei uns oder hat jemand Sie gekränkt? Es sind so viele fremde Gäste heut', morgen wird es ruhiger sein. Wir müssen wohl wieder fortfahren, die andern thun es auch. Wenn das Spiel zu Ende geht, bitte ich Sie, mit mir drübenhin an den Rand zu tanzen."

Aus ihrer Stimme klang doch noch etwas Erregtes fort, als wisse sie nicht genau, was ihr von den Lippen komme; nun hielt Folkrad wieder zum Umkreisen über die Fläche ihre Hand gefaßt. Ihm kam's, daß er vorhin für ihr Verhalten gegen ihn eine Erklärung in ihrem gekränkten aristokratischen Hochmuth aufgefunden, weil sie sich bei der Hülfleistung auf dem Eis von seiner Hand ergreifen lassen gemußt. Aber jetzt hatte sie selbst ihn dazu aufgefordert, freilich wieder von einer Nöthigung getrieben, denn aus welchem Grunde immer, doch zweifellos wollte sie nicht abermals mit dem französischen Prinzen tanzen und dazu hatte sie wieder einer beihelfenden Hand bedurft. Es war der gleiche Fall und jedenfalls ließ er morgen auch das Gleiche in erhöhtem Maße darauf folgen. Nur daß die gräfliche Tochter des Hauses bei Tisch sich nicht spöttisch an dem bürgerlichen Eutiner Schulrector belustigt hatte, sondern ihn liebte und offenbar unter allen Anwesenden am höchsten schätzte — es mischten sich doch

im Wesen von Menschen eigenthümliche Widersprüche zusammen, die eine Seelenkenntniß nicht ganz so einfach machten, als sie erschien —

Merklich nahte die Musik sich ihrem Schluß, und der junge Student vollzog mechanisch die ihm ertheilte Weisung, seine Tänzerin an den vom Lindenplatz am weitesten entfernten Außenrand des Rasens zu führen. Rasch ließ sie jetzt seine Hand los und sagte: „Ich bin Ihnen wieder Dank schuldig — vergessen Sie nicht, daß Sie versprochen haben, die ‚Luise' zu lesen, die Seehütte ist dafür der beste Platz. Gute Nacht."

Da stand Folkrad Morhoff allein, vor ihm warf das Mondlicht einen Schleier aus Silberfäden über die eilig Verschwindende, die nicht zu den Uebrigen zurück, sondern weiter in den Park hinausging. Völlig verworrenen Sinnes sah er ihr nach, wußte nicht, was ihn plötzlich befallen habe. Nur ein Glas hatte er von dem Maiwein getrunken, und doch war's ihm, als ob sich davon jetzt nach der schnellen Tanzbewegung ein Rausch um seinen Kopf gelegt; er mußte zur Seite gehn, sich an einen Baumstamm zu lehnen, die Knie zitterten und schwankten unter ihm. Hier blieb er, aus der Entfernung noch eine Zeitlang dem lebhaften Treiben auf dem Lindenplatz zusehend und zuhörend, dann er-

tönten laute Verabschiedungsworte, in denen die hohen französischen Gäste ihre Befriedigung ausdrückten und eine baldige Wiederkehr in Aussicht stellten. Der Hinüberschauende strengte seine umschleierten Augen an, doch er nahm Ina Walterstorff nirgendwo gewahr, sie hatte sich nicht zu dem Aufbruch eingestellt. Nun rollten die Wagen davon; Folkrad indeß zog's trotzdem nicht an den Tisch zurück, sondern es drängte ihn, in der Nachtstille allein zu sein. So ging er noch eine Strecke weiter, setzte sich auf eine Bank unter tiefschwarzem Baumschatten und sah reglos auf den vom weißem Licht überwebten Parkgang, den er gekommen, hin. Nur ein nächtlicher Lufthauch vom See her lispelte über ihm im Laub, sonst war's so lautlos, daß er das Klopfen seines eigenen Herzens vernahm. Oder eigentlich hörte er den Schlag nicht, sondern fühlte ihn nur und auch das in einer seltsamen Weise, als sei's nicht in ihm selbst, vielmehr ein leises Schwingen und Beben der Sommerwelt um ihn her in einer traumhaft schönen Glücksempfindung ihres Lebens. Die Lider sanken ihm herab und er hob sie auch nicht, als einmal Schritte auf dem Weg vor ihm heranklangen und jemand vorübergehend sprach: „Wollen wir noch diesen Rundgang einschlagen, mein edler Freund und Weggenosse auf den Lichtgefilden des Helikon? Die Kühle

erquickt nach der Labung des Trunkes und wir brauchen uns hier nicht vor ugolinoschem Bardengebrüll noch der Begegnung mit einer ungeschlachten sechsfüßigen Grünauer Pfarrerstochter zu fürchten."

Die Stimme Friedrich Gottlieb Klopstocks war's, und die des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg entgegnete darauf: „Welche schönere Himmelsgunst könnte mir zu Theil werden, als in solcher Mondennacht noch an der Seite dessen wandeln zu dürfen, den ich unter allen Sterblichen am höchsten verehre. Ja, es war ein Fehlgriff der Güte unseres liebenswerthen Wirthes, den ungeschlachten Brummbären hierher einzuladen. Er ist grob von Natur, doch in letzter Zeit mürrisch obendrein und paßt nicht in solchen Kreis, so wenig wie zu Eutin in den meinigen, dem er sich schon seit Jahr und Tag mit Beflissenheit fernhält."

Rede und Antwort hatten lauteren Klang als sonst besessen, ließen vernehmen, der reichlich genossene Maitrank habe die Zungen frei gelöst. In's Parkdunkel hinein verhallten Stimmen und Schritte; eine Weile verging, dann hörte der junge Student auf seinem Schattensitz noch einmal Fußtritte herannahen und jemanden im Vorübergehen sagen: „Der messianische Narr zerplatzt noch vor Eitelkeit und streut seine Eingeweide rundumher, daß ein Unkrautfeld von

Oben draus aufgeht, welches hundert Pflüge nicht mehr ausreuten können. Zumal wenn der hochedle Herr Reichsgraf noch das Spülwasser von seiner Lyra draufschüttet —"

Die Stimme des Justizdirectors Heinrich Wilhelm von Gerstenberg war's, sich gleichfalls entfernend und verlierend, so daß lautlose Stille wieder um die Bank Folkrads zurückblieb. Auch von dem Lindenplatz her erscholl kein Ton mehr, die Diener hatten den Tisch abgeräumt und die bunten Ampeln ausgelöscht; im Schloß zeigten bald da und dort dunkel werdende Fenster, daß man sich allgemein zur Ruhe begab. Graf Walterstorff hielt mit einer Kerze in der Hand noch auf der Schwelle des Schlafgemaches seiner Gemahlin an und sagte zurückgewendet, einen leichten Gähnreiz bezwingend: „Wenn Du morgen Zeit und Neigung dazu findest, theile doch Deiner Saldern-schen Freundin in Kiel schriftlich mit, welche literarischen Gäste wir heute auf Altenkamp versammelt gehabt. Sie interessirt sich ja dafür und da sie den Herausgeber des städtischen Wochenblattes kennt, kann sie durch ihn auch die Wißbegier weiterer Kreise befriedigen lassen; übrigens, däucht mich, habe ich mich bei Tisch der Sprache dieser Leute nicht übel befleißigt und entdeckt, daß ich auch Talent zum Dichter hätte. Für die französischen hohen Herrschaften war die Gesell-

schaft freilich etwas mal à propos; ich habe sie um die faveur ersucht, uns bald wieder bei günstigerer Gelegenheit durch ihren Besuch zu beehren. Der junge Herzog von Chartres scheint mit besonderer Vorliebe zu uns zu kommen, er ist für mein Empfinden eine äußerst einnehmende Persönlichkeit und bei dem Verlauf, den die Dinge in Frankreich nehmen, liegt es nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß ihm eine Zukunft von großer Bedeutung vorbehalten sein kann. Vermuthlich wird er in den nächsten Tagen einmal allein herüberreiten; ich bitte Dich, morgen ebenfalls noch den jungen Morhoff liebenswürdig aufzufordern, daß er die Woche bei uns zubringt. Seine Anwesenheit hier bedünkt mich zur Zeit recht gut angepaßt; ich meine monsieur de Voltaire sagt irgendwo: Le superflu peut devenir chose nécessaire. Schade, daß kein Eis auf dem See liegt, doch es vereinigt sich einmal nicht mit der Blüthezeit der Rosen, und die bringt ja auch ihr Erfreuliches mit sich. Gute Nacht, ma chère, Du wirst vermuthlich nach dem Tag ebenso ungewiegt schlafen, wie ich."

Auf der Parkbank fuhr einmal Folkrad Morhoff mit dem Kopf in die Höh' und sah verworren vor sich hinaus. Er wußte nicht, wo er sei, der seitwärts weitergeschrittene Mond fiel ihm in's Gesicht, seine Augen waren zugefallen gewesen und er hatte

geschlafen. Erst nach und nach kam er zur Einsicht, doch anfänglich noch in dem Glauben, er müsse auf der Bank der Seehütte sitzen; dann griff seine Hand plötzlich nach der Brusttasche, um sich zu vergewissern, daß er das ‚Luise' betitelte Büchlein darin habe, denn ihm war's traumhaft, es sei das Köstlichste, was die Erde besitze, gleich einem Schlüssel zu dem Zauberschloß einer Märchenwelt. Aufstehend gelangte er an das wirkliche Schloß von Altenkamp, das laut- und lichtlos dalag, den Eindruck des nächtlichen Verschlossenseins regte. Fast rührte diese Vorstellung ihn freudig an, dann wollte er den Weg zum See wieder suchen, sich dort in der Hütte auf die Bank hinstrecken. Aber die Thür gab dem Druck seiner Hand nach und drinnen überhellte der Mondabglanz auch den Flur und die Treppe, so daß er sich nach dem ihm angewiesenen Gastzimmer hinauffinden konnte. Er öffnete dies, blieb indeß im nächsten Augenblick reglos vor der Schwelle stehen; offenbar hatte er sich geirrt, dies war nicht seine Stube. Der Lichtschein einer kleinen Lampe fiel ihm entgegen, doch durch einen bläulichen Nebel, den er zuerst nicht begriff. Dann aber unterschied er, daß an einem Tisch, ihm den Rücken zuwendend, zwei aus langen weißen Kalkpfeifen Tabak rauchende Gestalten saßen, auch so als der Magister Sebastian Schneider und der

Eutiner Schulrector erkennbar. Sie hatten, in einer Zwiesprache begriffen, von dem Aufgehn der Thür nichts gehört, und der letztere fuhr in einer Aeußerung fort: „Das ganze Gesindel sollt' man am besten auf ein Häringsschiff verstauen, um es wieder hinzuschaffen, wo's hergekommen ist; hier verdirbt's nur die Landschaft, als hätten wir Papageien-Federwerk und -Geschnatter statt Buchfinken in den Bäumen. Und ihrem Großmogul können meinetwegen die ungewaschenen Fäuste den Kopf vor die Füße legen, dafür haben meine Augen kein Schnupftuch nöthig. Das ficht mich nicht an, aber wissen Sie, Magister —"

Der Sprecher zog erst einmal heftig an der Federspule seiner Pfeife und stieß eine mächtige Dampfwolke vor sich hinaus, eh' er mit verdoppelter Stimmenkraft weitersprach: „Darauf können Sie Ihren Kopf einsetzen, wir erleben's noch, Sie wie ich, daß Fritz Stolberg katholisch wird!"

Zu den beiden letzten Worten schlug Johann Heinrich Voß mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die dröhnende und klirrende Lampe umzuschlagen drohte und der alte Hofmeister eilig mit der Hand nach ihr griff. Kopfnickend versetzte er dazu: „Ja, Sie haben noch vieles zu erleben vor sich, lieber Voß, was ich gottlob nicht lang mehr brauche."

Sein Gesicht hatte sich nach der Thürrichtung umgekehrt, nahm so jetzt den jungen Studenten gewahr, und gegen diesen vortretend, sagte er: „Wie kommen Sie denn hierher, lieber Morhoff, schlafen Sie noch nicht? Ja so, Maitrank, Mondnachttanz und zwanzig Jahre, da irrt man sich in der Stube; ich will Ihnen Ihre richtige zeigen, damit Sie nicht etwa noch schlimmer ankommen — ich meine, den Herrn Reichsgrafen, den Herrn Hofrath oder den Herrn Justizdirector im Schlaf stören."

Er faßte den Arm Folkrads, der beschämt sich wortlos führen ließ; an der Thür drückte der Alte ihm die Hand und sagte: „So, nun schlafen Sie gut und fest, wie Sie's nach Ihrem weiten Marsch heute verdient haben, und träumen Sie nicht, damit Sie nicht auch kathol'sch werden."

Das Letzte bezog sich unverkennbar auf die zornige Aeußerung des Eutiner Schulmannes über den Grafen zu Stolberg, doch es war zugleich eine im Lande bräuchliche Redensart, die ‚nicht richtig im Kopf sein' bedeutete. Als solche verstand Folkrad Morhoff sie halb, indeß ohne zu begreifen, was der Magister damit meine. Er war in der That körperlich zu müde und sein Kopf zu übervoll von Unzählbarem und Unnennbarem, das der lange Tag wie mit rastlosem Wogenschlag in ihn hineingerauscht;

obwohl er nur ein Glas von dem Maikrautwein empfangen, drehten sich die Wände seines Zimmers um ihn, wie um einen Trunkenen. So zu Tode müd hatte er sich schon einmal im mondhellen Gemach hier ausgekleidet und hingestreckt — aber damals war es anders gewesen, und anders auch war's jetzt, als er's sich nach dem Aufstehen von der Abendtafel gedacht. Warum und wie wußte er nicht zu sagen — das ließ sich nicht in Worte fassen, selbst Gedanken reichten nicht daran — nur die weißen Silberstrahlen draußen, die durch die Fenster hereinschwebten, einen unbestimmten Glanz vor den Augen spinnend und webend, der noch blieb, als die Lider herabfielen — bis in das Auslöschen des Bewußtseins hinein.

Das, was damals anders gewesen, aber war, daß noch Eis auf dem See gelegen und kaum erst ein leises Frühlingsahnen begonnen gehabt. Drunten im ersten Stockwerk des Schlosses kam es Ina Walterstorff zur Erinnerung; sie hatte in jener Nacht gegen die zu starke Helligkeit ihren Laden schließen gewollt, doch sich, hinausblickend, noch in's geöffnete Fenster gelegt, bis ein Frostschauder sie plötzlich eisig überlaufen. Ebenso wie damals that sie's heut, aber eine weiche Sommernacht lag jetzt über dem Park, der süßen Duft von unsichtbaren Blumen aufsendete, und vom Gebüsch am Seerande her schlug in lang-

gezogenen Tönen eine Nachtigal. Ihr hörte die noch regios aus dem Fenster Schauende zu, der Tag hatte ihr keine schwere Ermüdung eingetragen und sie fror heute nicht. Nur ab und zu athmete die Brust unter dem Spitzenbesatz des weißen Nachtkleides plötzlich einige Mal mit rascheren, hastigen Zügen.

Das letzte wache Leben im großen Gebäude war's; erst als aus weiter Ferne die Kirchthurmuhr des Städtchens Plön verhallend zwei Glockenschläge durch die hauchlos unbewegte Luft herübertönen ließ, fuhr die junge Comtesse, wie wenn sie stehend von einem Traum überkommen gewesen, leicht zusammen; ihr helles Bild schwand aus dem Fensterrahmen fort, und nur die stille Glanznacht ging noch über das schlafumfangene Schloß von Altenkamp.

VII.

Früh kam die Junimorgensonne, wie aus der weiten Seefläche heraufsteigend, die sie eine Weile mit rothem Schein überfärbte, bis ihn mählich Goldfäden durchspannen und sich zu blendendem Strahlennetz verflochten. In den fluthenden Lichtwellen erwachte überall das Leben, hier ohne Laut die Luft durchgaukelnd, auf Blüthen sich wiegend, dort ein jauchzendes Lied aus der Kehle schmetternd, doch auch das Farbengewoge der Falter, denen die Stimme versagt worden, erschien dem Blick als ein stummer Jubelchor der Freude, des Lebensglückes. Schweigsam hoben sich an den Feldrändern die hohen Buchenwaldkronen auf, als ob sie zur Nacht geträumt, lichtgrünes Laub habe ihr dürres Wintergezweig überkleidet, und noch wie ungläubig sähen sie die Wirklichkeit des Traumes; die Nähe funkelte von Thauperlen und die Weiten schimmerten ahnungsvoll wie ein duftumschleiertes schönes Geheimniß. Noch regte sich nirgendwo eine arbeitsthätige Hand; sich selbst gehörend, nicht als ein Besitzthum von Menschen, unberührt

lag die Erde. Nur aus Norden her, lind und doch erfrischend, kam von leichtem Windesfittich getragen, ein Anhauch, der weiter drüben das rauschende Wellenspiel der blauen Ostsee ahnen ließ, als setze er ihre Schwingungen durch die Lüfte fort. Mit dem höchsten Zauber seines Sommergewandes bekleidet, blickte das ostholsteinische Land zum Himmel auf, von der Natur durch keine Kunstmittel romantischer Zierrathe geschmückt. Aber ihr echtes Kind in ewiger Jugend war's mit Blüthenwangen der Gesundheit und tiefleuchtenden Augen. In seiner einfachen Schönheit stand es keiner anderen auf dem Erdrund nach; um die Lippen spielte ihm, wie ein Erbtheil der göttlichen Mutter, der sein Leben entsprungen, ein herzbestrickendes himmlisches Lächeln.

Nach kurzem Schlaf nur hatten die ersten Frühstrahlen auch Folkrad Morhoff geweckt, doch vollgekräftigt war er aufgesprungen, als habe er eine lange Nacht hindurch geruht. Ihn durchfluthete gleich einer Welle, daß er sich noch niemals so an Leib und Seele empfunden, von der Morgenfrische mußte es herstammen, die ihn aus dem Schloß in's Freie gezogen, von der Menschenstille rings um die Wege, auf denen er ging. Nur seltsam fühlte er den Boden nicht unter seinen Füßen, die Natur hatte ihm keine Flügel verliehn und doch war's ihm, als schwebe er

über dem Erdreich dahin. Und von einem fremden Zauber seit gestern verwandelt, lag die Welt um ihn, denn wohin seine Augen gingen, bedünkte ihn alles wie ein hohes, noch nie gesehenes Wunder. Auch gestern war er in gleicher Frühe zu seiner Wanderung aufgebrochen, von überreicher Köstlichkeit des erwachten Sommers auf seinen Wegen umgeben. Aber so hatten die Sonnenstrahlen nicht durch Baum und Busch ihre Goldfunken geworfen, Blumen und Falter ihn nicht angeblickt, der Vogelsang nicht geklungen. Aus allem redete eine märchenhafte Sprache, nicht mit Worten wiederzugeben, noch in Gedanken zu fassen, doch Ohr und Blick vernahm in ihr ein Aufjauchzen der Glückseligkeit, zu leben, die selbst das höchste aller Wunder war. Und in der Brust Folkrads ging ein Klopfen, über Nacht müsse ein Zauberstab ihn berührt und auch mit zu einem Theil davon geschaffen haben, da seine Augen, seine Seele, sein Herzschlag fähig geworden, es zu empfinden. Ihn überkam's mit einem Rückgedenken an erst kurz vergangene Zeit, die des letzten Winters. Darin sah er sich durch die Straßen Kiels gehen, in der Stube der Wohnung seines Oheims sitzen, doch als ein fremdes Geschöpf, mit dem er in keinem Zusammenhang mehr stehe, nie gestanden haben könne, erschien er sich selbst dort heut Morgen. Als ein Blinder und Tauber, einem Todten

gleich fühllos, der nichts von der Schönheit, dem unermeßlichen Reichthum des hohen Wunders, zu leben, geahnt.

Da brachte sein Umherstreifen ihn an dem Lindenplatz vorüber, einige Schritte noch, dann blieb er stehen und sah vor sich hinaus. War das die Rasenfläche, über die gestern Abend das ungewisse silberne Weben des Mondlichtes hingeflossen, von dem Umkreisen der Tanzenden durchflogen, den französischen Rufen und Stimmen durchklungen? Lautlos und reglos lag jetzt die grüne Rundung, noch verschattet, nur da und dort spielte durch die hohen Laubmassen umher ein Goldfunke drüber, blitzte im Thautropfen eines Halmes. Nur wie ein Traum der Nacht schwebte das Bild vor dem Blick, das der Rasen hier geboten, doch niedergedrücktes Gras zeugte davon, daß es eine leibhaftige Wirklichkeit gewesen, Füße oftmals drauf getreten haben mußten.

Unbegreifbares, wie namenloser Zauber kam aus dem Anblick herauf. Warum denn? Was lag so Wundergleiches in zertretenen Grashalmen? Aber es war.

Folkrad umschritt die Hälfte der nächtlichen Tanzstätte bis zum gegenüberliegenden Rande. Dort hielt er wieder an, und plötzlich flog ein helles Auflachen über seine Lippen.

Aus dem Boden klang ihm eine Stimme empor, seine eigne, und wiederholte Worte, die er an dieser Stätte gesprochen. Er könne die Voß'sche ‚Luise' nicht lesen, da er morgen in der Frühe seinen Weg, der ihn nur zufällig hierhergeführt, fortsetzen wolle.

Darüber zu lachen, war doch kein Grund. Und dennoch mußte er's noch einmal.

Aber er besann sich; gewiß hatte er Anlaß unwiderstehlicher Art dazu gehabt. Unsagbar zum Lachen war's, denn er trug ja das Büchlein bei sich in der Brusttasche, konnte es in jedem Augenblick lesen, wann und wo er wollte, war zu diesem Vorsatz so früh, gleich nach dem Erwachen aufgesprungen und hier außen im Park.

Doch wo denn wollte er's? Er sah unschlüssig umher, bis ihm auf einmal ein Stimmenklang in's Ohr fiel: „Die Seehütte ist der beste Platz dafür."

Von woher kam die Stimme? Er besann sich wiederum. Eine Möwe hatte es gesagt.

Das war närrisch — oder nein — nur märchenhaft war's. Hier, wo alles, von einem Zauberstab angerührt, redete, die Sonnenstrahlen, die Falter, das Gras, konnten auch die Möwen sprechen.

Und das Richtige natürlich hatte sie gesagt, kein Platz eignete sich besser, als der neben dem Gemurmel des Wassers im Schilf. Und völlig ungestört war

er in der Seehütte, ganz allein, zu noch so früher Stunde kam sicher niemand dorthin.

Nun, schon bekannten Weg einschlagend, ging er eilig seinem Ziele zu, bald lag die Borkenhütte in ihrer stillen Verlassenheit vor ihm. Er umbog ihre Seitenwandung, um einzutreten.

Da stutzte er im ersten Augenblick, denn es saß doch schon jemand drinnen auf der Bank. Aber nur ein Zucken seiner Wimper war's, dann kam's ihm sogleich, begreiflicher Weise sei die Hütte nicht leer, er habe es eigentlich so erwarten müssen, denn er wisse ja, sie sei der Lieblingsplatz der Tochter des Hauses. Und so befand sich Ina Walterstorff auch in dieser Stunde schon hier, wie gestern. Nur war's damals gegen Abend gewesen, und jetzt saß sie von der erst kurz über den See aufgestiegenen Sonne ganz wie in ein goldenes Strahlengewand eingehüllt. So sahen daraus auch ihre Augen den Herzugekommenen mit einem Goldgeleucht in den tiefblauen Sternen an, und sie sagte: „Guten Morgen. Das ist eine Ueberraschung, ich dachte Sie schon weit fort auf Ihrer Wandrung."

Ihr Mund sprach, sie sei überrascht, doch ihr Antlitz hatte nichts davon kundgethan. Und gleicherweise verrieth das Gesicht Folkrad Morhoffs nichts von seiner enttäuschten Zuversicht, die Seehütte leer

zu finden, sondern er erwiederte fast im selben Ton: „Guten Morgen!“ ‚Comtesse‘, wollte er nachfügen, doch es blieb ihm auf der Zunge, er setzte nur hinzu: „Der Morgen war so schön und ließ mich nicht zum Fortgehen kommen.“

In dieser Schönheit des Morgens mußte etwas komisch Wirkendes enthalten sein, denn der Sprecher lachte zu seinen Worten, und unwillkürlich umhuschte auch die Lippen der jungen Comtesse ein leicht zuckendes Spiel. Ein Lächeln war's, jenem ähnlich, mit dem die schöne aufgehende Sonne die junge Blüthenwelt der Erde übergoldete, ein Gefühl regend, als sei Ina Walterstorff der Frühling selbst, der Mädchengestalt angenommen und auf der Bank dasitze. Dann zwang sie den Mund zu ernsthaftem Ausdruck und entgegnete, der Antwort Folkrads beipflichtend: „Ja, an einem so schönen Sommermorgen geht sich's nicht gut, im Frühjahr, wenn die Bäume noch kahl sind, da geht sich's leichter.“

Das mochte zutreffen, und er hatte es ja eben auch als Grund dafür angegeben, daß er seinen gestrigen Vorsatz nicht zur Ausführung gebracht. Aber eigentlich lag doch etwas Widersinniges, fast Närrisches darin, zumal wenn es mit so ernst bestätigendem Ton gesprochen wurde. Ihm gerieth, ohne daß er's vorbedacht, vom Mund: „Wissen

Sie's auch? Mir kommt in's Gedächtniß, jemand sagte, als ich im März hier war, daß Sie gern früh aufstehen und wie eine Wachtel —"

Auf der Zunge lag ihm, fortzufahren: ,im Feld herumstreichen', doch er sprach's nicht zu Ende, seiner Empfindung erschien der Ausdruck nicht geziemlich oder nicht anmuthig genug, und er hielt stockend an. Die verhaltenen Worte aber ergänzte sie selbst jetzt: „Ja, ich erinnere mich auch daran, mein Bruder sagte, daß ich wie eine Wachtel im Feld herumstriche. Wachteln haben gute Augen, und in der Frühe ist die Luft klar, da sehen sie mancherlei von weitem. Daher weiß ich's, daß die Füße unter den kahlen Bäumen schneller vorwärts bringen, als wenn grünes Laub an den Zweigen ist, besonders wenn es sie treibt, noch vor der Sonne möglichst rasch von einem Ort fortzukommen, an dem sie genöthigt worden sind, ungern Halt zu machen."

Das sprach in drolliger Einkleidung aus, sie habe damals seinen Fortgang von Altenkamp aus der Ferne wahrgenommen; merkbar hatte sie's in einem trockenen, gewissermaßen belehrenden Ton von den Lippen bringen wollen, doch über diese am Schluß nicht volle Gewalt besessen, denn ein fröhlich lachender Zug war wieder um die feinen aristokratischen Linien ihres Mundes hingeflogen. Die sonnige

Morgenfrische mußte einen Anreiz dazu in sich enthalten, denn auch der Mund Folkrads vermochte nicht gegen ihn aufzukommen, wie er gleichfalls halb lachend antwortete: „Damals lag noch das Eis auf dem See, und die Füße glaubten wohl, sie trügen Schlittschuhe unter sich."

Nun gelang's Ina Walterstorff ernsthaft zu entgegnen: „Ich bin nur nicht im stande zu begreifen, was jemand, der solchen Drang hatte, eilig davonzukommen, zu der Unbesonnenheit verleiten konnte, sich nochmals der gleichen Gefahr auszusetzen, daß er in der Freiheit seines Wandertrieb's behindert werde?"

Er wiederholte: „Was ihn — ?" und hielt inne, augenscheinlich ungewiß suchend, welche Begründung er anfügen solle. Aber dann griff seine Hand schnell in die Brusttasche, zog das kleine Büchlein draus hervor, und er fuhr fort: „Die Luise konnte ich in Kiel nicht bekommen, doch hatte großes Verlangen nach ihr und wußte, dachte, daß ich sie hier finden würde."

Das war wieder närrisch, eigentlich widersinnig zu nennen, aber dies mußte der jungen Hörerin nicht zum Bewußtwerden gerathen, denn sie versetzte ernsthaften Ton's wie zuvor: „Ja, die Luise, an die hatte ich im Augenblick nicht gedacht. Deshalb

kamen Sie so früh hierher, um das Buch zu lesen, und waren so enttäuscht, als Sie die Bank hier schon besetzt fanden."

„Sie riethen mir gestern Abend dazu, sagten, die Seehütte sei der beste Platz dafür."

Dem Antwortenden entflog's, er hätte es gern zurückgenommen, denn zugleich flog's mit einer leichten Röthe über die Stirn Ina's. Sie erwiderte schnell: „Daran erinnere ich mich nicht — es war so viel gestern Abend und kam so plötzlich. Aber ich gab Ihnen das Buch, Herr Morhoff, damit Sie Herrn Voß auch lieben lernen."

„Lieben Sie ihn denn wirklich, Comtesse?"

Da huschte bei Beiden wieder das Spiel um die Lippen, ohne kundzugeben, wovon es hervorgerufen worden; doch erweckte es den Eindruck, als sei ihnen gleicherweise die heut Morgen zum erstenmal gebrauchte Anrede komisch vorgekommen. Dann entgegnete das Mädchen mit einem leichten Klang von Verwunderung:

„Wirklich? Haben Sie daran gezweifelt? Warum sollt' ich ihn nicht wirklich lieben, und giebt's denn eine unwirkliche Liebe? Mir ist's immer eine Freude im Innern, wenn er zu uns kommt, nur thut er's selten trotz dem kurzen Weg, er fühlt sich hier nicht zu Hause, gestern wohl besonders nicht. Zwar den

Magister hat er gern und, ich glaube, auch mich — das klingt unbescheiden, denn was sollt' er an mir finden, der so hoch über mir steht, doch mich beglückt seine freundliche Zuneigung. Er ist so aufrichtig, so ehrlich und —"

Die Sprecherin setzte nach einem flüchtigen Anhalten hinzu: „so heimathlich." Sie hatte merkbar etwas andres auf der Zunge gehabt, doch nicht ausgesprochen. Nun nahm sie die ‚Luise' vom Tisch und fügte hinterdrein: „Ab und zu muß ich auch einmal dabei lächeln, die Leute in seiner Dichtung sind alle so seelengut, es fällt kein Schatten je auf einen von ihnen, selbst auf die Herrschaft im Schloß nicht. Und der ‚edle, bescheidene Walter' ist mir ein bischen gar zu edel und bescheiden, daß ich glaube, mir wäre manchmal ein wenig Gähnen angekommen, wenn ich seinen wohlgesetzten Reden hätte zuhören müssen. Aber ich bin ja nicht das ‚rosenwangige Mägdlein' Luise, nicht so ‚verständig und fromm und gehorsam', wie die Tochter des ‚ehrwürdigen Pfarrers von Grünau'. Da habe ich nicht die Verpflichtung, für den begeisterten jungen Theologen so übermäßig zu schwärmen, die Natur hat mich für seine Art nicht veranlagt — verzeihen Sie, mir kam aus dem Gedächtniß, daß Sie auch einer sind oder werden wollen. Doch ich wollte Ihnen nicht von Leuten sprechen,

die Sie ja noch nicht kennen, sondern von dem Schönsten in dem Gedicht, dem Heimathlichen, das kein Andrer so zu sagen und Einem köstlich an's Herz zu legen weiß; mir kommt's oftmals des Nachts im Traum."

Ganz einfach-natürlich hatte sie alles vorgebracht, scherzend, doch zugleich auch ernsthaft, und für ihre Jugend mit einem gewissen selbständigen Verlaß auf die Richtigkeit ihrer eigenen Empfindung; daneben hatte im Anfang etwas Ungesprochenes gelegen, das den Eutiner Rector in einen Gegensatz zu andrem, nicht Benanntem gestellt, diesem gegenüber seine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit hervorgehoben zu haben schien. Doch als sie schwieg, haftete in Folkrad Morhoff nur ihre eingeschaltete Aeußerung, daß sie von der Natur nicht mit Neigung für das Wesen und Wirken eines Theologen veranlagt worden, und ihn überkam's jählings, er sei kein solcher, sei's wenigstens seit dem Ausgang des letzten Winters nicht mehr, oder eigentlich in seinem Innern niemals gewesen, sondern nur von der täglichen Gewohnheit des Aufwachsens im Hause seines Oheims gedankenlos weitergezogen und dahingebracht worden, sich selbst nicht kennen zu lernen. Das übte eine plötzliche wunderbare Befreiung auf ihn aus, er holte tief Athem, als ob eine dumpfe, schwer bedrückende Last mit einem

Schlage wesenlos von seiner Brust abgefallen, und der Herzschlag trieb ihn mit einem stürmischen Drang, die blitzartige Erkenntniß, die ihn mit so beseligender Erlösung überkommen, zu offenbaren, zu sagen, daß er bei seiner Rückkehr nicht wieder in die Hörsäle der theologischen Collegien gehen, sondern fortan nur die des Professors Schellhorn besuchen werde. Doch wie er im Begriff stand, davon zu sprechen, täuschte sein Gesichtssinn ihn auf einmal mit einem halb lächerlichen, halb erschreckend anrührenden Gaukelspiel. Vor dem Blick verschwand ihm das feine Antlitz Ina Walterstorffs mit dem schönen goldbraunen Gelock und den tiefleuchtenden Irissternen, und statt dessen sahen ihn unter dem straff zurückgekämmten flächsernen Haar und der grobknochigen Stirn die wässerig mattzerfließenden Augen seiner Cousine Dörthe Fabronius an. Sie hielt auf den auseinandergespreizten Knieen einen Stickrahmen, in dessen Stramin sie aus buntfarbigen Wollenknäueln auf himmelblauem Grund ein weißes Lamm mit rother Kreuzfahne herstellte; deutlich gewahrte er ihre hagerkolbigen Finger die Fäden mit der langen Nadel durch die Oeffnungen hin und wider ziehen. Dazu sagte ihre trocken aus dem Kehlkopf heraufkommende Stimme: „Findest Du, daß es gut wird? Es soll künftig als Wandschmuck über unser Sopha in der Wohnstube, das nimmt sich in einem

Pastorenhaus am passendsten aus. Hier kommt noch mit Gelb ein Bibelspruch drunter."

Deutlich vernahm er die Worte, sah alles genau bis in's Kleinste vor sich und meinte, Ina Walterstorff müsse es ebenso hören und sehen. Und zugleich mußte sie auch wissen, daß Dörthe ihm als zukünftige Lebensgefährtin bestimmt war, daß er selbst bisher keine andre Absicht gehabt oder richtiger keinen eigenen Willen, und ihm als selbstverständlich festgestanden, sie werde, wenn er sein Examen gemacht und ein Amt bekommen habe, als seine Frau das weiße Lamm auf dem blauen Grunde über dem Sopha ihrer gemeinsamen Pfarrhauswohnstube aufhängen. Plötzlich zum erstenmal stand diese Vorstellung jetzt vor seinem Gefühl als etwas Unbegreifbares, Ungeheuerliches, in Einem wie ein nicht glaubhaft lächerlicher und angrausender Traumspuk; sie ließ einen kalten Schauder von seinem Nacken herabfahren, während in's Gesicht ihm eine rothe Blutwelle aufschoß. Wie vor einem Schreckgespenst drückte er beschämt und sinnverworren fest die Augenlider zu, so daß die neben ihm Sitzende, ihn verwundert ansehend, fragte: „Blendet die Sonne Sie? Ich will ein bischen rücken, dann können Sie in den Schatten."

Das war keine trocken schlürfende Stimme, sondern wie heller Wachtelschlag, und jäh löschte der Klang

den erschreckenden Anblick vor seinen wieder sich aufschlagenden Augen aus. An seiner Seite war das schöne Bild zurückgekehrt, von dem er im Innersten fühlte, daraus sei ihm erst aufgegangen, was überhaupt das Wort ‚schön' bedeute, um ihn seitdem aus jeder Herrlichkeit am Himmel und auf der Erde mit wundersamem Schauer zu durchfließen. Statt Dörthe Fabronius saß Ina Walterstorff wieder da, ihre Frage that zweifellos kund, daß sie nichts gesehen und gehört habe, nichts von dem unfaßbar Gewesenen ahne, und Folkrad antwortete stotternd: „Ja — die Sonne — sie blendet."

Die junge Comtesse war bei ihren Worten ein wenig seitwärts gerückt, und er folgte ihr nach, um als glaubwürdig zu bestätigen, daß er der Blendung halber die Lider geschlossen habe. Nun sagte sie fröhlich: „So theilen wir Licht und Schatten, wie sich's bei Zweien gehört, die gleiches Recht drauf besitzen;" doch er mußte sich gewaltsam anstrengen, seine Augen nicht nochmals zu schließen, denn die Verschattung erfüllte die ihrigen mit einem noch tieferen Leuchtglanz als zuvor; wie zwei Blumenkelche, die in ihrem Grunde statt der Staubfäden veilchenblaue Edelsteine in sich trugen, erschienen sie so und ihr Lichtspiel noch stärker blickverwirrend, als die Goldstrahlen der Sonne. Sie hielt das kleine Buch in

der Hand, blätterte kurz drin und sprach: „Da ist ein Stückchen von dem, was ich meine. Sie können es aus dem Zusammenhang heraus lesen — nein, bitte, lesen Sie's laut, ich höre es gern einmal nicht nur mit den Augen, auch mit dem wirklichen Ohr."

Die ‚Luise' aufgeschlagen vor ihn hinlegend, deutete sie mit dem schlanken Finger, und er las mechanisch halblaut:

„Steh'n wir ein wenig still? Mir klopfet das Herz!"

Danach aber hielt er inne, denn die Stimme versagte ihm, sein eigenes Herz that plötzlich das nämliche. Jetzt fiel Ina lachend ein: „Ich vergaß, das können Sie nicht verstehen. Die Beiden, Walter und Luise, sind rasch über Weg und Steg kreuz und quer durch Feld und Busch gelaufen und gesprungen, davon bekommt man Herzklopfen; er, scheint's, nicht, doch Luise hat's. Aber sie kann doch bald fortsprechen: ‚Wie erfrischend —'"

Die letzten beiden Worte flimmerten Folkrad auf dem Blatt vor den Augen, er mußte alle Fähigkeit seines Sehvermögens zusammennehmen, um das Nachfolgende zu unterscheiden, allein dann gelang's ihm, und er las weiter:

„Wie erfrischend
Ueber den See die Kühlung heraufweht! Und wie die Gegend

Ringsum lacht! Da hinab langstreifige, dunkel und hellgrün
Wallende Korngefilde, mit farbigen Blumen gesprenkelt!
O des Gewühls, wie der Roggen mit grünlichem Dampfe daherwogt!
Dort in fruchtbaren Bäumen das Dorf, so freundlich gelagert
Um den geschlängelten Bach, und der Thurm mit dem blinkenden Zeiger!
Oben das Schloß, hellweiß in Kastanien! Vorn in der Wies' hin
Röthliche Küh'; und der Storch, wie vertraut er dazwischen einhertritt!
Dort die schimmernde Bläue des Sees um den waldigen Hügel!
Dort Heuschober gereiht, dort Mähende! Aber wir selbst hier
Von Buchweizen umblüht, im Gesumm eintragender Bienen!
Schaut doch umher, ihr Kinder, und freut euch! Hören Sie, Bester:
Unsern Schmaus wird zieren ein Korb großmächtiger Erdbeeren,
Spanischer, weiß und roth, der Ananaswürze vergleichbar;

Felderdbeern, wie mir däucht, sind wohl so süß
und balsamisch.
Kommen Sie dort in den Busch; da stehen sie,
röther wie Scharlach."

Nun legte Ina dem Lesenden leicht die Hand auf den Arm, um ihn zum Anhalten zu veranlassen, und sagte: „Ich wollte Ihnen nur ein Bischen zum Vorkosten geben, damit Ihr Appetit angeregt würde. Ist das nicht unsere Heimathwelt und liegt nicht alles getreu da so um uns her? Nur die Erdbeeren sind noch nicht roth, die lassen sich noch Zeit. Mich macht froh, daß Sie mit mir fühlen, wie schön es ist, denn Sie haben es auch schön gelesen; dadurch werden die Worte noch anders lebendig, als flößte die Stimme ihnen erst die Seele ein. Wie geht doch unsere Sprache zum Herzen, und wie armselig und leer klingt neben ihr eine andre, die sich für die feinere und vornehmere hält. Aber auch in der deutschen könnten die Andern das nicht so sagen, ihnen wär's zu schlicht und natürlich, sie müßten nach hochtrabenden Ausdrücken und Bildern suchen, daß es nicht schön, nur schönrednerisch würde und Einem nicht an die Seele rührte. Deshalb liebe ich Herrn Voß so sehr, er schreibt so wahr, weil er so menschlich fühlt und denkt. Herr Klopstock ist zwar auch von bürgerlicher Abkunft, doch mich däucht, das

ist nicht die rechte, und zu ihm fühle ich mich nicht hingezogen."

Was war so seltsam in den letzten Worten der jungen Comtesse, daß der Hörer einen Augenblick wie halb sinnbetäubt dasaß? Dann kam's ihm plötzlich zurück, als sie vorher schon über ihre Zuneigung zu dem Eutiner Rector gesprochen, habe sie gesagt, er sei so aufrichtig, so ehrlich, und nach einem kurzen Anhalten hinzugesetzt, so heimathlich. Aber ihr hatte andres auf der Zunge gelegen, das ihr jetzt eben vom Mund gerathen war — nicht, ‚so heimathlich', sondern so ‚bürgerlich'.

In diesem schönen Kopf mit den aristokratischen Zügen mußte sich ein anderer Inhalt bergen, als sein Aeußeres kundgab, ein ganz andrer, als Folkrad bis gestern Abend geglaubt. Oder hatte er das nicht wirklich gethan, es sich nur in verblendetem Unmuth eingeredet? Und eigentlich aus einem Unmuth über sich selbst, weil er im Innern ein angeborenes, eingewurzeltes Gefühl getragen, nicht unterzuringen vermocht, er gehöre einer niedrigeren Menschenclasse an, als sie, und es sei nicht anders denkbar, bei ihr gleichfalls eine Mitgift der Natur, daß sie mit hochmüthiger Geringschätzung auf ihn herabsehe. Doch von einem plötzlichen Lichteinfall überhellt stand jetzt vor ihm, wie er im Dunkel getappt, weil er sich selbst eine Binde um die Augen gelegt und sein Ohr

dazu verschlossen habe. Sonst hätte er immer, seit der ersten Stunde seines Zusammentreffens mit ihr auf dem Eis, sehen und hören müssen, daß sie sich nicht als ein anders geartetes Wesen, nicht höher achte, als ihn. Ihm nur hatte der Muth, das Selbstvertrauen gefehlt, dies zu erkennen und zu begreifen, doch sie hatte, was in ihm vorging, in seinem Gesicht und aus seinen Worten gelesen und war in der Morgenfrühe zur Seehütte gegangen, weil sie gewußt, er werde hier sein. Und gekommen war sie, um eine Gelegenheit herbeizuführen und zu erfassen, an die sie die Aeußerung anknüpfen könne, ihre Zuneigung zu Johann Heinrich Voß werde nicht im mindesten dadurch beeinträchtigt, daß er bürgerlichen Standes sei, vielmehr schätze sie ihn weit höher, als die adligen Dichter und den Hofrath Klopstock, die sich mit ihm auf Altenkamp zusammengefunden.

Darüber ließ Ina Walterstorff auch keinen Zweifel, denn sie fuhr noch weiter fort: „Er ist ein Mensch, der die Menschen nicht nach ihrem Stand und Rang beurtheilt, nur nach dem, was in ihnen ist und was sie selbst sind. Für ihn hat die Natur alle aus dem Gleichen geschaffen, ihren Werth bekommen sie allein durch ihr eigenes Denken und Thun. Das macht mir seine ‚Luise‘ so lieb; ihm gilt kein Unterschied zwischen denen auf dem Schloß

und im Pfarrhaus, herzliche Freundschaft verbindet sie ohne verhohlene Nebengedanken, weil sie gleichartiges Leben in sich fühlen, edel und vernünftig empfinden, und die Tochter des Grafen würde roth vor Scham werden, wenn sie dächte, es könne Einem in den Sinn kommen, sie für etwas Besseres zu halten, als die Tochter des Pfarrers —"

Die Sprecherin stockte plötzlich bei dem letzten Wort, und die Röthe, von der sie eben bei der Grafentochter aus dem Buch geredet, schlug ihr selbst über die Stirn bis an den braunen Haarrand herauf. Der weiche Sand des Seerandes hatte herangekommene Schritte nicht vernehmen lassen, und unvorgesehen bog, vom Magister Schneider begleitet, madame la grand'mère um die Wandung der Borkenhütte. Es schien, diese sei auch ihr Gangziel gewesen, und sie habe sich darin niederlassen wollen; in wortloser Ueberraschung hielt sie jetzt bei dem unerwarteten Anblick der schon besetzten Bank den Fuß an. Folkrad flog hastig von seinem Sitz auf, und die junge Comtesse mit dem rothüberflossenen Antlitz that das nämliche. Lesbar stand in ihrem Gesicht, daß sie von einem Schreck befallen worden und ihr nichts Unwillkommeneres, als dies Zusammentreffen, widerfahren gekonnt habe. Leicht mit der Zunge anstoßend, brachte sie hervor: „Herr Morhoff las mir

aus der ‚Luise‘ vor, chère grand' maman — Sie wollen sich gewiß hier ausruhen — es ist nirgendwo schöner um die Morgenzeit —"

Als ein verkörpertes Bildniß aristokratischen Wesens in Ausdruck und Haltung stand die Gräfin Severa da. Trotz der frühen Stunde überthronte ihr weißes Haar bereits in tadellosem Thurmaufbau den Scheitel, darunter sah das faltenlose, doch strenge Gesicht hervor, noch mit stummem Blick auf ihrer Enkelin forthaftend, bis diese zu Ende gesprochen. Dann versetzte die Gräfinmutter: „Ich hatte allerdings nicht vermuthet, daß sich schon jemand hier aufhalte, doch ich fühle kein Bedürfniß, mich auszuruhen. Immerhin ist es besser, hier über dem festen Boden zu verweilen, als sich der Gefahr eines Einbruch's auf dem Eise auszusetzen; die Sonne hat freilich dafür gesorgt, die Wiederholung solcher Thorheit zu verhüten. Mich nimmt Wunder, daß Herr Morhoff Dich nicht durch Vorlesung aus dem ‚Messias‘ erbaut; das erschiene mir dem von ihm gewählten Beruf angemessener. Kommen Sie, Magister, wir wollen unsern Weg fortsetzen. Ja, es ist schön hier an einem sonnigen Frühlingstag um die Morgenzeit, noch ebenso wie vor fünfzig Jahren. Dessen können Sie sich wohl fast auch schon erinnern."

Im Gegensatz zu dem, was die letzten Aeußer-

ungen ausdrückten, kamen sie in einem frostigen Ton von den Lippen der Sprecherin, die, ohne einen weiteren Gruß an die frühen Besucher der Seehütte zu richten, dem Uferrand entlang wieder davonschritt. Nicht gradezu mit dem Inhalt der Worte, doch mit dem Klang der Stimme hatte sie eine Mißbilligung des Allein-Beisammenseins der Beiden hier kundgegeben, zwar in gemessener Art, die zum Durchfühlen gebracht, es laufe nur der äußeren Schicklichkeitsregel entgegen, etwas andres könne selbstverständlich bei einem unter vier Augen Verweilen der Comtesse Walterstorff mit dem jungen bürgerlichen Studenten nicht in Frage kommen. Nun befanden diese sich wieder allein in der Hütte, noch an den entgegengesetzten Seiten des Tisches stehend und ohne Laut der hochaufrechten Gestalt der drüben an einem Buschrand Verschwindenden nachblickend. Folkrad's Kopf vermochte nicht zu einem klaren Gedanken zu gelangen, er stand noch unter der Nachwirkung eines auf ihn geübten sonderbaren Eindrucks. Ihm war's gewesen, als sähen ihn aus den alten Zügen der Gräfin Severa unter den grauentfärbten Brauen die Augen Ina's an, genau mit der gleichen veilchenblauen Farbe und dem nämlichen, aus ihrem Hintergrund heraufstrahlenden edelsteinartigen Geleucht. Nur ein kurzer Blick war aus ihnen über ihn hin-

gestreift, doch hatte ihn in diese Täuschung versetzt. Oder vielleicht war es keine, denn nach der Bildung des Gesichtes mußte die Großmutter in ihrer Jugend viel Aehnlichkeit mit der heutigen Erscheinung ihrer Enkelin besessen haben und hatte dieser so mit dem übrigen auch dieselbe Sonderart der Augen als Erbteil übermacht. Nur fiel's nicht möglich, sich die steifen, strengen Züge der Greisin jung, mit freudigem und lieblichem Ausdruck vorzustellen.

Doch eine Frage überdrängte diese Nachempfindung im Kopfe Folkrads. Warum war der jungen Comtesse bei dem plötzlichen Dastehen der alten Gräfin das Blut roth in's Gesicht geflossen und sie unverkennbar in einer schreckhaften Verwirrung von der Bank aufgeflogen?

Das ließ sich zwar unschwer beantworten. Die Großmutter war die höchste, bestimmende Autorität im Schloß, der sich alle mit willenlosem Respect unterordneten, und zugleich war sie die Repräsentantin und Hüterin der hocharistokratischen Würde und Stellung des Hauses. Sehr begreiflich fiel's, daß ihre Enkelin von Furcht überkommen worden, die unvermerkt Herangenahte könne bereits ihre Aeußerung vernommen haben, daß sie den Eutiner Rector deshalb besonders liebe, weil er in seiner Luise keinen Unterschied zwischen den gräflichen Schloßbewohnern und den bürgerlichen des Pfarrhauses mache, nieman-

den nach seinem äußeren Stand und Rang, sondern jeden allein nach seinem menschlichen Werth schätze, den er sich nur durch eigenes Denken und Handeln erwerbe. Denn bei der inneren Sinnesart endete die Aehnlichkeit der Beiden, traten sie, wie diese Stunde kundgethan, zueinander in völligen Gegensatz.

Aber auch darüber ging in dem jungen Studenten eilig etwas Anderes hin, das sich gewaltsam ihm auf die Zunge drängte. Er stand im Begriff, die Lippen zu öffnen und wandte den Kopf seitwärts; zugleich that jetzt Ina Walterstorff das nämliche, doch drehte rasch das Gesicht wieder ab und ihr kam vom Mund: „Ich muß — sie wird meinen Eltern —"

Nicht zu Ende sprechend, setzte sie den Fuß vor die Seehütte hinaus, in ihren Augen lag etwas ihnen Fremdartiges, wie Scheues, sie vermieden, denen Folkrads zu begegnen. Nun brachte er das, was ihn erfüllte und was er schon einmal früher aussprechen gewollt, hervor; gegenwärtig war ihm eine Anknüpfung geboten worden, und er sagte: „Die Frau Gräfin hielt angemessener für mich, aus dem ‚Messias' vorzulesen — ich glaube, Ihnen ist die Dichtung des Herrn Voß lieber — doch sie täuscht sich auch bei mir, in meinem Beruf, denn ich bin kein Theologe mehr, sondern habe beschlossen, sobald ich nach Kiel zurückkomme, mich den Wissenschaften hinzugeben,

welche die Natur und ihre Schöpfungen zu erkennen suchen."

„So — das ist ja — ich weiß nicht, weshalb Sie es mir — etwas, das nur Sie angeht, meine ich, ist's, und Sie werden ja Ihre Gründe dafür haben. Aber ich kann mich jetzt nicht länger aufhalten — nein, ich muß sehr rasch gehen, um noch rechtzeitig — das würde Sie unnöthig ermüden —"

In abgebrochenen Sätzen hatte die junge Comtesse es schnell gesprochen und mit dem letzten auf eine andeutende Bewegung Folkrads, daß er sie begleiten wolle, entgegnet. Eilig davongehend, war sie im nächsten Augenblick um den Rand der Hütte verschwunden; das Zusammentreffen der Beiden, das mit einem fröhlichen Lachen begonnen, hatte in völlig anderer Art geendet, unverkennbar seit der Dazwischenkunft der Gräfinmutter sich eine scheue Befangenheit Inas bemächtigt gehabt. Nichts aristokratisch Hochfahrendes war bei ihr zum Ausdruck gekommen, doch eine unsichere Aengstlichkeit, die in sonderbarem Widerspruch zu ihrem vorher mehrfach an den Tag gelegten selbständigen Ruhen auf dem eignen Denken und Empfinden stand. Der Zurückgelassene blieb noch ein paar Augenblicke an den Tisch gelehnt stehen, dann setzte er sich unwillkürlich wieder auf die Bank. So klar lag alles in der Sonnenfrühe vor ihm und doch

auch so mit goldenen Strahlenfäden verschleiert, eine geheimnißvolle Welt flimmernder Schönheit, wie auf der Seefläche im leisen Luftzug sich kleine Wellen in glimmerndem Spiel durcheinander bewegten. Mechanisch streckte Folkrad die Hand nach dem vor ihm liegenden Buch; er befand sich ja so hier, wie er's beim Fortgang aus dem Schloß gedacht. Allein und ungestört, war er in die Seehütte gekommen, um die ‚Luise' zu lesen. Die Buchstaben gingen im Anfang zwar etwas ungewiß vor seinen Augen hin und her, aber mählich kamen sie zur Ruhe, und er vertiefte sich in die Dichtung, die Ina Walterstorff besonders hochstellte und deren bürgerlichen Urheber sie den andern auf Altenkamp zum Besuch anwesenden Dichtern vorzog.

Drüben am Wasserrand hin setzten die Gräfinmutter und der Magister Sebastian Schneider ihren gemeinsamen Morgengang fort; sie mußten ungefähr gleichen Alters sein, darauf hatte sich die Aeußerung der ersteren bezogen, daß er sich wohl auch erinnern könne, wie an solchem Tage die Landschaft umher vor fünfzig Jahren ebenso dagelegen habe. Jetzt war das Gespräch der Beiden zu andrem übergelenkt, und er versetzte auf etwas von seiner Begleiterin Gesagtes: „Ja, die Eitelkeit und ihre Töchter, die blinde Selbstvergötterung und die kleinliche Herabsetzung Anderer herrschen auch unter Menschen, von denen

man glauben sollte, daß sie über niedrige Regungen erhaben seien. Aber der Hochmuth und der Neid lassen die Zungen anders hinter dem Rücken sprechen, als in's Gesicht —"

Die Gräfin Severa fiel ein: „Ihre Zunge hat es nie gethan, Schneider."

Er blieb kurz stumm, eh' er Antwort gab: „Doch oftmals verschwiegen, was die Ueberzeugung, das Herz auszusprechen geboten hätte."

Der noch so jugendlich helle Blick der alten Dame haftete auf ihm, und sie wiederholte: „Ja, ich weiß, daß Ihr Herz verschwiegen hat, was es zu sagen gewünscht hätte. Doch Stunden kommen, wo es schweigen muß, nicht Ihres allein, ich glaube, das wissen Sie auch."

Etwas befangen wich der Magister den ihm entgegen gerichteten Augen aus, brachte ein wenig stockend hervor: „Nein, Frau Gräfin – ich weiß nicht, was Sie —"

„Warum wollen Sie's verläugnen? Der Spätabend ist die Zeit, von dem zu sprechen, was der Morgen nicht über die Lippen kommen läßt. Wir sind sehr alte Freunde, Schneider, die können wohl zusammen eines Morgentraumes gedenken, wenn er auch nicht der gleiche bei uns gewesen. Der Tag steigt an, er geht über solche Träume hin und bringt

sie zum Verbleichen. Aber sie schwinden nicht wirklich auslöschend weg, der Abend weckt ihr Gedächtniß auf's neue, belebt sie, und er weckt laut auch die während des langen Tag's mählich zum Verstummen gebrachte Frage wieder auf: That das Herz recht daran, sich Schweigen gebieten zu lassen?"

Der Gesichtsausdruck des Hörers ließ erkennen, er verstehe den Sinn des Gesprochenen, doch etwas wäre ebenfalls einem Anderen aus den Worten verständlich geworden, sie könnten zusammen eines Morgentraumes gedenken, wenn er auch nicht der gleiche bei ihnen gewesen sei. Es klang draus, daß der alte Informator vor einem halben Jahrhundert seinen Herzschlag für die junge schöne Comtesse Severa wohl verschweigen, doch ihrer Empfindung nicht verhehlen gekonnt habe; er wußte das auch schon seit langem, nur so deutlich hatte sie's noch nie gesagt. Daneben aber hatte in ihren Worten anderes gelegen, das ein fremder Hörer nicht zu verstehen vermocht hätte, vielleicht niemand mehr unter den Lebenden als der Magister allein, und jetzt ihrem Blick nicht länger ausweichend, erwiderte er:

„Ich habe nichts geläugnet, Frau Gräfin, Sie sagen mit Recht, das steht der Abendstunde nicht an. Nur kam's mir nicht zu, von Ihrem Morgentraum zu sprechen. Doch da Sie sein Gedächtniß aufwecken

und eine Frage damit verbinden, die von mir eine Antwort zu erwarten scheint — welche andere könnte ich geben, als: Ein Traum war's, wie der meinige, und mußte wesenlos vergehen, wie der. Das Leben ist mächtiger, als ein junger Herzschlag, der verblendet glaubt, sich ihm entgegenstellen und ein Glück ertrotzen zu können, das sich zu seinem Gegentheil verwandeln würde, wenn nicht rechtzeitige Erkenntniß davor behütete."

Die Gräfin Severa hielt ihren Schritt an und wiederholte: „Glück? Was ist Glück, Freund?"

Doch sie erharrte keine Entgegnung, sondern fuhr fort: „Nur der Morgen bietet es der Hand zum Erfassen und nur einmal, nicht der Tag mehr. Was er bringt, ist im besten Fall eine Nachahmung des wirklichen Glückes, wie der Händler künstliche Edelsteine schafft. Doch das Geleucht der echten Diamanten fehlt ihnen, sie täuschen die Augen der Menge, aber nicht ihren Besitzer, er verliert nie das Gefühl, daß sein Prunk eine Fälschung ist. Denn nichts um uns her hat Bedeutung durch sich selbst, wir erst geben allem einen Werth und eine Schönheit. Der Tropfen Thau dort im Blumenkelch ist das gleiche Wasser, wie das eines grauen, trüben Regenfalls, nur unsere Augen lassen ihn in zauberischem Licht funkeln; wenn wir sie schließen, lischt sein Glanz

aus, als sei er nicht gewesen. Und das Glück des Lebens ist Morgenthau, von der Sonne des Herzens durchstrahlt, nicht der farblose Regen, den der Verstand als fruchtbar preist. Seltsam ist's, wenn in der Abenddämmerung die Köstlichkeit des Sonnenaufgangs so wieder vor dem Blick dasteht, wie vor einem halben Jahrhundert, als ein unverändert vom Himmel erneutes Wunder. Fühlen Sie's nicht mit mir, Schneider, Sie, der Einzige, der es kann, und verstehen Sie meine Frage, ob solche Morgenröthe vergehen muß, um wieder einen grauen Regentag folgen zu lassen?"

Die Sprecherin hielt ihre Augen über die vom lichtgrünen Frühlingslaub umkränzte Seebucht gerichtet, deren leis zitterndes Wellenspiel, wie aus Silber und Gold ineinanderfließend, im ganzen Zauber des Frühlings und der Morgenfrühe dalag. Der alte Magister blieb einige Augenblicke lang stumm, dann versetzte er mit gedämpfter Stimme: „Ja, seltsam ist's, das dachte ich schon, als noch die Eisdecke dort auf dem Wasser lag. Und als sei nichts daran verändert; die Natur ist's, die Freude dran gefunden, aus denselben Wurzeln wieder die gleichen Blüthen aufzutreiben. Sie fragen, ob diese nach kurzer Freudigkeit in der Sonne gleich denen, die vor ihnen waren, vergehen müssen? Darauf

habe ich keine Antwort, als wieder zu fragen: Wissen Sie einer Kraft zu gebieten, die über dem Naturgesetz steht? Das ist nicht richtig gesagt, sogar der Wahrheit entgegen, denn die Natur verweigert nicht, sie hat vielleicht so wiedergeschaffen, um einen Versuch, eine Forderung, die ihr nicht erfüllt worden, zu erneuern. Aber könnten Sie eine Macht zum Beistand aufbieten, solche Blüthen vor ihrer schnellen Vergänglichkeit zu bewahren?“

Auch die Gräfin Severa schwieg eine Weile, eh' ihr eine scheinbar auf etwas völlig Andres übergehende Entgegnung vom Munde kam: „Ich habe gestern, als der mitternächtliche Spuk aus Plön abgesunken war, noch ein Buch wieder zur Hand genommen, das mir aus Weimar zugegangen. Der sonderbare Staatsminister und Freund des Herzogs dort hat es geschrieben, der Größte von allen, die unter uns sind und waren; an ihn reicht auch unser Freund in Eutin nur hinan, wie ein stattliches Bauerngehöft neben einem Domthurm; kein Stern, eine neue Dichtungssonne ist der Zukunft mit ihm aufgegangen. Haben Sie seine ‚Iphigenie' schon gelesen? Sie ist der tiefsten Ergründung des Lebens und des Menschengemüthes voll, ob der Dichter auch erst in einem Alter steht, das wir beide noch Jugend benennen. Wie wahr spricht aus seiner Erkenntniß die Tochter Agamemnons:

Wie enggebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost —

Doch sie selbst ist auch noch jung und hat erst den Anfang des Lebens kennen gelernt, sonst hätte sie wohl hinzugefügt — ich kann's nur in Prosaworten sagen: Und unter den Gehorsam ohne Willen bleibt die Frau gebunden bis an ihr Ende. Sie wechselt nur ihren Herrn, den Vater mit dem Gatten, und schwindet auch der fort, folgt ihm ihr Sohn. Vielleicht umgiebt er sie mit dem Schein von Ehrfurcht, hält seine Diener an, sich vor ihr am tiefsten zu bücken, läßt die Besucher seines Hauses glauben, sie sei es, die darin berathe und entscheide. Doch nur ein Gepränge ist's ohne Inhalt, das sich in seiner Leere kundgäbe, sobald sich's um andres handeln würde, als Nichtigkeiten des Tag's. Der, dem sie sein Leben gegeben, hat in Wirklichkeit ihr gegenüber die Stellung ihres Vaters und Mannes eingenommen. Die Gesetze befugen ihn dazu, setzen ihn, wenn er mündig geworden, zum Haupt der Familie ein. In wichtigen Fragen, den höchsten des Lebens, würde er mit Respect die Meinung seiner Mutter anhören, aber für sein Thun verklänge ihre Stimme ihm als eitler Schall im Ohr. Er ist die Macht und sie die Ohnmacht, denn sie bleibt die Frau, die enggebundene bis

zu ihrer letzten Stunde, und was ihr das Herz Glück benennt, ist seinem Kopf Einbildung, Narrheit und Unbegreiflichkeit. Das hat Goethe seiner Iphigenie nicht mit in den Mund gelegt, als er sie das Schicksal des Weibes beklagenswerth heißen läßt, denn erst das weiße Haar auf dem Scheitel lehrt es."

Wer die Gräfin Severa eben vernommen, hätte sie nicht wieder erkannt; das Steif-Gemessene war von ihrer Haltung und Rede abgefallen, mit einem schmerzlich-bitteren Ton hatte sie laut gesprochen, der Klang ihrer Stimme sich zum Schluß fast zu einer leidenschaftlichen Erregung gesteigert. Nun beschwichtigte sie ihn und fügte ruhiger hinterdrein: „Da Sie mir auf meine Frage keine Antwort gegeben, Schneider, habe ich es selbst gethan. Sie sagten, kein Naturgesetz stelle sich mit einem Verbot entgegen, das ist ein Wort, welches nicht in den Mund eines Theologen gehört. Er hätte sprechen müssen, ein Menschenherz dürfe sich nicht wider das auflehnen, was die göttliche Vorsehung so geordnet und beschlossen habe."

Fühlbar drang unter den letzten Worten ein Stachel hervor, doch der Magister schüttelte den grauen Kopf und erwiderte ruhig: „Warum wollen Sie meiner spotten, Frau Gräfin, und Ihrer selbst? Dazu gehen wir doch nicht hier noch auf dem alten Weg miteinander."

Im Gesichtsausdruck seiner Begleiterin gab sich kund, sie empfinde die Berechtigung seiner Antwort auf das ihr im Unmuth Entfahrene, und sie versetzte: „Ich wollte Ihrer nicht spotten, oder nicht ich war's, die es gethan. Sie begehen in diesem Sommer Ihren siebzigsten Geburtstag und ich hörte vor kurzem einmal sagen, das sei ein Alter, welches mit der Aufgabe eines Hofmeisters nicht mehr im Einklang zu stehn beginne. Doch zugleich biete der Zeitpunkt einen passenden Anlaß, dankbar Ihrer langjährigen Verdienste zu gedenken, sie dadurch zu vergelten, daß man Ihnen an dem Tage ein erledigtes Pastorat zum Geschenk mache. Das kam mir in den Sinn und erinnerte mich an Ihren geistlichen Beruf."

Der Kopf Sebastian Schneiders machte wieder eine leicht schüttelnde Bewegung. „Jetzt? Ich habe lange den Wunsch, die Hoffnung auf seine Erfüllung in mir getragen, als Andere für besser ansahen, sie weiter hinaus zu verschieben. Doch jetzt — Sie wissen es, Gräfin Severa — ist es zu spät, um ein Jahrzehnt, wohl schon um zweie. Das Leben hat mir zu lange gepredigt, und ich könnte es nicht mehr. Oder meine Predigt würde gleich der des Königs Salomon lauten —"

Da er innehielt, ergänzte die Hörerin: „Daß alles eitel ist unter der Sonne; wir sind gleich alt,

Schneider, und auf gleichem Weg bis hierher gegangen, ich wußte wohl, was Ihr Mund verschwieg. Uns ward's nicht gegeben, am Brauch dieser Tage theilzunehmen, die vornehme Freiheit des Denkens mit dem gläubigen Festhalt an der Ueberlieferung in uns wie zwei getrennte Wasser nebeneinander herfließen zu lassen. Nur Eines ist nicht eitel, wenn die Sonne in einem jungen Menschenherzen aufgeht — lassen Sie uns abbiegen, da kommen uns zwei vollendete Künstler der neuen Mode entgegen. Sie sagten es vorhin, ich sehe unsichtbar die beiden Töchter der Eitelkeit neben ihnen gehen und höre, wie sie ihre verschiedenen Zungen in Bereitschaft halten. Nur noch — eben sprachen Sie von einer Hoffnung, deren Erfüllung Sie heute nicht mehr wünschten. Was bleibt, wenn die Hoffnung sich nicht mehr in die Zukunft vorausrichten kann?"

„Die Gewißheit der baldigen Ruhe, die nichts mehr stört, in der es gleichgültig wird, was vor ihr gewesen."

„Nein, Schneider, das spricht ein altes Herz, kein junges, und meines ist jung und weiß, daß der graue Regentag des Lebens lang ist. Sie haben mir öfter gesagt, daß sie dem Bilde gleicht, das Ihr Gedächtniß sich von mir erhalten — meines hat sich auch ein Bild bewahrt, das mir heut wieder vor

den Augen gestanden. Es sieht mich mit wieder lebenden Augen an, die mächtiger sind, als Ihre Philosophie und jeder kategorische Imperativ von Königsberg. Kommen Sie, sonst können wir nicht mehr ausweichen."

Die Beiden bogen in einen schmaleren Seitengang ab, auf dem bisher von ihnen innegehaltenen breiten Hauptweg kamen, noch in einiger Entfernung, zwei hochragende, würdevoll schreitende Männergestalten daher, Graf Friedrich Leopold von Stolberg, den sein gegenwärtiger Begleiter gestern als ‚einen Lieblingssohn des Erfinders der Lyra, umleuchtet von der Sonnenaureole seines goldlockigen Vaters', begrüßt hatte, und der Hofrath Friedrich Gottlieb Klopstock, der jenem noch spät in der Mondnacht ‚die Himmelsgunst zugewandt, an der Seite dessen wandeln zu dürfen, den er unter allen Sterblichen am höchsten verehre'. Sie ergingen sich in einem Zwiegespräch, das Stolberg augenblicklich, stillstehend und mit einem leuchtenden Ausdruck der Bewunderung vor sich hinausschauend, von dem bisherigen Gegenstande durch den Ausruf ablenkte: „Aehnelt diese Landschaft im Zauberreiz ihrer Unschuld nicht dem Paradiese, das Sie, der von Gott Begnadete zum erstenmal aus der Weihe des Dichters uns vor die entzückten Augen gestaltet haben! Wie stümper-

haft fällt daneben die Schilderung Miltons in nichts zusammen, als sei es die eines Schulknaben! Seine Verse klappern wie ein Leiterwagen über Steinbrocken —"

Der Sänger des ‚Messias' fiel mit einem Lächeln ein: „Wie unübertrefflich Sie dem Ohr onomatopoetisch den Klang zu Gehör bringen, man glaubt das Gerüttel der Räder zu vernehmen; wahrlich ebenbürtig steht Ihre Kunst der Tonmalerei dem ‚quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum' Virgils zur Seite. Doch, hochverehrter Freund, Ihr Urtheil bedünkt mich zu streng, es erkennt nicht die Milderung zu, daß niemand die Grenzen seiner Fähigkeit zu überschreiten vermag. Wie hätte der Schöpfer des ‚Verlorenen Paradieses' sich über sie hinausschwingen sollen? Ich lege keinen vergleichenden Maßstab an ihn, sondern erfreue mich an dem Guten, was ihm dann und wann gelungen; er war ja blind, das fordert die Schonung des Mitleids bei dem Sehenden. Nur kann ich ihm nicht verzeihen, daß er sich zum Abfall von seinem, ihm von Gott vorgesetzten König bewegen ließ; es bezeugt niedrige Sinnesart, zum Mitfrevler eines Cromwell zu werden und blind sich auch der Erkenntniß zu verschließen, daß es höher Geartete, Auserlesene der Vorsehung sind, die sie durch edle Geburt als leuchtende Vor-

bilder für die Menschheit über die Menge emporhebt. Aber ich irre ab — ja, Ihr Ausspruch trifft wie immer das Bezeichnende, mein edler Freund, es ist, als ob der große Schöpfer — nicht sein kleiner Nachahmer, den Ihre Unbestechlichkeit zu hart richtete — beabsichtigt habe, in dieser Landschaft um uns her für unsere heutigen Augen ein Abbild der paradiesischen Flur zu wiederholen —“

Der hochedelgeborene, von der Vorsehung als Auserlesener über die Menge emporgehobene Graf von Stolberg fiel ein: „In der unsere so liebenswerthen Wirthe ein zu höherer Vollendung aufgerücktes Wiederbild des ersten Menschenpaares darstellen. Freilich enthält dies Eden mehr an herrlichen Ebenbildern des Schöpfers, bereits in der Ehrfurcht weckenden Erscheinung hochgestiegener Jahre, wie in freudig aufblühender Jugend, und bei der vergrößerten Zahl bringt die Menschennatur mit sich, daß unser Gemüth sich lebhafter mit Zuneigung zur einen als zur anderen hingezogen empfindet. Aber die Schlange birgt sich hier nicht unter Laubwerk, und der Apfel der Verlockung schimmert nicht am Gezweig. Diesem Unschuldsstand des Paradieses haben wir das Glück zu danken, daß uns gestern Abend vergönnt gewesen, die balsamische Luft mit den Erlauchtesten unseres irdischen Wandelsterns zu

theilen, die sich im Mondlicht gleich silbern strahlenden Schwänen in die liebliche Anmuth dieses Gartens herabließen und ihn zu einem königlichen elysischen Gefilde verwandelten. Mich bedünkte, in den Augensternen unseres edlen Wirthes leuchtete bei ihrer unerwarteten Ankunft ein wohlberechtigtes Stolzgefühl auf, sein Haus durch solche höchste Ehre ausgezeichnet zu sehen. Glauben Sie, mein innig mir im Gemüth verbundener Freund, daß er sich der schönen Hoffnung überlassen darf und hingiebt, die Schicksalswaltung — oder reden wir in der Sprache des Dichters, eine huldreiche Fee — habe ihm eine noch höhere Begnadung seines Edens vorbehalten?"

Der Hofrath Friedrich Gottlieb Klopstock machte eine leicht-ungewisse Schulterbewegung und erwiderte: „Der Rathschluß Gottes liegt für uns im Verborgenen, mein edler Freund. Es erweckt nach den neuesten Berichten gegenwärtig den Anschein, als sei der Herzog Louis Philipp von Orleans vielleicht von der Vorsehung zur Einnahme der höchsten Stellung in seinem Vaterlande auserkoren, und ich verstehe Ihre Meinung, dieser mit seltenem Liebreiz begabte Erdenfleck könne etwa dadurch so vor jedem anderen bevorzugt werden, einmal die Majestät eines Königs als Gast zu empfangen. Doch ich vermag nicht zu bemessen, ob die Machtübung der, Ihrer dichterischen

Vorstellung entsprungenen huldreichen Fee sich dazu als ausreichend erweist, wenigstens müßte sie mit ihrer Zauberkraft eine außerordentliche Klugheit verbinden, deren die jugendlichen Feeen häufig zu ermangeln pflegen —“

„Oder fürsorglich von gereifterer Klugheit berathen und unterstützt werden. Solche Beihülfe, glaube ich, wird sie nicht entbehren.“

„Ihre Befähigung, in Menschenseelen zu lesen, ist die des großen Dichters, mein edler Freund, und auch meine Wahrnehmungen pflichten Ihrer divinatorischen Erkenntniß bei. Aber welche Art einer Zukunftsgestaltung bildet Ihre Vorstellung sich? Zur linken Hand —?“

Diesmal ließ Graf Friedrich Leopold von Stolberg seiner Entgegnung ein leichtes Zucken der Schulter voraufgehen. „Vielleicht — oder sonst — wie die Entwicklung und die Anschauungsweise den Ausschlag geben. Bei einer außerordentlichen Gewinnaussicht zieht der Großhändler mancherlei Bedenken nicht in Rechnung, die den kleinen Kaufmann von dem Abschluß eines geringfügigeren Geschäftes zurückhalten würden.“

Der Sprecher brach ab, um im nächsten Augenblick mit dem Ausruf fortzufahren: „Da führt Tyche, die gütige, uns dem hochsinnigsten hospes und

pater familias entgegen, dessen dieses gesegnete Land sich erfreut, und ihn geleitet auf dieser wundervollen Bühne der Natur der Wiedererneuerer äschyleischer Tragik, welcher der Bühne unserer Kunst ihre klassische Erschütterung durch die Erweckung von Furcht und Mitleid zurückgegeben."

„Und durch seltene Doppelhuld des Genius uns aus der Wiederbelebung alter Bardenherrlichkeit die Brust wie mit frischem Athemzug geschwellt hat," fügte Klopstock hinzu.

Die Begrüßung galt dem Grafen Walterstorff und dem Justizdirector Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, die, gleichfalls auf einer Wandrung durch den Park begriffen, mit den beiden Andern hier zusammentrafen. So gestaltete sich die Wegstelle augenblicklich zu einem nordischen Parnaß, die Träger seiner glanzvollsten Namen auf dem kleinen Fleck vereinigend. Der Empfindung, die dadurch geweckt werden mußte, lieh der Gutsherr von Altenkamp Ausdruck: „Wahrlich eine Stätte, würdig, sich dem Gedächtniß der Zukunft für Jahrhunderte einzuprägen. Gestatten Sie es meiner Hand, durch einen Gedenkstein, der mit goldener Inschrift drei solche Namen aneinanderreihen darf, hier die Erinnerung an diese Morgenstunde und Ehrenstunde meines Bodengrundes zu bewahren."

Die drei gemeinsam Angesprochenen ertheilten gleichzeitig durch eine wortlose Verneigung ihre Einwilligung; dankbare Anerkennung gab sich drin kund und eine schweigende Bestätigung der Außergewöhnlichkeit des gegenwärtigen Vorganges auf diesem Stückchen Erde. Noch ein vierter literarischer Namensträger kam jetzt hinzu, doch augenscheinlich nicht mit dem Vorhaben, ebenfalls einen Standplatz auf dem holsteinischen Parnaßabbild einzunehmen, sondern im Gegentheil, um sich davon zu entfernen, denn Johann Heinrich Voß trat auf den Grafen Walterstorff zu und sagte: „Ich suchte nach Ihnen, Excellenz, um pflichtschuldig für die Aufnahme zu danken und mich zu verabschieden.“ Der Angeredete entgegnete mit einer Miene des Bedauerns: „Wollen Sie uns bereits verlassen, Herr Rector? Das wird allen hier Anwesenden eine ebenso unliebsame Ueberraschung bereiten, wie mir.“

„Ich muß meine Jungens unter der Fuchtel halten, sonst wird nichts Gehöriges aus ihnen. Dafür bin ich zuerst da, das andere kommt nachher; ohne die richtige Fuchtel fährt alles auf der Welt aus Rand und Band.“ Der Antwortende drehte sich gegen Stolberg: „Mein Gaul steht schon aufgeschirrt, Du bleibst wohl noch über Mittag, Fritz; dann sehn wir uns wohl noch 'mal in Eutin wieder, wenn's

Dir dran gelegen ist. Ich empfehle mich den Herren zu Gunsten.“

Er grüßte mit kurzem Ablüften seines bürgerlich simplen Hutes, Graf Walterstorff wiederholte noch einmal einen Ausdruck seines Bedauerns: „Wenn Ihre Berufspflicht Sie fortnöthigt, Herr Rector, darf ich Sie allerdings nicht zurückhalten. Doch es ist mir leid, ich hatte gehofft, daß der Aufenthalt an unserem See Sie vielleicht mit einer dichterischen Eingebung beschenken würde —“

„Hat er auch gethan, Excellenz, ich habe heut' früh ein paar Verse zusammengeleimt.“

„Für deren Mittheilung gewiß wir sämmtlich Ihnen zu Dank verpflichtet wären und ich besonders, da sie gleichsam eine Frucht meines Bodens darstellen.“

„Glauben Sie? Wenn Sie's wünschen, warum nicht. Sie gehn auf Zustände drüben bei uns in Eutin, die Sie kennen, aber passen auch sonst überall hin. Nur ein paar sind's:

Mein Vater war ein Reichsbaron,
Und Ihrer war — ich meine — —
So niedrig, daß, mein Herr Baron,
Ich glaube, wären Sie sein Sohn,
Sie hüteten die Schweine.

Mein Schimmel wird ungeduldig sein, ich halte mich nochmals auf's beste empfohlen.“

Damit drehte Johann Heinrich Voß seinen derbknochigen Kopf ab und ging in seinem langschößigen schwarzen Schulmeisterleibrock davon. Die von ihm vorgebrachten eigenthümlichen Verse hatten sich auf etwas den Hörern Bekanntes und Verständliches bezogen, einen in Eutin herrschenden starken Gegensatz zwischen adligen und bürgerlichen Mitgliedern des Regierungscollegiums, von denen die ersteren vielfach mit hochfahrender Mißachtung auf die letzteren herabsahen. Die vier auf dem parnassiischen Erdenfleckchen Zurückgebliebenen standen einige Augenblicke schweigend, dann äußerte der Hofrath Klopstock: „Der vortreffliche Rector bezeugt stets, daß seine Muse sich am liebsten mit Gegenständen der Landwirthschaft befaßt."

„Es schien, daß er diese Reime für ein Sinngedicht hielt," fügte der Justizdirector von Gerstenberg hinzu. „Väter sind zuweilen ihren Kindern gegenüber blind, ich war außer stande, etwas anderes als ein Gedicht ohne Sinn darin zu sehen."

Friedrich Leopold von Stolberg äußerte: „Ihrem Munde entfließt ein wirkliches Epigramm, hochverehrter Freund, das verdient hätte, von Ihnen nicht in Prosaworte, sondern in das geläuterte Gold Ihrer Scaldengesänge gefaßt zu werden. Die Abkunft schlägt immer mehr bei ihm heraus, er wird ein mürrischer ungehobelter Brummbär, der plump zutappt,

doch wenigstens noch die richtige Empfindung hat, daß er nicht in dies Paradiesgefilde hineingehört. Lassen wir ihn auf seinem ungeflügelten Reitthier davontraben; es täuschte einmal früher mit dem Eindruck, als stecke gutes Pferdeblut drin, aber ein Esel hat sich draus entwickelt. Ich bedaure, daß eine Rücksicht auf mich unsern liebenswürdigen Wirth veranlaßt hat, ihn zur Theilnahme an der hiesigen schönen Zusammenkunft einzuladen."

Sichtbar konnte der Sprecher einen heftigen inneren Verdruß nicht völlig beherrschen, daß vormalige intime Befreundung ihn dahin gebracht, sich sogar mit dem ungehobelten Bären beim Vornamen anzureden und zu duzen; aus dem früheren weitgehenden Verfechter protestantischer Gedankenfreiheit war ein durchaus Anderer geworden, dessen Scheitel bereits, wenn auch nicht wahrnehmbar, eine Tonsurplatte des römischen Papismus trug. Seine letzten Worte hatten sich an den Grafen Walterstorff gerichtet, der lächelnd erwiderte: „Wir sprachen von dem Gedenkstein, den Sie mir an dieser Stelle zu errichten gestatteten, und ich glaube, mich auch Ihrer Zustimmung versichert halten zu dürfen, daß ich zum Behuf der Namensinschriften auf ihm keine vierseitige, sondern eine dreiseitige Pyramide auswähle. Gefällt es meinen illustren Gästen, wenn wir unsern Weg gemeinsam weiter fortsetzen?"

Selbstverständlich fand diese Aufforderung bei allen vollste Beipflichtung, und noch einmal im Weitergang des Tages gab der Schloßherr dem Gefühl der Dankbarkeit für die seinem Hause zu theil gewordene hohe Ehrung beredten Ausdruck. Bei der Mittagstafel geschah's, wo die Gräfin Severa in ihrer untadligen äußeren Erscheinung und mit der Repräsentationswürde sicherer aristokratischer Vornehmheit den Vorsitz einnahm. Ihre junge Enkelin dagegen trug heute nichts von dem sicheren Wesen zur Schau, das ihr Behaben gestern Abend an den Tag gelegt. Neben dem Hofrath Klopstock sitzend, erwiederte sie, wenn er sie ansprach, nur flüchtig, mit einer zerstreuten Achtlosigkeit, die zu erkennen gab, die hohe Auszeichnung seiner ihr zugewandten aufmerksamen Beflissenheit komme ihr nicht zum Bewußtsein; ihr gezwungenes Verhalten stand in völligem Gegensatz zu der freien Natürlichkeit ihrer Wechselrede mit dem Eutiner Schulrector am Abend vorher. Zumeist hielt sie die Augen vor sich niedergerichtet, streifte nur dann und wann einmal mit einem kurzen, wie nach etwas suchenden Blick an den Gesichtern ihrer Eltern vorüber; nach dem strengen Antlitz der Großmutter sah sie niemals auf und ebensowenig nach dem unteren Ende des Tisches, wo der alte Magister und Folkrad Morhoff nebeneinander saßen. Der Letztere

hatte am Vormittag die ‚Luise‘ bis zum Ende gelesen und danach stundenlange Wege durch Feld und Wald umhergemacht. Er vermißte Voß am Tisch, doch eigentlich ohne darüber verwundert zu sein; mit seinen Gedanken verweilte er noch bei der ihm vertraut gewordenen Dichtung, aus der sich seiner Vorstellung die Züge der bräutlichen Pfarrerstochter und ihrer gräflichen Freundin Amalia durcheinander mischten und zu einem Bild vereinigten. Dann, wenn er die Augen etwas emporrichtete, war's ihm, als sitze dies am oberen Rand der Tafel zwischen dem Hofrath Klopstock und dem Justizdirector von Gerstenberg.

Nun erhob sich Graf Friedrich Walterstorff, erbat durch eine ehrerbietige Verneigung gegen seine Mutter die Erlaubniß zum Sprechen und erstattete in ihrem Namen noch einmal den illustren Gästen redegewandten Dank dafür, daß sie ihrer Einladung zur Zusammenkunft auf Altenkamp in so liebenswürdig bereitwilliger Weise gefolgt seien. Friedrich Leopold von Stolberg erwiderte darauf sogleich in klangreichen Versen, die der Gräfinmutter von Seiten der Gäste den Dank für die ehrenvolle Aufnahme in ihrem Hause aussprachen und am Schluß aufforderten, das Glas auf die Wohlfahrt der hochedlen Schloßfamilie in der Gegenwart, wie für das, was die Zukunft ihr vor-

bestimmt haben möge, auszuleeren. Er begleitete diesen Glückwunsch mit Verneigungen gegen die Gräfin Severa und die Gräfin Cornelia; Ina Walterstorff dagegen bot er lächelnd sein Glas unter der Beifügung entgegen: „Mit Ihnen, Comtesse, als der von der Vorsehung berufenen Trägerin der Zukunft dieses begnadeten Hauses, darf ich wohl diese Schale aus edlem Krystall hoffnungsfreudig zusammenklingen lassen."

Bald danach erfolgte zum Bedauern der Wirthe die festgesetzte Verabschiedung der Gäste, welche den Nachmittag zur Erreichung ihrer Abendziele vor dem Einbruch der Dunkelheit benutzen mußten. Von ihren Dienern begleitet, ritten sie davon, ein kurzes Wegstück gemeinsam zurückzulegen; die Schloßbewohner waren sämmtlich mit ihnen vor die Thür hinausgetreten. Jetzt verschwanden die Fortziehenden abwärts hinter den Stämmen des alten Baumganges, Graf Walterstorff wandte sich um, sein Blick fiel dabei auf den etwas zur Seite stehenden Folkrad Morhoff und er sagte: „Ich freue mich, mein junger Freund, zu gewahren, daß Sie nicht auch bereits damit umgehn, uns wieder zu verlassen. Die nächsten Tage, denke ich, werden mir die Annehmlichkeit bieten, mich ungestörter als gestern und heute mit Ihnen unterhalten zu können, und hoffent-

lich wird keine Langeweile Sie zu rasch von hier forttreiben.“

In scherzend liebenswürdigem Ton war's gesagt, und der Sprecher trat in's Schloß zurück; unter dem Gewand hatte wahrnehmbar die Brust Ina Walterstorff's sich plötzlich zu einem tiefen Athemzug aufgehoben. Ihre Augen richteten sich der gleichfalls fortgehenden Gräfin Severa nach; unverkennbar hatte die Großmutter ihre Mißbilligung, die Bank der Seehütte in der Morgenfrühe besetzt gefunden zu haben, den Eltern Ina's nicht geäußert.

Droben hielt Graf Walterstorff ein Weilchen im Zimmer seiner Gemahlin an und sagte: „Jetzt wirst Du Muße zu dem Brief an Deine Kieler Freundin finden. Verzeih'“ — er bedeckte mit der Hand seinen von einem leichten Gähnreiz befallenen Mund — „solche Verpflichtung ermüdet doch etwas, es ist gut, daß man nicht täglich berühmten Dichtern zuzuhören hat. Ein Mißgriff war's, den schulmeisterlichen Flegel mit hierher zu invitiren, ich glaubte, Stolberg stände noch in der früheren, allerdings unbegreiflichen Connexion mit ihm. Uebrigens habe ich mich entschieden, Schneider zu seinem siebzigsten Geburtstag die Pfarrstelle als Geschenk zukommen zu lassen; er war schon mein Hofmeister, und man erwartet jedenfalls bei diesem Anlaß einen Erkenntlichkeitsbeweis von uns. Ich denke, mich

etwas mit dem jungen Theologen aus Kiel zu befassen, den der Zufall wieder hergebracht hat. Er hat anständige Manieren, die man nicht immer bei den Leuten findet, repräsentirt auch durch sein Exterieur gefällig und kann, wenn er sich mir sonst qualificirt zeigt, vielleicht einen passenden Reisebegleiter für die Tournée Wolfgangs abgeben, die mir bald wünschbar erscheint; ich hatte in seinem Alter schon Paris und London besucht, um mich in den Bildungssprachen zu perfectioniren. Dieser Klopstock mit seiner grande bouche allemande legt Einem die Nothwendigkeit besonders nahe; übrigens wirklich ein Name, der ihn dafür prädestinirt zu haben scheint. Der Vorsorge, für Ina in Betreff eines Aufenthaltes in Paris oder Versailles einen chaperon ausfindig zu machen, denke ich, wird Madame de Genlis uns überheben. Die gestrige Mondnacht schien mir einen großen Reiz auf sie zu üben, und wir haben wohl mit Gewißheit einer Wiederholung des Besuch's noch während der Fortdauer dieser Mondzeit entgegen zu sehen. Auch unter Tag's vielleicht; die französischen Herrschaften interessiren sich, wie einmal bei der Conversation zu Tage trat, für die hiesige Pflanzenwelt, es ist eigentlich schade, daß unsere Kinder völlig ohne eine Anleitung zum Gewinn botanischer Kenntnisse aufgewachsen sind."

Ein leichtes Lächeln umspielte den Mund des Sprechers, er fügte hinterdrein: „Au revoir, ma chère!“ und verließ das Zimmer der Gräfin Cornelie, um sich in das seinige hinüber und dort nach der Anstrengung des Tages ein wenig zum Ausruhen zu begeben.

Zweiter Theil.

VIII.

Himmel und Erde hielten nun mit schönen Tagen an, denn der Sommer begann. Langhin hatte er unter der nordischen Breite gegen kalte Winde zu ringen gehabt, eh' seine Herrschaft sich zur Geltung bringen gekonnt; doch jetzt behauptete er sie und holte verlorene Wochen in Tagen, in Stunden nach. Seine Macht oder seine Kunst ruhte darauf, daß ihm tausend unsichtbare Dienerhände zu Gebot standen, die schufen überall und ohne Unterlaß nach seinem Auftrag und Willen. Jeder Morgen sah das freudige Werk vorgeschritten, es ward nicht nur von der Sonne großgezogen, geheim förderte auch die weiche Sternennacht daran weiter. Was so geschaffen wurde, oder eigentlich aus sich selbst entsprang, war das Leben, das der Sommer berief, die eigne, ihm innewohnende Kraft dem Geheiß und Zweck der Natur gemäß zu entwickeln. Seine Knospen zu freudiger Blüthe zu bringen, damit sie ihrer Bestimmung dienen, Frucht ansetzen und reifen könnten, um ihr vergängliches Dasein weiter zu vererben. Danach strebten das

Recht und die Pflicht dieses neu erwachten Lebens, die in Allem unbewußt drängten, und die Sternennacht wie der Sonnentag nährten seine Triebkraft. Für den oberflächlichen Hinblick erschien wohl das Heute noch dem Gestern gleich, doch in verschwiegener Stille war es vorwärts gelangt, um eine Stufe höher emporgestiegen. Wer dies deutlich wahrnehmen wollte, mochte von Tag zu Tag sein Augenmerk auf die Pflänzchen der Felderdbeeren am Knickrand und in den Waldblößen gerichtet halten. Fast einem Wunder kam's gleich, wie hurtig an die Stelle der weißen Blüthchen kleine grüne Früchte getreten waren, und wo die Sonne um Mittag heiß auf den Boden niederblicken konnte, begann da und dort zwischen den Blättern schon ein röthlicher Schimmer zu leuchten.

Beim Aufwärtsschreiten solcher Sommerpracht vermochten nur wenig Gegenden des holsteinischen Landes sich an Schönheit mit der Umgebung Altenkamps zu messen. Hier hatte die Natur alles zu ihrer Vollendung versammelt, die weite Seefläche und anschwellende, waldgekrönte Hügelwellen drumher; stille Gründe zogen sich dazwischen hinein, von hell rieselnden Quellen oder einer dunkler-tiefen, kaum bewegt dahinfließenden ‚Au' durchwunden; dem Feuchtgrund hoch entsprießendes Gewucher von Blatt und Blüthen umlagerte ihre Ränder. Mächtige Buchen

stiegen auf wie graue Steinsäulen, schlossen droben ihre Kronen zu einem Domgewölbe aneinander, unter welchem ein seltsames Schattenlicht gleich dem in alten Kirchenhallen hin und her wob; aus der Holztiefe klang das Gurren der Wildtauben und Klopfen des Spechtes. Nun wieder im Freien blitzende, blendende Sonne, ihre Goldfluth auf eine Waldwiese mit tausend Blumenköpfen ausschüttend, doch über diesen noch vielfältiger und farbenbunter ein Gewoge ruhender, flatternder, schwebender Falter, Libellen Käfer, Bienen und Fliegen. Ein Hang, von Haselnußgezweig überdeckt, daneben ein Busch mit heimlichem Zugang eines schmalen Fußsteig's, den Brombeerranken noch mehr verengten; die weißen Blüthen des Ligusters, der wilden Schneeballe durchschimmerten das Blättergewirr. Auf großen Koppeln strich leis, wie eine spielende Hand, der Wind über das noch grüne, doch schon hochragende Korn; zuweilen fiel der Schatten eines Wölkchens auf das Geflimmer und glitt, als sei er der allein sichtbare Saum eines grauen Gewandes, drüberhin. Ab und zu gerieth ein verstecktes, dicht von Moos bedeckes Hausdach vor den Blick, Dorfkirchthürme tauchten näher und ferner auf; verzitternd, nur wie Summen im Ohr tönte ein Hahnruf herüber. Beim Erreichen freier Anhöhen standen in der Weite die sieben mächtigen Thürme

Lübecks schattenhaft-geheimnißvoll gegen den Rand der Luft.

Die Landschaft der Voß'schen ‚Luise' war's und die Sommerwelt, die auf ihren Wegen und Pfaden täglich die junge Comtesse Ina Walterstorff und Folkrad Morhoff zusammen gehen sah. Nicht aus eigenem Antrieb thaten sie dies, es waren ihnen gewissermaßen auferlegt worden. Am Abendtisch hatte die Gräfinmutter eine Frage an den jungen Studenten gerichtet, ob sein Berufsstudium ihm etwa Zeit belassen habe, sich auch mit Pflanzenkunde zu beschäftigen; sie hielt diese Kenntniß bei einem Landgeistlichen besonders wünschenswerth, doch überhaupt für jeden Menschen förderlich und erfreulich, hatte selbst von Jugend auf Interesse an den Dingen der Natur genommen nnd öfter ihre Unwissenheit bedauert, sowie daß ihre Kinder in der gleichen aufgewachsen seien. Für den alten Hofmeister lag darin etwas wie ein ungesprochener Vorwurf, den indeß Graf Walterstorff durch die Bemerkung abmilderte, in der Studienzeit des Herrn Magisters habe die Botanik sich noch nicht des Ansehns erfreut, wie es ihr seitdem durch die Arbeiten und den großen Ruf des Professors von Linné in weiteren Kreisen zu Theil geworden, so daß es damals noch wenigen in den Sinn gekommen, sie den Bedürfnissen einer universalen Bildung zuzurechnen.

Die Gräfin Cornelie fügte bei, auch ihr sei es leid, auf diesem Gebiet ziemlich unbewandert geblieben zu sein, da zumal dem weiblichen Geschlecht aus der Antheilnahme an den Blumen ein Vortheil für die Verfeinerung des Geistes und Gemüths erwachsen könne. Dieser Uebereinstimmung der Anschauungen gegenüber fühlte sich Folkrad Morhoff dadurch beglückt, daß er auf die Aeußerung der Gräfin Severa zu antworten vermochte, er sei durch Professor Schellhorn zur Beschäftigung mit der Pflanzenkunde angeregt worden, habe sich auch schon einige Kenntniß darin erworben und hoffe, diese bei seiner Rückkehr nach Kiel noch mehr zu erweitern. Das verursachte bei dem Schloßherrn ein wahrnehmbares Gefallen und ließ ihn mit einer fragenden Zuwendung gegen seine Mutter äußern, er würde dem jungen Gast des Hauses dankbar dafür sein, wenn seine Anwesenheit Ina und Wolfgang mit einigen Elementen der botanischen Wissenschaft bekannt mache, die vielleicht später einmal ein gründlicher eingehender Unterricht weiter fördern könne. Da die Gräfinmutter gegen dies Ansinnen keinen Einwand erhob, erschien es als von der obersten Autorität des Hauses gebilligt, und die Stirn Folkrads überdeckte sich mit einer kurz auffliegenden Röthe. Er entgegnete, seine Kenntnisse ständen dafür selbst erst noch allzusehr in den Anfängen, doch seine Er-

18*

widerung verweilte nicht dabei, sondern fügte rasch nach, daß er gern bereit sei, das von ihm bis jetzt durch Professor Schellhorn Erlernte der Comtesse und ihrem Bruder wieder zu übermitteln. Für den Letzteren traten dem allerdings die vormittägigen Unterrichtsstunden bei dem Informator hindernd entgegen, er konnte sich an dem Aufsuchen besonderer Pflanzen nicht betheiligen, sondern nur eine Belehrung an den mit nach Haus gebrachten empfangen. Uebrigens ertrug er diese Einbuße ohne irgendein Anzeichen von Mißvergnügen, leistete sogar am Nachmittag aus diesem oder jenem Grunde auf die nachträglich gebotene Bereicherung seines Wissens Verzicht und ließ sich, statt Blätter- und Blumenformen zu betrachten oder Staubgefäße zu zählen, eines der Reitpferde aufzäumen, um Besuche bei Altersgenossen auf den adligen Gütern der Umgegend abzustatten. Er bekümmerte sich kaum mit einem Blick oder Wort um den bürgerlichen Gast im Schloß, hatte, seitdem dieser ihn im März zuerst gesehn, in der kurzen Zeit sein Wesen außerordentlich rasch weiter entwickelt. Körperlich zwar noch ein Knabe, ließ er im Gesichtsausdruck und Behaben unverkennbar den jungen Grafen und das dereinstige Oberhaupt des Walterstorff'schen Hauses zu Tage treten.

Seine Schwester dagegen gab sich mit regem Eifer der neuen Belehrung hin, wie es nach ihrer

Vorliebe für die Naturschilderungen in der Voß'schen Dichtung auch wohl vorauszusetzen gewesen. Zwar schien sie gemeint zu haben, daß die botanische Unterweisung sich nur auf die Pflanzen im Schloßpark erstrecken werde, und hielt einen Augenblick zögernd an, als ihr Begleiter am ersten Morgen den Schritt über die Grenze des Gartenbereichs in's Freie hinaussetzte. Das ließ auch ihm den Fuß stocken und er sagte dazu, leicht stotternd und halb schreckhaften Tones: „Wir wären unvermerkt beinah — ich bedachte nicht — um Kiel finden sich die interessantesten Gewächse draußen an den Waldrändern, auf den Wiesen und Haiden." Doch nun fiel Ina Walterstorff mit fröhlichem Lachen ein: „Was bedachten Sie nicht? Glaubten Sie, ich fürchtete mich vor unebenen Feldwegen und daß sie mir zu weit werden könnten? Wir sind von gleichem Alter — denn die zwei Jahre, die Sie voraus haben, erlaube ich mir, nicht allzuwichtig anzuschlagen — und wofür Sie Kraft und Muth fühlen, das traue ich mir auch zu. Oder meinten Sie, wir könnten im Wald einem Bären begegnen? Die giebt's bei uns nur noch in der französischen Phantasie, höchstens müßt's ein Eisbär sein, der im letzten Winter vom Nordpol herübergekommen, und da das Eis weggeschmolzen ist, treffen wir auch ihn schwerlich mehr an. Aber wenn's geschähe, wären

Sie ja als Beschützer bei mir, und der Degen an Ihrer Seite würde sich freuen, daß er einmal einen Zweck hätte. Natürlich wachsen die Blumen, an denen sich lernen läßt, nicht im Park, sondern draußen im Freien, das hatte i ch nicht bedacht — zwei Jahre mehr thun eben doch etwas und machen einsichtiger —“

Einem helltönig plätschernden Quell ähnlich war's, anhaltlos fortsprudelnd, von ihren Lippen gekommen, mit und ohne Sinn, scherzlustig und halb närrisch herbeigezogen, während sie zugleich über die Grenze des Parks weiter vorwärtsgegangen, ein Gefühl regend, sie wolle damit den Eindruck, daß ihr Fuß einen Augenblick gezaudert habe, weglöschen. Und ihr Mund fuhr noch fort: „Man wird erwarten, etwas nicht Gewöhnliches von uns mit nach Haus gebracht zu sehen — ich hatte nicht geglaubt — es ist merkwürdig, daß die Großmama —“

Nun aber brach sie, nicht zu Ende sprechend, sondern auf etwas am Wegrand zur Seite blickend, ab, und Folkrad wiederholte: „Was sei merkwürdig, meinten Sie, daß Ihre Frau Großmama —?“

In ihrem Gesicht lag ein Ausdruck, als wisse sie nicht mehr, was sie gesagt habe oder sagen gewollt, müsse sich erst drauf besinnen. Dann versetzte sie rasch: „Ich meinte, daß die Großmama ein In-

teresse an Pflanzen nimmt, davon hatte ich bisher bei ihr nichts bemerkt. Hier wird's schön, es ist Sommer geworden, der Schatten thut schon gut."

Der Weg führte aus der Sonne in hochragenden Buchenwald hinein, darin klang's von vielfältigen Vogelstimmen, und dennoch rührte es zwischen den alten Stämmen auch wie tiefschweigende Stille an. Ina nahm den breitrandigen Strohhut vom Kopf und hängte ihn sich am blaßblauen Kinnband über den Arm; so ging sie auf dem schmaler werdenden Pfad voran. Um einige Schritte zurückbleibend, folgte ihr Begleiter nach; vor ihm hob sich mit einem goldigen Glanz das braune Haar vom grünen Laubwerk, ließ seinen lose aufgeschürzten Knoten über den Nacken herabfallen, der an den Seiten mit zwei schmalen weißen Streifen leuchtete. Dem Bast einer jungen Birke an Farbe ähnelnd, umschloß das Gewand die schlanke Mädchengestalt, von einem aus matten Silberfäden gewobenen Gürtel um die Körpermitte zusammengefaßt, dann glitt es, kaum Falten werfend, über die sanfte Schwellung der Hüften zu den Füßen herunter. Eine schlichte, von aller weiblichen Tagesmode abgekehrte Erscheinung war's und doch auch eine vornehme; die höchste Vornehmheit zwanglos-freier Natürlichkeit redete aus allem. So mochte die Pfarrerstochter von Grünau in der Vorstellung des Eutiner

Rectors gestanden haben, aber ebenso auch die junge Gräfin Amalie aus dem Herrenschloß; ineinanderfließend, verkörperten sich beide zugleich vor den Augen Folkrad Morhoffs in Ina Walterstorff. Ihr Gang war so leicht und lautlos, daß er an das Schreiten eines Rehes erinnerte, erregte indeß trotzdem einen leisen Ton in der Waldstille. Dürres Laub des Vorjahr's hängte sich da und dort an ihren Kleidsaum und raschelte mit einem Knistern über den Boden, darauf hörte der Nachfolgende hin. Ein Geräusch war's, wie es schon oft um ihn der Wind mit den braunen Blättern erzeugt, doch heute klang's seinem Ohr gleich einer wunderbaren Musik. Er verhielt den Athemzug, ihm war, als gehe er in einem Traum, und er that's manchmal mit geschlossenen Lidern.

„Warum sprechen Sie nichts? Sie sind heute Morgen doch mein Lehrmeister und sollten —"

Vom Munde Inas kam's einmal, die sich umwendete, um einen an ihr Kleid festgehäkelten dürren Zweig abzuthun. Bei den Worten flogen seine Augen jählings weit auf, doch nur ein strahlender Blick aus ihnen bekundete, daß er die Frage vernommen habe, seine Lippen erwiderten nichts. Das Mädchen lachte: „Haben Sie schlecht geschlafen heut' Nacht und holen Sie's im Gehen nach?" Aber beim Sprechen über-

zog ein feines Roth ihr die Stirn, sie wandte das Antlitz halb zurück und fügte nach: „Da ist's klüger, daß Sie vorangehen, dann kann ich Acht geben, wenn Ihr Fuß ohne die Augen sich irrt."

So ordnete sie mit rascher Vorbeibewegung sich ihm nach, das Bild vor ihm war verschwunden und der leise Klang in seinem Ohr. Nun besann er sich, daß er ihr Lehrer sein solle, und suchte eilfertig nach einigen schon aufgeblühten Pflanzen umher, die er pflückte und Ina vorhielt, ob ihr der Name von ihnen bekannt sei. Sie schüttelte den Kopf: „Vom Ansehen kenne ich sie genau, aber wie sie heißen, weiß ich nicht. Was ist dies?" — „Das?" Sein Blick ging drauf nieder, allein seine Kenntniß ließ ihn im Stich. Oder doch, gewußt hatte er's, nur lag's ihm so wie mit einem Duftschleier um die Sinne, daß er sich nicht dran erinnern konnte. Hastig lenkte er auf eine andre der Blumen ab und sagte: „Das ist —" doch er stockte abermals, denn auch bei dieser erging's ihm ebenso. Lachend sprach das Mädchen jetzt: „Mich will's fast dünken, allzuviel werde ich von Ihnen nicht lernen, aber eigentlich kommt auf die Namen auch wenig an. Mir scheint die Hauptsache, daß die Natur sie schön geschaffen hat und daß man sich dran freut, sie zu suchen und zu finden."

Dem trachteten sie nunmehr nach, schweiften zur

Linken und Rechten, sich auseinandertrennend, wegab, kamen wieder zusammen und hielten mancherlei in der Hand. Der junge Student bot jetzt mit vollster Anspannung sein Gedächtnißvermögen auf, und es gelang ihm, einige lateinische Namen daraus hervorzuholen. Damit zeigte sich jedoch die Hörerin nicht befriedigt, sondern fiel beim zweiten ein: „Das verstehe ich nicht und sagt mir nichts. Wir sprechen doch deutsch miteinander, und die Blumen müssen auch deutsch zu mir sprechen, sonst läßt mich's ganz gleichgültig. Lateinisch mag ja für gelehrte Leute gut sein, aber ein einfältiges Mädchen kann nichts damit anfangen."

Es zwinkerte ein bischen schalkhaft um ihre Mundwinkel zu dem Beiwort, das sie sich angehängt; Folkrad war stolz über seine zu Tage geförderte Kenntniß gewesen, doch empfand jetzt plötzlich, daß sie recht habe, kein wirklicher Werth darin liege und sein Vorbringen von ein paar wissenschaftlichen Benennungen nur etwas komisch und knabenhaft Großthuerisches besessen. Befangen brachte er hervor: „Ich habe nicht gesagt, daß ich mich fähig hielte, in der Botanik zu unterrichten, sondern selbst noch nicht über die Anfänge hinausgekommen sei und erst künftig —"

Da er nicht weitersprach, nickte Ina Walterstorff und ergänzte gewissermaßen: „Ja, Sie sagten gestern, daß Sie beschlossen hätten, künftig sich den Wissen-

schaften hinzugeben, welche die Natur und ihre Schöpfungen zu erkennen suchten."

Wider Erwarten war's, daß sie sich dessen erinnerte, denn sie hatte in der Seehütte nur flüchtig drauf entgegnet, das gehe ihn allein an und sie wisse nicht, warum er ihr dies mittheile. Dann war sie eilig davongegangen und hatte unverkennbar nicht gewollt, daß er mit ihr zum Schloß zurückkehre. Jetzt dagegen lehnte sie sich an einen Graswall zurück, neben dem beide sich wieder angetroffen, und fuhr fort: „Das hieß, wenn ich es richtig verstanden, wohl, Sie hätten den Vorsatz gefaßt, von der Theologie abzusiehn und ein Naturforscher zu werden. Darin, glaube ich, liegt etwas Ungewöhnliches, und ich erführe gern, was Sie zu diesem sonderbaren Beschluß veranlaßt hat."

„Was mich —" sein Blick wich den ihm entgegengerichteten hellen Augen aus — „mir kam's, als —"

Erschrocken verstummte er, sein Mund war im Begriff gewesen, hervorzulassen, ihre gestrige Aeußerung, sie sei von der Natur nicht veranlagt, für die Art eines Theologen zu schwärmen, habe ihn plötzlich zu dem Entschluß getrieben. Doch er vermochte die Antwort noch zurückzuhalten und wiederholte hastig: „Ja, mir kam's, als — erinnern Sie sich noch des Knaben,

der spät am Abend im Schloß vorkehrte, als mich das Glück — das trügerische Eis zum erstenmal dorthin gebracht?"

Die Befragte versetzte mit einer nickenden Bewegung: „Ja, der junge Prinz von Wied. Ein merkwürdiger Knabe, mir ist im Gedächtniß geblieben, daß er die Fremden in Plön nutzlose Leute benannte, die ihr Schicksal verdient hätten."

„Der Zufall hatte mich schon am Morgen auf dem Segeberger Kalkfelsen mit ihm zusammengeführt, ohne daß ich etwas von seinem fürstlichen Range geahnt; ich redete ihn mit ‚Du' an, wie jeden andren Knaben seines Alters. Darüber zeigte er nichts von Verwunderung, nahm's wie selbstverständlich auf und sprach in seiner eigenen, seltsamen Art freundlich mit mir über Pflanzen und Gesteine. So begrüßte er mich auch, als ich am Abend unerwartet wieder neben ihm stand; doch als ich auf seine Frage, ob ich Naturforscher zu werden beabsichtige, Antwort gab, ich sei Student der Theologie, wandte er sich kurz von mir ab und richtete kein Wort mehr an mich. Da, glaube ich, rührte mich zuerst die Empfindung, die Erkenntniß an, die Natur habe mich nicht zum geistlichen Beruf bestimmt und wenn ich bei ihm verbliebe, fände ich kein Lebensglück."

Ein wenig zaudernd und halb undeutlich hatte

der Sprecher das letzte hinzugefügt, athmete danach verhohlen aus der Brusttiefe auf. Doch war's Ina Walterstorff verständlich geworden und sie erwiderte: „Glücklich zu sein, kommt mir vor, ist der Zweck des Lebens, und wenn es den nicht erreicht, so verfehlt es seine Bestimmung. Mich däucht, da thun Sie recht mit Ihrem Vorhaben, und der Knabenmund des Prinzen hat Dank verdient. Andere denken wohl anders, denn die Menschen sind verschieden an Art. Mit Solchen von Ihrer Absicht zu sprechen, halte ich nicht für nöthig und rathsam; wo man nicht erwarten kann, Verständniß zu finden, ist es besser, zu schweigen; nicht kundzuthun, was Jemand nicht begreifen und als thöricht verurtheilen würde, ist keine Unwahrheit. Aber wir verreden hier unsere Zeit und versäumen unsere Aufgabe, denn wir sollen Pflanzen suchen und mit nach Haus bringen. Warum sehen Sie mich so an?"

In den Augen Folkrads lag ein sichtbarer Ausdruck des Staunens, er schwieg kurz, eh' er antwortete: „Mir war's, als hörte ich die Stimme des Prinzen von Wied vor mir — nicht seine Stimme, sondern das in ihm, seine Gedanken und Empfindungen, die so weit über seine jungen Jahre hinausreichen."

Nun flog ihr wieder ein fröhliches Lachen von den Lippen. „Sie machen schmeichelhafte Complimente,

die ein Mädchen von achtzehn Jahren beglückwünschen, daß es schon ebensoweit gekommen ist, wie ein zehnjähriger Knabe. Erkennen läßt's, wie Sie von mir denken; vorhin sagten Sie's etwas kürzer, glaub' ich, mit dem Wort einfältig."

Das war eine hinterhältische Unterschiebung, die ihm in den Mund legte, was sie selbst vorgebracht, doch unbekümmert klang's in den Sonnenschein hinaus, und sie ließ nicht Zeit zu einer Richtigstellung, sondern hob sich aus ihrer Halblage auf, fragte unterwürfigen Ton's: „Befehlen Sie Ihrem Zögling dorthin zu gehn, Herr Magister?" und schlug gradaus einen Weg über die Koppel ein. Aus ihrem Munde kam ein Durcheinanderklang von ernsthaften Gedanken und neckluftigem Frohsinn; was sie zuvor gesagt und der Ton, in dem sie's gethan, hatte an das erinnern können, was gestern die Gräfin Severa zu ihrem Altersgenossen Sebastian Schneider gesprochen, doch nun war sie ein heiteres, fast ausgelassenes achtzehnjähriges Mädchen, gemahnte durch ihr hurtiges Dahinstreichen über's Feld an den ihr im Schloß beigelegten Namen einer Wachtel. Sie lief so leicht und schnell, daß Folkrad sich anstrengen mußte, mitzukommen, bei der eiligen Bewegung ließ der entgegenstehende Wind ihr das Haar an den Schläfen und im Nacken zurückflattern. Erst am Koppelende hielt

sie vor einem, landesüblich den Steig abschließenden Trittstein an und hieß den Nachgefolgten mit einer Handbewegung, voran hinüberzusteigen. Das erheischte die Schicklichkeit bei der Begleitung einer Dame, rasch that er's und blieb abgewendet, auf ihr Hinterdreinkommen wartend, stehn. Doch sie kam nicht, sondern nach einem Weilchen klang ihre Stimme noch von drüben: „Der Stein ist zu hoch, ich komme nicht drüber weg; haben Sie denn ein Steinherz in der Brust, das so gleichgültig mit anzusehn?“ Ebenso wie vorhin, lag darin wieder eine bewußte Fälschung, denn sie mußte deutlich erkennen, daß er abgekehrt dastehe und nichts von ihrem Zurückbleiben vor dem Hinderniß wahrgenommen habe. Nun wandte er das Gesicht um, blickte sie ungewiß an und brachte wie rathlos hervor: „Wenn Sie nicht — wie kann ich Ihnen denn helfen?“ Lachend antwortete sie: „Hätten Sie auf dem Eis so gefragt, stände ich hier jetzt nicht derartig, sondern läge ruhig und schliefe. Also haben Sie die Schuld dran und damit die Pflicht auf sich geladen, Ihre Hand noch einmal zu bemühen. Man soll immer klug sein und ehe man etwas thut, vorher die Folgen bedenken.“

Ein kinderhafter Uebermuth klang aus den Worten, begreifend und zurücktretend, streckte er nun seine Hand aus, die sie mit der ihrigen faßte und

sich dran auf den Stein emporschwang. Hier blieb sie einen Augenblick, sich in der Schwebe haltend und wie eine Bachstelze leicht wiegend, stehn, dann sprang sie herunter und rief: „Sie sind doch ein guter Lehrmeister. Damals lernte ich schwimmen von Ihnen und jetzt fliegen. Da komme ich vielleicht auch in der Botanik noch zu etwas."

Hierhin und dorthin ging's, nun sich beieinander haltend, suchten sie, bis einmal von einer Dorfkirchuhr aus der Entfernung verzitternde Schläge durch die Luft kamen. Ina Walterstorff zählte bis elf und sagte: „Die muß falsch schlagen, wir sind ja eben erst vom Haus fortgegangen." Danach indeß setzte sie hinzu: „Aber es ist doch wohl klüger, anzunehmen, daß man selbst eine nicht richtig gehende Uhr ist, bei der das Schlagwerk etwas in Unordnung gekommen. Beim Laufen und Stehen und Bücken in der Sonne, im Schatten und Wind, daran ist's nicht gewöhnt, läuft auch zu schnell oder vergißt eine Zeitlang, weiterzugehen. Schlägt's da schon wieder? Nein, der Kukuk thut's, der ist auch eine Uhr und der Himmel ihr blaues Zifferblatt. Haben Sie ihn schon einmal gesehen? Man hört ihn immer nur, ich glaube, er ist gar kein Vogel, nur eine unsichtbare Stimme, die in der Luft umherkreist. Die Kinder hier rufen ihm zu: ‚Kukuk an'n Heven, wa lang schall ick noch lewen?'"

Sie sprach das letzte nicht, sondern rief's ebenfalls laut, dann horchte sie auf und zählte. Lang, ohne Innehalten tönte die Antwort, so daß sie sich nach einer Weile die Hände auf ihre Ohrmuscheln drückte und sagte: „Nun hab' ich genug und bin schon so alt, glaub' ich, wie meine Großmama. Oder wollen Sie noch mehr? Er ruft ja auch für Sie."

Folkrad erwiderte nichts, sein Blick war, wie nach dem Vogel suchend, in die Glanzluft hinaufgerichtet, und ihr flog von den Lippen: „Möchten Sie denn so steinalt werden?"

Nun versetzte er: „Wenn das Leben so schön bleibt —"

Dazu lachte sie jetzt und sagte, die Hände zurückziehend: „Sie sind zum Hofmeister geboren und müssen mit jedem Wort weise Lehren geben. Ja, wenn das Leben schön ist, hat der Kukuk recht. Ruf' nur noch weiter!"

Am Klang der Stimme war zu hören, das Umherschweifen in Feld und Wald hatte ihr einen Luftrausch um die Sinne gelegt, er flimmerte auch aus dem Glanz ihrer Augen. Doch schlugen sie nun den Rückweg ein und kehrten mit großen Sträußen in den Händen zum Schloß zurück; vor diesem, unter den Baumschatten in einem Gespräch hin- und herschreitend, begegneten ihnen der Vater und die Mutter

Inas, denen sie entgegenrief: „Ich habe schon viel gelernt, es regnet Blumen vom Himmel, wie Herr Voß seine Luise sagen läßt. Das Rothe mit der faserigen Blüthe ist Kukuksblume und das Gelbe Wiesenbocksbart — ein komischer Name — aber es heißt auch Tragopogon — war's so richtig, Herr Magister? Leicht geht's nicht in den Kopf, man muß ihn schon etwas anstrengen, doch ich bin nicht drauf gefallen und bringe es vielleicht noch zu einer Professorin der Botanik. Und hungrig macht's dazu, hoffentlich geht die Mittagsglocke bald!"

Graf Walterstorff's Mund umflog ein lächelnder Ausdruck, er versetzte: „Schlägt die Wachtel wieder? Das freut mich, mir kommt's vor, sie war in der letzten Zeit schweigsamer geworden und ich höre gern ihr Rufen. Das Herumstreichen in der frischen Luft bekommt jungen Vögeln wohl, bringt gesunden Appetit mit sich, und Kenntnisse dabei einzusammeln, die sich vielleicht nützlich erweisen können, ist ein gutes hors d'oeuvre. Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Complaisance, mein junger Freund, und hoffe, daß meine Tochter Ihnen die Aufgabe, der Sie sich mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit unterzogen haben, in artiger Weise vergilt."

Aus dem letzten klang eine leise Mahnung, daß sie im ungewohnten Verkehr mit einem jungen Bürger-

lichen seine Empfindung nicht durch unbedachte Aeußerungen verletzen, noch in ihrem Benehmen ihm seine geringe Stellung ihr gegenüber peinlich zum Gefühl bringen möge, und die Gräfin Cornelie fügte hinzu: „Ich bitte Herrn Morhoff, sich ohne Scheu an mich zu wenden, falls er Beschwerde über eine Achtlosigkeit seiner Schülerin zu führen hätte, denn ich weiß seine Gefälligkeit nicht weniger zu schätzen." Scherzende Wendungen waren es, unter denen sich jedoch die Absicht barg, einer nonchalanten Kränkung des verdienstlichen Gastes durch die Tochter des gräflichen Hauses vorzubeugen, und an der Mittagstafel ward ihm eine nochmalige Anerkennung seiner Unterrichtsbemühungen zu Theil. Wenngleich nicht mit Worten, beließ durch Schweigen auch die Gräfinmutter nicht in Zweifel, daß sie ebenfalls beipflichte; es kam zur Erwähnung, daß sich auf einem Pachthof der Umgegend seit einigen Tagen ein junger Mann zum Besuch aufhalte, den Wolfgang Walterstorff allein mit der hübschen Tochter des Pächters im Feld zusammengehend angetroffen hatte. Das ward als äußerst unpassend mißbilligt, ein bedauerliches Zeichen leichtfertiger Achtlosigkeit der Eltern des Mädchens darin gesehn, doch unverkennbar gerieth es niemand auch nur auf's Leiseste in den Sinn, dabei an die vormittägige Umherwanderung der jungen Comtesse und

ihres Begleiters als an etwas Vergleichbares zu denken. Den Beiden verflog der Nachmittag unter eifriger Beschäftigung; Ina war auf den Gedanken verfallen, in der reichhaltigen Schloßbibliothek Umschau zu halten, da ihr dunkel im Gedächtniß lag, als ob sie drin einmal ein Buch mit Abbildungen von Pflanzen gesehn habe. Das Nachsuchen brachte in der That auch aus einem Winkel ein verstaubtes altes botanisches Werk zum Vorschein, schon einem Jahrzehnt vor der Geburt Linné's entstammend, doch mit guten, zum Theil gefärbten Holzschnitten ausgestattet, die der auf ziemlich schwachen Füßen ruhenden Kundigkeit des angehenden Schülers Professor Schellhorns höchst erfreulichen Beistand leisteten. Mit dieser Hülfe gelang die Bestimmung des größeren Theils der gesammelten Blumen, zwar manchmal nicht ohne abweichende Meinungen und Streitigkeiten der zwei, wie Kampfhähne die Köpfe und Stimmen gegeneinander hebenden Besserwisser. Hin und wieder bediente sich Ina auch ihrer Finger als Waffe, griff hurtig mit ihnen zu, um eine strittige Pflanze aus der Hand Folkrads zu genauem Vergleichen mit einer Abbildung des Buches wegzuziehn. Doch etwas ‚Verletzendes‘ trat für ihn aus ihrer Rechthaberei nicht zu Tage, in seinen Zügen drückte sich nichts aus, daß er innerlich Beschwerde über seine Schülerin führe, die sich

zuweilen der Belehrung ihres Lehrers vermaß, und schließlich einigten sie sich stets, schrieben den ausfindig gemachten Namen, er den lateinischen, sie den deutschen, neben die zwischen Papierblätter zum Pressen eingelegte Pflanze. Ein wirklicher Botaniker hätte wohl öfter einigermaßen den Kopf dazu geschüttelt, aber das bildete eine Vorstellung, die beide in ihrem Eifer gleichwenig anrührte, und wie Folkrad Morhoff sich am Abend zu Bett begab, war's ihm, als lege er sich in eine blühende Waldwiese hinein und über seinem Kopf schlage eine dichte Fülle von Blumen zusammen, die ihm alle mit einer gleichen hellen Stimme bald ernsthaft, bald neckisch ihre Namen ans Ohr sprachen. Dann sang von draußen in den Parkbäumen her der Nachtwind drüber hin, und der in Schlaf Gefallene wanderte im Traum wieder die Wege, auf denen er am Tage durch Wald und Feld kreuz und quer gegangen, bald im grünen Schattenlicht, bald im goldnen Sonnenglanz, und immer schwebte braunes Haargelock, über weißschimmernden Grund herabnickend, seinem Blick nah vorauf. Schließlich indeß schwand es weg, sie geriethen in eine tiefe, lichtlose Schlucht, aber danach funkelte die Sonne ihm wieder in's Gesicht, denn sie war in Wirklichkeit zurückgekommen, weckte ihn und übergoß seine aus dem Schlaf aufgeschlagenen Augen mit blendenden Strahlen. Und um eine Stunde

später umblitzte sie ihn draußen im Freien, und Ina Walterstorff ging wie gestern an seiner Seite. Sie hatte zu früherem Aufbruch gemahnt, weil der Morgen noch frisch und zu rascherem Ausschreiten geeignet sei.

Da lag alles um die Beiden her wie am Tage zuvor, erschien so für den drüber hingleitenden Blick. Doch in schweigsamer Stille waren Blätter und Knospen weiter vorgeschritten, nicht nur der Sonnentag, auch die Sternennacht hatte daran gefördert, die sommerliche Entwicklung unvermerkt um eine Stufe emporgehoben. Ueber die noch unbestimmten Pflanzen ihrer gestrigen Ausbeute redend und wieder in Streit gerathend, durchwanderten die zu neuen Entdeckungen Ausziehenden den Park, an dessen Grenze heut' der Fuß Ina's nicht zaudernd anhielt; sie waren drüberhin gelangt, ohne darauf zu achten. Mit der Gegend vertraut, übernahm das Mädchen die Führung, schlug neue Richtungen ein; sie kamen durch einen stillen Grund mit dunkelgewundener, wie reglos dahinziehender Au, an deren Feuchträndern eine reiche, eigenartige Pflanzenfülle aufgedieh. Davon sammelten sie ein und stiegen durch Buchenwald weglos eine Hügelwelle hinan. Ziemlich steil ging's aufwärts, doch Ina verlangsamte den Schritt nicht, sie zeigte sich ebenso jugendlich kraftvoll wie leicht behend, nur ab und zu war erkennbar, daß ihre Brust unter dem Gewand

tiefer einathmete. Dann wich das Gehölz ab, und sie sagte, auf die freie Anhöhe hinaustretend: „So bin ich heute zum zweitenmal hier, denn mir träumte in der Morgenfrühe, wir seien hier heraufgestiegen. Haben Sie auch heut' Nacht geträumt?"

Folkrad antwortete: „Ja, aber nicht von diesem Platz. Das konnte ich nicht, denn er war mir fremd."

Sie schüttelte den Kopf. „Mich dünkt, im Traum sieht man ja grad' fremde Dinge, die schöner sind als die bekannte Wirklichkeit. Wovon hat Ihnen denn geträumt?"

„Von den Wegen, die wir gestern gegangen, den Blumen, die wir gefunden, und dem —"

Er brach kurz ab, ihm hatte über die Zunge gerathen wollen, ‚dem Trittstein an der Koppel', und rasch mit dem Blick umhergehend, ergänzte er: „Wie herrlich ist's hier oben!"

Das war's in der That, sommerschön im Kreis lagen die Vordergründe, und unendlich dehnte sich die Weite ringsum. Gen Norden deutete ein blauer, mit dem Himmel zusammenfließender Streifen die Ostsee, während als breite, mannigfaltig ausgebuchtete Fläche der große Landsee vor den Füßen gleich einem Riesenspiegel glimmerte. Ueber seinen westlichen Theil hin ragte von einer Anhöhe weißschimmernd ein bethürmter, langgestreckter Bau empor, daneben stieg noch ein

andrer Thurm auf. Es trieb Folkrad, nicht schweigend zu stehn, und mit der Hand deutend, fragte er: „Was ist das?“ Doch gab er sich selbst schon sogleich Antwort: „Plön muß es sein, das Schloß und die Kirche.“ Auch Ina blickte hinüber, sie bestätigte durch ein kurzes „Ja“, aber der Klang ihrer Stimme hatte etwas ungewohnt Beengtes, und wahrnehmbar überlief's ihr mit einem leichten Schauergefühl den Körper. Sie war vom raschen Anstieg erhitzt, und hier oben, wenn auch nicht kühl, ging in leisen Stößen der Wind, so daß ihr Begleiter sorglich äußerte: „Sie sind heiß geworden, wir wollen aus der Zugluft gehn, damit Sie sich nicht erkälten. Dort hinter dem Strauch wird es still sein.“ Er wies nach einem alten Dornstrauch am andern Rand des Hügels, und nickend entgegnete sie: „Ja, dort ist's besser,“ ging schnell voran und setzte sich auf den Rasenboden hinter dem Busch, dessen dichtes Laubwerk wie ein Wandschirm den Wind völlig abfing. „Die Thürme da sind auch schöner,“ sagte sie nach einem flüchtigen Schweigen, „seit meiner Kindheit schon möchte ich gern einmal zu ihnen hin, aber sie bleiben immer am Rand der Welt, ich habe keine Flügel, und sie kommen auch nicht zu mir. Mir ist, wenn ich auf einer von unsern Höhen stehe, als wären sie Wächter, die etwas Geheimnißvolles behüteten und mit dem Wind und

den Wolken davon redeten, doch die Menschen drunter hören oder verstehen nichts davon. Geht's Ihnen auch so, oder verstehn Sie auch nicht, was ich meine?"

Auf die sieben Thürme Lübecks bezog's sich, die in entgegengesetzter Richtung von den nahen Plöns schattenhaft fern gegen den südlichen Horizont ragten. Folkrad war stehn geblieben und erwiederte, daß auch ihn die gleiche Empfindung überkommen habe, als er sie zum erstenmal von dem Segeberger Kalkfelsen aus wahrgenommen, damals an dem Märztage, der ihn auf dem Rückweg hierher an den See gebracht. Da sei's ihm ebenso gewesen, wie wenn sie sich, stumm nach einem Geheimniß deutend, vor ihm in den Himmel gehoben.

Ueber das Gesicht Ina's flog etwas Freudiges, kopfnickend gab sie Antwort: „Ich dachte mir, Ihnen sei dies Gefühl auch nicht unbekannt. Die Thürme müssen viel gesehen und gehört haben, Frohes und Trauriges. Wissen Sie etwas davon? Dann sagen Sie's mir, ich hörte es gern, und der Platz hier ist der rechte dazu."

Nun setzte er sich auch neben sie; viel war's nicht, was er von der Vergangenheit Lübecks wußte, aber doch mehr heute, als das ihm damals von dem Segeberger Handwerksmann Mitgetheilte, denn er hatte sich aus einem Geschichtsbuch der Kieler Schloßbibliothek

einige Kunde drüber erholt. Die reihte er jetzt aus dem Gedächtniß zusammen, wohl etwas sprunghaft und nicht stets in richtiger Folge, aber es gab doch ein Bild von dem Werden und der ehemaligen Bedeutung der alten Stadt, die das Oberhaupt des großen Hansabundes gebildet und ein paar Jahrhunderte lang die Gebieterin auf der Ostsee, in den scandinavischen Ländern und im ganzen Norden Deutschlands. Von einzelnen machtvoll hervorragenden Bürgermeistern und Flottenbefehlshabern konnte er erzählen, besonders von Jürgen Wullenweber und Marx Maier, und es bereitete ihm ein inneres Wohlgefühl, daß es stets aus dem Bürgerstande hervorgegangene Männer gewesen, deren kühne Entwürfe und kraftvolle Thaten den Sieg über Fürsten und Könige errungen. Doch allmählich war dieser Stolz und Glanz hingeschwunden und verblichen, Lübeck gegenwärtig zu einer bedeutungslos stillen, kaum noch den fünften Theil ihrer ehemaligen Einwohnerzahl enthaltenden Stadt herabgesunken, und nur die alten, zu den Wolken aufsteigenden Thürme standen noch als Gedächtnißhüter seiner mächtigen Vergangenheit. Was in der Schilderung Folkrad Morhoffs nicht getreulich der Geschichte entsprochen haben mochte, hatte durch anderes einen Ersatz gefunden, kein trockene Thatsachen berichtender Historiker, sondern ein junges Gemüth mit

einer poetischen Anschauung und Empfindung das Gewesene und Vergangene wieder in's Leben zurückgerufen. Und selbst vom lebhaften Sprechen mit gerötheten Wangen dasitzend, bot er beim Innehalten an körperlicher Erscheinung und geistigem Ausdruck ein schönes Jünglingsbild dar, das keinen der theologischen Facultät angehörigen Studenten in ihm vermuthen ließ.

Die Zuhörerin hatte stumm, nach den grauen Schattenrissen der Thürme hinüberblickend, gesessen, nun sagte sie: „Es ist schön, von dem, was früher war, zu wissen und so sprechen zu können, daß man für eine Weile glaubt, es wäre noch jetzt so. Ein reichhaltiges Leben muß es gewesen sein, voll von Stärke und sichrer Entschlossenheit, nach dem eignen Antrieb zu handeln, sich nicht den Willen andrer auflegen zu lassen; mich däucht, in unsrer Zeit klingt das beinah' wie ein Märchen, als hätte jemand nur in einem Traum sich solche Menschen vorgestellt. Aber, was Sie erzählt haben, steht ja in Büchern aufbewahrt, als einmal wirklich so Gewesenes; nur spricht die Geschichte allein von der großen Welt, nicht von der kleinen. Ich meine, sie giebt Nachricht, was die Männer Großes vollbracht haben, doch vom Wichtigsten schweigt sie. Oder kommt's mir nur so vor, der eigentliche Zweck alles Menschenthuns sei,

sich ein glückliches Leben zu schaffen. Das muß wohl unrichtig sein, oder die Meisten verstehen unter Glück etwas Anderes als ich; deshalb sagen auch die Bücher nichts davon, und die alten Thürme dort schweigen ebenso, ob die weggeschwundenen Leute unter ihnen glücklich gewesen sind. Mir aber will das die Hauptsache scheinen, und ich meine, die Geschichte müßte nicht nur davon reden, was die Männer gethan, sondern auch, wie sie in ihren Häusern mit ihren Frauen und Kindern gelebt haben. Dann ließe sich erst mit Gewißheit urtheilen, ob ihre Zeit wirklich eine bessere war, als unsere."

Vom Munde Ina Walterstorffs war der Stimmenklang in den leis summenden Wind hinausgegangen, als spreche sie nicht zu einem Hörer neben ihr, sondern mit sich selbst oder zu den Lübecker Thürmen hinüber, und wer sie nicht mit Augen dabei wahrgenommen, hätte geglaubt, eine grauhaarige Dame zu hören, die schon auf ferne Jugend zurückblickend, ihrer herbstlichen Erkenntniß, was eigentlich allein den Werth des Menschenlebens ausmache, Worte gegeben habe. Doch jetzt sprang sie mit einem plötzlichen Ruck auf, und in der Junisonne glänzte das braune Gelock eines achtzehnjährigen Mädchens, das lachend ausrief: „Sie mögen sich genug lustig über meine Geschwätzigkeit gemacht haben, Ihre Schuld ist's, warum

haben Sie mir nicht als Lehrmeister rechtzeitig den Mund gestopft, ich solle nicht von Dingen reden, die ich nicht verstehe. Allzu ungeheuerlich zwar, glaub' ich, ist Ihr Wissen davon auch noch nicht, so etwa im Verhältniß zu Ihrer Botanik. Was soll denn heut' Nachmittag aus unserm Buch werden, wenn wir hier den halben Morgen sitzen und faullenzen! Die alten Thürme laufen uns nicht weg, die finden wir an jeder freien Aussichtsstelle wieder, und vielleicht sind sie von weitem schöner, als wenn man unter sie hinkäme. Ja, wohin sollen wir — nein, wohin wollen wir? Wir sind ja frei, wie die Vögel in der Luft, und können fliegen, wie's uns beliebt."

Sie drehte sich zu den letzten Worten im Kreis und machte Bewegungen mit den Schultern, als ob sie doch Flügel an ihnen trage; im Gegensatz zu ihrem Wesen eben zuvor sprach junger Uebermuth aus ihrem Reden und Behaben; nur wie ihre Augen bei dem Rundlauf wieder auf die Plöner Thürme trafen, ging sie hastig mit dem Blick dran vorbei. Nun schritten sie abwärts, auf's neue durch Wälder und Feldgründe, suchten eifrig und sammelten; nur zur Hälfte sichtbar hob sich in einiger Ferne über einer Bodenschwellung vor ihnen ein ungewöhnlicher Dorfkirchthurm mit niedrigem Haubendach auf und rückte näher heran. Dann stand die aus Findlingssteinen auf-

gemauerte Kirche in ganzer Gestalt da und neben ihr lag, von großem, an's Feld stoßendem Garten umgeben, ein ansehnliches, mit vermoostem Stroh überdachtes Gebäude. Folkrad sagte, drauf hindeutend: „Das ist wohl das Pfarrhaus," und seine Begleiterin antwortete: „Ja, es steht seit dem Frühling leer, der Pastor ist gestorben. Aber Sie können nicht drin einziehn, ich glaube wenigstens nicht, daß Sie sich Hoffnung drauf machen dürfen, denn ich habe davon sprechen hören, Herr Schneider solle die Stelle als Angebinde zu seinem siebzigsten Geburtstag bekommen."

Sie sagte es ernsthaft, wie in einem halb bedauerlichen Ton, nur um ihre Mundwinkel zuckte es leis ein bischen dazu. Dem jungen Studenten aber entflog jetzt plötzlich ein Lachen und hinterdrein der Ausruf: „Das habe ich schon einmal — dort in dem Mittelsteig ging sie ja mit dem breiten Strohhut und der Küchenschürze."

Der Hörerin blieb's unverständlich, sie fragte: „Wer ging dort und warum lachen Sie dazu?"

Der Anblick hatte ihm in Erinnerung gebracht, daß er auf seinem Weg von Segeberg zum Plöner See hier vorübergekommen und der Gedanke, der Wunsch in ihm rege geworden sei, er möge das Examen schon bestanden haben und in diesem Pfarr-

haus eine Anstellung als Dorfpastor erhalten. Daraus war vor seiner Phantasie, wie leibhaftig, ein Bild aufgetaucht: Dörthe Fabronius mit der groben Küchenschürze, um sich beim Niederknien vor den Gemüsebeeten ihr Kleid nicht fleckig zu machen, durch den Garten gehend. Als Frau Pastorin, weil sie ja seine Frau war, und hinter dem Fenster drüben in der Wohnstube hatte eingerahmt über dem Sopha das von ihr fertiggestickte Lamm mit der rothen Kreuzfahne gehangen. Davor deckte sie den Tisch, und die Magd trug die Suppenschüssel auf.

So stand's augenblicklich wieder vor ihm wie eine possenhafte Traumausgeburt, von der sich nicht begreifen ließ, daß sein Kopf sie sich als eine Zukunftswirklichkeit vorgestellt habe. In stummer Verwirrung stehend, hielt er die Augen noch auf den Garten gerichtet, und Ina Walterstorff wiederholte verwundert: „Warum geben Sie mir keine Antwort, weshalb Sie eben so gelacht haben?“

Nun entgegnete er rasch: „Ich stand schon einmal hier — auch damals — an dem Tage, als ich durch den Wald zu Ihnen an den See kam —“

Sie fiel ein: „Ist denn das so lächerlich?“ Ihr Finger machte eine leichtdeutende Bewegung gegen ihre Stirn. „Die Sonne hat Ihnen doch keinen Possen heut' Morgen gespielt?“

„Nein — lächerlich war, daß ich meine Cousine damals dort in dem Garten gehen sah.“

„Haben Sie eine Cousine? Von der weiß ich nichts — ich weiß überhaupt eigentlich nichts von Ihnen und Ihrem Leben, wie's doch ein Botaniker vom andern sollte. Sie können ja gut erzählen, und wir haben's uns verdient, ein bischen auszuruhn. Sieht Ihre Cousine Ihnen ähnlich, oder ist sie auch schon so grau wie die Lübecker Thürme? Wie heißt sie und warum stellten Sie sich sie hier in dem Pastoratsgarten vor?“

Ohne Willen und Wissen war Folkrad die letzte Antwort vom Mund gekommen, und es fiel nicht mehr möglich, den wißbegierigen Fragen seiner Gefährtin gegenüber durch Schweigen auszuweichen. Sie hatte sich in den Schatten an einen Knickwall gelehnt, so that er das gleiche und kam ihrer Anforderung nach. Im Anfang zwar ungelenk, er besann sich umsonst, wovon er erzählen solle, und sagte: „Es kann für Sie kein Interesse haben und ich weiß nicht, was Sie hören wollen —“ Doch sie antwortete drauf: „Alles — ich denke mir, davon wissen Sie doch noch etwas mehr, als von der Lübecker Geschichte, auch das Wichtigste, nicht allein die großen Thaten, die Sie vollbracht, sondern das kleine tägliche Leben, das Sie geführt haben.“ Schalkhaft klang's, sie fügte, den

Kopf ein wenig zurücklegend, nach: „Wenn Sie gut erzählen, so verspreche ich Ihnen, nicht einzuschlafen," und jetzt begann er zunächst kurz mit einer Schilderung des Kieler Hauses, drin er seit dem frühen Tode seiner Eltern aufgewachsen war. Bald jedoch fand er eine Menge anderer fester Anhaltspunkte, sprach, manches schon halb Vergessene aus der geweckten Erinnerung wieder heraufholend, ohne Stocken in gleichmäßigem Zug fort, wohl mehr als eine halbe Stunde lang, und als er zuletzt wieder, erklärend, bei dem nah vor ihnen liegenden Dorfpfarrhaus angekommen war, wußte die Zuhörende ziemlich alles, was bis zu jenem Tag sein äußeres und inneres Leben ausgemacht hatte. Deutlich aber war auch noch ein anderes daraus hervorgegangen, daß er heut' mit verwandelter Sinnesart in den Pastoratsgarten hinübergeblickt und die Wohnstube mit dem gestickten Lamm auf blauem Grunde ihm nicht mehr als seine Zukunftsbestimmung vor Augen gestanden habe. Dennoch schien dies Ina Walterstorff nicht recht zur Klarheit gekommen zu sein, denn nachdem sie mit geschlossenen Augen wortlos bis an den Schluß zugehört hatte, sagte sie: „Habe ich richtig verstanden — nein, geschlafen habe ich darum nicht — ist es denn nicht mehr Ihre Absicht, Ihre Cousine Dörthe zur Frau zu nehmen?"

Die Frage versetzte ihn in eine Befangenheit,

er wußte nicht darauf zu antworten, brachte nur halb stotternd hervor: „Ich glaube, daß sie keinen andern als einen Pastor — und da ich keiner mehr werde —“

„Ja so, das hatte ich im Augenblick vergessen — das ist recht schade — nein, dann geht's ja nicht.“

Eigentlich war's eine etwas närrische Antwort der jungen Comtesse und wurde es noch mehr dadurch, daß ihre Lippen sich nicht bezwingen konnten, dabei zu lachen und hinzuzusetzen: „Das weiße Lamm mit der Fahne, denke ich mir, wäre ein so hübscher täglicher Anblick gewesen, überlegen, meine ich, sollten Sie sich's doch noch.“ Doch, sich ernsthaft zusammennehmend, fuhr sie fort: „Ich erinnere mich, daß an dem Abend, als wir Sie zuerst bei uns sahen, mein Vater sich nach dem Ihrigen erkundigte, aber mir kommt's vor, ich hatte den Namen Morhoff schon früher gehört, ich weiß nicht, von wem.“

Folkrad war froh, daß sich das Gespräch von Dörthe Fabronius abwandte, und versetzte schnell: „Vielleicht vom Herrn Magister, der, wie er mir einmal sagte, mit meinem Großvater zusammen in Kiel studirt hat; ich soll ihm ähnlich sehen, mehr scheint's, als meinem Vater.“

„Ja, Herr Schneider wird's gewesen sein, der von ihm gesprochen, mir fällt's jetzt auch ein, mit der Großmama, ich ging etwas hinter ihnen drein.

Aber wenn von Fremden die Rede ist, giebt man nicht Acht, ich habe nur einen Eindruck behalten, daß der Kanzleirath Morhoff — so ward er benannt, meine ich — als junger Mann etwas Außergewöhnliches gehabt haben muß, das ihm alle Herzen — da schlägt die Uhr schon wieder grad' wie gestern Vormittag, ebenso merkwürdig voraus. Wenn Sie sich noch anders besinnen, daß Ihnen das Pfarrhaus mit dem Garten doch wieder gut gefällt — und ich hoffe, Sie thun's noch — da müssen Sie das Schlagwerk gründlich in Ordnung bringen lassen, damit die Magd Ihnen die Suppe zur richtigen Zeit auf den Tisch trägt. Aber für uns heißt's jetzt hurtig zu gehn, daß unsere nicht kalt wird, denn wir sind weiter vom Haus als gestern."

So nachdenklich es, wie auf einer langen Lebenserfahrung ruhend, zuweilen aus einer Aeußerung Ina Walterstorffs hervorklang, so kindsköpfig konnte manchmal auch ihre Zunge plötzlich kreuz und quer springen und hatte eben solchen hurtigen Sprung beim Elfuhrschlag von der Dorfkirche her ausgeführt. Die Beiden schlugen den Rückweg ein, rasch ausschreitend gingen sie ohne mehr zu sprechen nebeneinander. Erst als sie durch den Wald an eine Buchtung des See's herausgelangten, hielt das Mädchen einmal an und sagte: „Auf diesen Weg hatte der Zufall Sie damals

auch gebracht, erkennen Sie die Stelle ohne das Eis wieder?" Aus Gedanken aufblickend, sah er im ersten Moment ungewiß auf die leicht spielende Wasserfläche hin, doch entgegnete dann: „Ja, dort war's — am Ausgang dieses Winters — mir liegt's zurück, als müsse es schon vor Jahren gewesen sein. Daß der Zufall mich auf diesen Weg führte —"

Sie fiel ein: „Warum wiederholen Sie mein gedankenloses Wort? Das sollte man aus unserer Sprache fortthun; glauben Sie, daß es einen Zufall giebt?"

Ihre hellen Augen richteten sich bei der Frage in sein Gesicht; da er nicht Antwort gab, fügte sie nach: „Es war mir nicht bestimmt, an dem Abend hier im Wasser unterzugehn, darum mußten Sie auf dem Weg kommen. Ob es besser gewesen wäre, daß Sie' nicht gemußt hätten —"

Ihr Mund hielt einen Augenblick inne, dann setzte er lachenden Ton's hinzu: „Das kann nur ein Theologe entscheiden, der die Rathschlüsse der Vorsehung zu erforschen versteht. Sie sind keiner mehr und von Ihnen kann ich deshalb leider keine Auskunft darüber bekommen. Ueberall hapert etwas bei Ihnen, wo man sich belehren lassen möchte; nehmen Sie sich in Acht, daß ich nicht zuletzt noch den Respect vor solchem Schulmeister verliere und ihm auf der

Nase tanze. Tanzen können Sie freilich, aber vermuthlich auch nur, wenn der Mond scheint. Heut' Abend wird er wohl voll sein, dann tanzen auch die Fische im See; von denen hab' ich's gelernt."

Merkwürdig und nicht begreifbar, weshalb, schlug sie heute fortwährend aus einer Stimmung in die andre um, hatte eben mit einem fast schwermüthigen Klang von der Gedankenlosigkeit des Wortes Zufall gesprochen, und nun drehte sie sich in ausgelassener Laune um ihren Begleiter herum, setzte den Weg zum Schloß noch weiter in halbtanzendem Schritt fort. Ihm aber durchkreisten ihre letzten Worte als etwas Unglaubhaftes den Kopf. War's denn möglich, daß der Mond am Abend noch wiederkehre, heut' erst voll werden solle? Sie hatte es gesagt, es mußte also wohl so sein, und wie er sich anstrengte, zu zählen, ergab dies auch, daß er noch nicht mehr als drei Tage auf Altenkamp zugebracht habe. Doch trotzdem glaubte er nicht an die Richtigkeit seiner Rechnung, denn im Gefühl lag's ihm, zum wenigsten müsse, seitdem er allein als Gast im Schloß zurückgeblieben sei, das Zehnfache an Zeit vergangen sein. Jeder Tag war einer Woche gleich gewesen, hatte zwischen seinem Morgen und Abend eine Welt, einen Lebensabschnitt eingefaßt. Die alten Buchenstämme an den Wegrändern verloren vor dem Blick Folkrad Morhoffs

ihre steinsäulengleiche Unbeweglichkeit, schwankten leicht hin und wider, ebenso hob und senkte sich der Boden unter seinem Fuß, und von einem traumhaften süßen Schwindel umfangen, ging er wortlos neben seiner jetzt ebenfalls verstummten jungen Gefährtin dem Schloß entgegen.

Wie sie am Nachmittag wieder unter Beihülfe des Buches ihre Pflanzen zu bestimmen suchten, bezeigten beide sich friedfertiger, als am gestrigen Tage; sie waren merkbar gleichmäßig heut' nicht zum Streiten aufgelegt, überboten sich eher an Bereitwilligkeit, die Meinung des andern als die richtige anzuerkennen. Von draußen legte die Luft sich durch die offenen Fenster schwül in den großen Raum herein und schien ihnen nach dem langen Morgengang die Sinne mit Ermüdung zu umfangen; sie ließen nicht von ihrer Beschäftigung ab, doch bückten zumeist schweigsam ihre Köpfe nebeneinander über das alte botanische Werk vor und deuteten nur mit dem Finger auf eine Abbildung darin hin. So hantirten sie in ungewohnter Einmüthigkeit mehrere Stunden lang, sichtbarlich verhängte sich der Himmel währenddessen mehr und mehr mit einem grauen Dunstschleier. Als sie die letzte Blume ihres heutigen Fundes benannt und zwischen Papier gepreßt hatten, war's so trüb geworden, wie wenn die Dämmerung schon herannahe, und Folkrad

sagte: „Es sieht aus, als zöge sich nach der Hitze ein Gewitter zusammen.“ Darauf erwiderte Ina kurz: „Das ist gut, dann kommt der Mond nicht.“ Eine sonderbare Antwort war's, die ihn fragen ließ: „Warum wäre das gut? Mir thät's leid, grad' um die schöne Vollmondnacht.“ Nun versetzte sie erläuternd: „Besser ist's, wenn morgen der Tag noch schön wird. Bliebe es heut' Abend klar, so würde er's vielleicht nicht, doch so ist gute Aussicht, daß das Gewitter vorübergeht.“ Sie stand auf, trat an ein Fenster und blickte durch die lange, zur Landstraße führende Ulmenallee hinunter; auch ihr Gehör mußte sich dabei anspannen, denn sie sagte nach einem Weilchen: „Es rollt noch nichts, aber der Dunst nimmt zu, da wird's morgen noch wieder schön.“ Eine etwas schwer zu begründende und Zweifel regende Wetterweissagung war's, zu der ihr selbst ein Lächeln die Lippen umspielte, doch in ihren Zügen lag eine heitere Zuversicht, und sie begab sich fort, um nach der häuslichen Vorschrift für den Abendtisch ihre Kleidung zu wechseln. Allein gelassen, blieb Folkrad noch reglos auf die Thür blickend sitzen, durch die sie davongegangen. In Wirklichkeit war sie nicht vor seinem Blick verschwunden, stand noch ebenso da, und unbewußt sagte er halblaut vor sich hin: „Morgen.“ Bei dem Klang seiner Stimme schrak er leicht zu-

sammen und schloß unwillkürlich die Lider. Doch wie er sie wieder aufschlug, stand Ina Walterstorff noch immer unverändert da und lächelte.

Die Erwartung bewährte sich übrigens nicht, der Abend brachte kein Gewitter, doch der Morgen danach auch keinen heitren Himmel; er sah ebenso trübverhängt aus, eher noch schwerer, so daß er in jedem Augenblick das Beginnen eines Landregens vermuthen ließ. Sein beständiges Drohen stellte sich dem botanischen Ausgang entgegen, beschränkte auf eine Weiterbeschäftigung mit den vorhandenen Pflanzen im Zimmer; trotzdem sagte Ina einmal in ihrer öfteren, die Wirklichkeit auf den Kopf stellenden Weise: „Sehen Sie, der Dunst gestern brachte Gutes und der Tag ist heute schön geblieben.“ Dem konnte Folkrad trotz der Andauer seiner Friedfertigkeit doch nicht völlig zustimmen, sondern meinte: „Mich däucht, er hätte noch schöner sein können.“ Sie versetzte: „Aber auch schlimmer, und sind Sie denn über Nacht so allwissend geworden, daß an dem, was Sie sagen, nicht zu rütteln ist? Davon haben Sie bisher noch keine Beweise abgelegt, und ich bin überzeugt, grade weil Sie das Gegentheil behaupten, wird heute noch der allerschönste Tag.“ Wenn auch nicht gradezu streitsüchtig, war sie doch wieder in rechthaberische Stimmung zurückgerathen und allerdings, wie der

Fortgang des Vormittags zeigte, scheinbar nicht ohne Begründung, denn sie behielt in der That recht. Hier und dort traten aus dem grauen Dunst blaue Flecken hervor, und sie konnte einmal plötzlich deuten: „Da ist die Sonne — kommen Sie nun zur Einsicht, daß zuweilen auch ein blindes Huhn ein Korn findet?" Damit entkleidete sie sich freilich selbst ihres vorherigen Anspruchs, als sichere Wetterprophetin zu gelten, und lachte hinterdrein: „Es kommt gar nicht darauf an, wer recht hat, sondern nur, daß es so ist. Oder wollen Sie auch darüber wieder zu streiten anfangen und mir den Sonnenschein abdisputiren?" In die Worte hinein aber schlug die Schloßuhr elfmal und ließ nicht in Zweifel, es sei schon zu spät, vor dem Mittagstisch das Versäumte noch nachzuholen. Das sahen offenbar beide gleichmäßig ein, denn keiner that eine Aeußerung drüber, ihr Verbleiben im Hause war selbstverständlich. Sie hätten freilich noch für eine Stunde in den Park hinausgehn können, allein dazu schien auf beiden Seiten der Antrieb ebenfalls gleichmäßig zu fehlen, niemand brachte auf den Gedanken. Doch als die Gräfinmutter die Mittagstafel aufgehoben und die älteren Angehörigen des Hauses sich zu einer Ruhestunde zurückgezogen hatten, stand Ina Walterstorff unvermuthet mit ihrem Strohhut auf dem Kopf und einem

Körbchen in der Hand vor Folkrad Morhoff, der unter den Schatten der alten Parkbäume hinausgegangen war. Er sah ihr in's Gesicht, als halte er's für eine Sinnestäuschung, daß sie es wirklich sei, so daß sie lachend fragte: „Schlafen Sie mit offenen Augen, wie die Hasen?“ Halb stockend brachte er vom Mund: „Ist's denn nicht Ihr Bild nur — wohin wollen Sie?“ — „Wohin wir heut' Morgen gegangen wären, wenn Sie das Wetter nicht schlecht gemacht hätten; ich hab's zum Glück noch verbessert, weiter indeß reicht meine Macht nicht, es kann immer der letzte schöne Tag sein. Doch ich sehe Ihnen an, Sie sind schon zu alt und müssen auch Nachmittagsruhe halten, da gehe ich allein und bringe Ihnen für ein Kissen eine Handvoll Brennnesseln mit, darauf soll sich's besonders gut schlafen.“

Sich umdrehend, wanderte sie davon, doch nur ein Dutzend Schritte weit allein, dann ging er an ihrer Seite. Sie zeigte keine Verwunderung darüber, und er sagte nicht, daß er sie begleiten wolle; selbstverständlich war's, da der Vormittag nicht zum Pflanzensuchen geeignet gewesen, daß sie den Nachmittag dazu benutzten. Als das Laubdach der Parkwege ein Ende nahm, schlug ihnen die Luft heiß entgegen; mannigfach standen zwar weiße Wolken, zu blendendem Glanz aufgethürmt, am Himmel, aber

durch ihre Lücken brannte die noch mittägige Sonne wie mit stechenden Strahlen herunter. Das trieb zum Schutzfinden im Schatten an, in wortloser Uebereinkunft wandten die Beiden sich dem nächsten Wald zu und schritten durch ihn weiter. Doch auch hierher folgte die Schwüle der Luft, legte sich ihnen lähmend auf die Zungen, von denen weder ein ernsthaftes, noch ein scherzendes Wort kam; in lautlosem Schweigen gingen sie nebeneinander. Jeder schien das gleiche zu empfinden, es sei anders als am Morgen und doch unbedacht gewesen, um diese heißeste Tageszeit den botanischen Ausgang nachzuholen. Ab und zu bückten sie sich plötzlich einmal und pflückten etwas vom Boden ab, indeß ohne eine Aeußerung daran zu knüpfen; es regte den Eindruck, ein mechanisches Thun sei's, um drauf hinzuweisen, was ihr Denken beschäftige. Kein Blatt rührte sich und kein Vogellaut klang, außer dem leisen Gurren von Holztauben, das dann und wann sich aus der tiefen Waldesstille wie ein geheimnißvoller Ton ihres Athemzugs wiederholte. Von da und dort her blinkte zwischen den grauen Stämmen ein hellerer Schein auf, deutete eine in die Laubdämmerung eingebettete Lichtung an. Auf der lag, wenn der Fuß sie erreichte, der lichte Tag mit dem funkelnden Sonnenglanz, doch auch ohne Regung und Leben; in unbewegter Ruhe deckten

die Schmetterlinge ihre farbigen Schwingen über die weißen und goldenen Blüthendolden hin. Nach dem Wort der Alten lag allerorten der große Pan zu hauchlosem Schlaf ausgestreckt, nur zitternde Luftwellen spielten über ihm.

Da stieß Ina Walterstorff einmal aus: „Wie ist's nur so schnell gekommen — in kaum ein paar Tagen — seit gestern!“

Der junge Student war zusammengefahren, er wiederholte stammelnd: „Ja, so schnell — in ein paar Tagen — aber sie waren so lang wie —“

Nun überfiel's ihn mit schreckhafter, halber Besinnung, er sah eine weiße, schlanke Hand vor sich, die auf etwas hinwies, und vom Munde Inas klang es mit zwei Versen aus der ‚Luise‘ des Eutiner Rectors:

„Felderdbeern, wie mir däucht, sind wohl so süß und balsamisch.
Kommen Sie dort in den Busch; da stehen sie, röther wie Scharlach.“

Kurz hielt sie danach inne, doch dann wiederholte sie jetzt seine Worte: „Ja, die Tage waren so lang wie Wochen sonst — die Sonne schien an ihnen so warm, das hat's gemacht.“

Sie standen am Rand einer kleinen Waldblöße, die den Augen ein stumm redendes Bild entgegenbot,

wie in verschwiegener Stille die Natur eilig an ihrem Werk weiter geschaffen oder das vom Frühling berufene Leben seine eigne, ihm innewohnende Kraft hastig ihrem Geheiß und Zweck gemäß fortentwickelt habe. Es war gestern nicht mehr wie am Tag zuvor gewesen und war heute nicht mehr wie gestern, unverkennbar lag's vor dem Blick da. Wo um die Wurzelknorren abgefällter Baumstämme aus weißen Blüthchen kleine grüne Früchte geworden, kündete heut rothe Farbe das Beginnen der Reife. Ein heimlich süßer Duft athmete von dem übersonnten Erdbeerenschlag an, und es war, als lächle aus ihm, auf ein Fleckchen Erde zusammengedrängt, die ganze Schönheit des jungen Sommers.

Wie etwas Erlösendes, Athembefreiendes aber hatte der Ausruf des Mädchens gewirkt, die Lähmung von der Zunge weggenommen, und es klang, als habe er auch den Wald aus seinem stummen Bann geweckt, denn vom Gezweig scholl jetzt der helle Schlag eines Buchfinken herab. Fröhlich sprach Ina weiter: „Glauben Sie nun dran, daß heute der allerschönste Tag ist? Sie mußten es nur erst vor Augen haben, und ich war gläubig, ohne zu sehen. Fast scheint's danach, daß ich mich besser zur Pastorin eignete, als Sie zum Pastor. Die da ist schon reif — wie heißt sie auf lateinisch?“

Niederknieend pflückte sie die größte und am tiefsten geröthete der kleinen Beeren; ihr Wesen hatte während der letzten Stunde etwas Fremdartiges gehabt, jetzt war es völlig verwandelt, wieder das ihr eigne, spaßlustig gesprächig. Folkrad antwortete auf ihre Frage mechanisch: „Fragaria“, und sie fiel ein: „Da that ich Ihnen unrecht, denn ich meinte, Sie würden 's nicht wissen. Dafür lege ich mir die Buße auf, sie nicht selbst zu essen. Aber ich gebe sie Ihnen nur unter Vorbehalt, daß der Name richtig ist und Sie's mir zu Hause im Buch nachweisen.“

Zwischen den Fingerspitzen reichte sie ihm die Beere hin und setzte hinzu: „Thun Sie doch Ihre Hand auf, wie kann ich sie sonst hineinlegen?“ Nun that er nach dem Geheiß, indeß öffnete seine Hand nicht weit genug, so daß ihre Finger diese bei der Ausführung ihres Vorhabens einen Augenblick streifend berühren mußten, und lachend sagte sie: „Sie sind doch ungeschickt, oder sind Sie in abwesende gelehrte Gedanken vertieft? Ich merkte es schon unterwegs, daß sich heut' nicht vernünftig mit Ihnen sprechen lasse, und schwieg deshalb lieber. Mögen Sie denn die Fragaria nicht?“

Ungewiß versetzte er: „Sie sagten, ich bekäme sie nur unter Vorbehalt —“

„Und das läßt Sie geduldig zuwarten? Wenn

ich Verlangen nach etwas hätte, ließe ich mir keine Bedingungen vorschreiben, sondern thäte, was ich könnte und möchte. Da geben Sie mir die Beere zurück, Sie können sie doch nicht in der Hand bis nach Haus tragen!"

Aufstehend streckte sie ihre Hand nach der seinigen, nun flog ihm ein: „Nein!" vom Mund, und sie machte eine Bewegung, als wolle sie mit Gewalt die Erdbeere wieder an sich nehmen. Aber jetzt kam er ihr plötzlich zuvor, brachte die rothe Frucht zwischen seinen Lippen in Sicherheit und sagte danach, gleichfalls lachenden Ton's: „Wenn das Buch anders spricht, soll's versuchen, mir das wieder zu nehmen, was ich gehabt habe."

Das Mädchen stand einen Augenblick wartend und fragte dann: „War sie gut?"

„Sie war wie ich noch keine so gefunden, und es wird auch keine andre nochmals so geben."

„Dann möcht' ich auch solche und thut's mir leid, daß ich sie nicht behalten habe." Ina blickte sich um: „Hier war's die einzige, die übrigen sind noch zurück. Aber weiter im Wald kommen andre Schläge, dort giebt's vielleicht noch schönere. Wir wollen suchen, wer sie findet."

Ihr Antlitz hatte sich in der heißbesonnten Lichtung mit rother Farbe, der der Erdbeeren ähnlich, überdeckt,

sie trat in den Baumschatten zurück, und Folkrad folgte ihr nach. Doch jetzt sagte sie: „Nein, wir wollen nicht zusammenbleiben, im Wald kommen vielleicht wieder die gelehrten Gedanken über Sie, vor denen gruselt's mir. Wenn Sie allein sind, können Sie ungestört denken, was Sie wollen, das ist für uns beide besser. Gehen Sie nach rechts und ich nach links, grad' vor uns, noch ein halbes Stündchen weit, ist der Waldrand. Dahin nähern wir uns wieder zueinander und vergleichen dort, wer bessere Augen zum Finden gehabt hat. Oder wer glücklicher gewesen ist — aber sehen Sie vor die Füße, daß Sie nicht aus Gelehrsamkeit über eine Wurzel stolpern."

Offenbar wollte sie allein bis zum angegebenen Ziel des Wiederzusammentreffens gehn und schritt rasch nach ihrer Richtung zwischen den Stämmen hindurch davon. Die Besorgniß ihrer Eltern, sie könne den jungen Bürgerlichen durch ein bedachtloses Hervorkehren aristokratischen Bewußtseins verletzen, erwies sich als unnöthig gewesen, doch trat hin und wieder darin die Tochter des gräflichen Hauses zu Tage, daß sie ihren Willen kundgab und ihn ihrem Begleiter mit auferlegte. Kein herabblickender Hochmuth sprach daraus, aber Gewöhnung von kleinauf, die Angehörigen des Gutes ihren Wünschen gefügig zu sehen, und so hatte sie jetzt in der Form einer scherzhaften Vorgabe

bestimmt, daß jeder für eine Weile vom andern getrennt weitergehn und suchen solle. Folkrad blickte ihr nach, bis das helle Gewand hinter einem Laubvorhang verschwand, dann wendete er sich der entgegengesetzten Seite zu. Er folgte damit ihrem Geheiß, doch that's nicht eigentlich aus Gehorsam, sondern mehr aus einem eignen inneren Antrieb. Ihn rührte mit köstlicher Empfindung an, sich eine Zeitlang allein überlassen zu sein; sie hatte recht, dieser Wechsel war nothwendig, um ungestört denken und mit tiefen Athemzügen die Schönheit der Waldesstille ganz in sich aufnehmen zu können. Hatte sie sich von ihm abgesondert, weil sie das gleiche Gefühl und Verlangen danach in sich trug? Das war nicht kränkend, gab nur einem Drang nach, der auch ihn anschwellend überkam. Ein paar Minuten ging er rasch vorwärts, dann langsamer, doch ohne um sich zu schauen, an das Aufsuchen von Erdbeeren dachte er nicht mehr. In seinem Kopf waren überhaupt keine Gedanken, nur ein leises Hin- und Wiederschweben traumhafter Empfindungen. Das machte seinen Schritt leicht taumelnd, im Ohr klang ihm die Stimme Ina Walterstorffs mit ihren letzten Worten nach, er solle vor die Füße sehen, um nicht über eine Wurzel zu straucheln. Auch damit hatte sie recht gehabt, gewußt, diese Mahnung sei rathsam. Sein Blick fiel auf eine hochaufgekrümmte, bank-

artigen Sitz darbietende Wurzel, und mit plötzlichem Antrieb ließ er sich darauf nieder. So folgte er dem Rath, es war besser und auch noch schöner so. Sich halb zurücklehnend, saß er ohne Regung und horchte.

Worauf, wußte er nicht, kein Laut war ringsum, doch die Einsamkeit machte die Waldesstille noch wundersamer, als vorher, wie sie zu Zweien stumm nebeneinander gegangen. Es war, als berge sich in ihr etwas Geheimnißvolles mit verhaltenem Athemzug und lausche aus einem Versteck der grünen Reglosigkeit hervor. In undeutlich verschatteter Tiefe wob die Phantasie einen helleren Schein an den Rändern eines grauberindeten Stammes, wie wenn eine Dryade aus ihm entschlüpft sei und ein schmaler Streif ihres Bastgewandes zu den Seiten des Baumes schimmere. Nur als Täuschung in den Augen lag's, zerging bei klarem, sich anspannendem Hinblick. Aber geisterhaft erschien's an andrer Stelle wieder, da und dort, huschend und verschwindend wie ein neckisches Irrlicht. Auch ein raunender Ton wachte jetzt aus dem Schweigen auf, verstummte und kehrte zurück. Ihn erschuf kein Trug der Sinne, doch er verlegte ebenfalls nur eine Täuschung nach außen. Aufhorchend erkannte Folkrad, der Laut kam aus ihm selbst, sein eigner Herzschlag war's.

Hinüber und herüber konnten die beiden getrennt

Fortgeschrittenen nichts mehr von einander wahrnehmen, ein breites Waldstück mit Stämmen und belaubtem Unterholz dehnte sich zwischen ihnen, an dessen jenseitigem Rand Ina Walterstorff das nämliche gethan, wie er. Sie hatte sich ebenfalls gesetzt, und auch sie dachte nicht an den Zweck, dem sie eine Weile allein nachgehen gewollt. Die gleiche schweigende Stille lag um sie her, weltentrückend, wie wenn kein andres Leben auf der Erde sei, als einzig das ihres eigenen Herzschlag's; doch saß sie am Schattensaume einer kleinen Lichtung, über der die heiße Luft in zitternden Goldwellen spielte. Darauf sah sie mit reglosem Blick hinaus, wie in einem wachen Traum der weitgeöffneten, glanzgefüllten Augen, vor denen ein kleiner, scharlachfarbiger Schein die Sonnenstrahlen durchflimmerte. Sie wußte, eine Täuschung sei's, nur eine noch forterhaltene Nachwirkung in den Augen, aber dann erkannte sie einmal mit einem plötzlichen Wimperzucken, der rothe Schimmer war doch Wirklichkeit, eine vereinzelt schon gereifte Erdbeere, gleich der, die sie vorhin vom Boden der anderen Waldblöße gepflückt hatte. Ein paar Athemzüge lang noch, da stand sie auf, ging rasch hinüber, pflückte die Beere und kehrte, sie sorglich in der Handfläche tragend, zu ihrem Sitz zurück. Das Thun eines nach der süßduftenden Frucht begehrlichen jungen Mädchens war's,

doch ihre Hand blieb eine Zeit lang unbewegt auf den Knieen liegen und ihr Blick hielt sich ebenso auf die Walderdbeere niedergerichtet. Dann erst hob sie diese an die Lippen, mit einer eigenthümlich feierlich-langsamen Bewegung und die Augen dabei zuschließend. Es war, als ob sie eine symbolische Handlung begehe, erinnerte an das Empfangen des Sacramentes aus der Hand des Geistlichen vor dem Altar. Nicht wahrnehmbar hatte sie die kleine Frucht über die Zunge gebracht, saß danach wieder still, bis sich ihre Lider aufschlugen und sie dicht vor ihren Füßen ein lang auf dem halbsandigen Grund hingewundenes blaßgrünes Pflänzchen gewahrte. Die Ranke eines Wachholder-Bärlapps war es, sie bückte sich danach, flocht sie zu einem Kranzreif und legte ihn, den Strohhut abnehmend, sich um den Scheitel. So blieb sie wieder sitzen, offenbar nicht daran gedenkend, daß ihr Begleiter schon an das verabredete Waldrandziel gekommen sein müsse, und sie sah nicht, daß vor ihr der helle Glanz der Lichtung unter einem sich dämmernd drüber hinbreitenden Schatten auslosch.

Auf dem anderen Sitz nach rechts hinüber aber hob sich jetzt das Gesicht Folkrad Morhoffs einmal plötzlich empor und blickte unwillkürlich nach dem dichten Dach der Buchenkronen auf. Er hatte gleichfalls vergessen, daß Ina Walterstorff bereits warten

müsse, doch ein dumpfrollender Ton ließ ihn nun aus seiner Versunkenheit auffahren, und murrend ging ein Rauschen über ihm durch die Wipfel. Was die letzten heißen Tage nach und nach in der Luft angesammelt und verstärkt, kündigte seine Ueberladung; achtsame Voraussicht hätte aus dem stechenden Sonnenbrand entnommen, daß sich der Ausbruch eines Gewitters nicht länger mehr hinauszögern werde. Ungesehn hatten hinter den weißen Glanzwolken sich die dunklen heraufgethürmt, der Wind stieß als Vorbote droben in die Laubkronen, und lauter wiederholte sich aus Westen her das rollende Umlaufen am Himmel. Das brachte Folkrad voll zur Besinnung und Erkenntniß des Herandrohenden, trieb ihn jetzt eilig der Richtung zu, die er einschlagen gesollt Doch durch die Gleichförmigkeit des Waldes irrte er ungewiß umher, sicherer bedünkte ihn, sich mehr nach links, als gradaus zu halten; kurz stand er einmal still und wollte rufen, aber er wußte nicht, was, und lief weiter. Der Donnerhall erneute sich in Abständen, ohne daß er näher zu rücken schien, nur ein rasches Abnehmen der Helligkeit gab zu erkennen, der Himmel müsse sich mit grauer Schwere überdecken. In den Pausen zwischen dem Wolkengeroll lag der Wald noch ebenso wie vor der Ankündigung des Unwetters in seiner athemlosen Stille.

Da durchklang diese einmal von jenseits der grünen Wandung eines Buschgezweiges her ein undeutlicher Ton. Wie der Ruf einer Stimme und wie der eines Namens war's gewesen, doch nicht verständlich und nun verhallt. Aber nachdem ein Donner verrollt war, kehrte der Ton wieder, etwas weniger fern, und diesmal klang's unterscheidbar: „Folk—rad!" in zwei Hälften getrennt, die zweite Silbe heller und länger gedehnt der ersten nachfolgend. Aufhorchend hielt der Gerufene den Fuß an und seine Brust athmete einmal tief ein, dann rief er in gleicher Weise zurück: „I—na!" Wie ein Echo, das erwiedernd den Namen umwandelte, ertönte der seinige als Antwort, und einige Male scholl's so hin und her. Einem Spiel zweier Stimmen im Walde glich's, unsichtbaren Bällen ähnlich herüber und hinüber fliegend; sonst herrschte jetzt tiefste Stille, das schütternde Getöse am Himmel hatte aufgehört, auch der Windstoß ruhte, es war, als lausche alles den beiden abwechselnden Rufklängen, die sich merkbar einander näherten. Nun ging unweit vor Folkrad ein leichtes Geraschel durch das Unterholz, ein helles Kleid schimmerte zwischen den Blättern und danach tauchte das Antlitz Ina Walterstorffs hervor. Sie trug noch den Hut am Arm und das Geflecht der blaßgrünen Ranke auf dem Scheitel; ebenso lag auch

noch die Glanzfülle in ihren weitgeöffneten, voraufsuchenden Augen. Um sie breitete sich unter dem dichten Laubdach ein seltsames grünes Licht, halbdämmernd und doch ihre Gestalt und Züge deutlich gegen den Hintergrund abhebend; mit Wangen, die vom eiligen Gang hochgeröthet worden, und mit Lippen, der Farbe einer reifenden Erdbeere gleichend, war's ein blühendes Mädchenbild, aber zugleich stand sie auch da, wie eine von der Phantasie geschaffene Walderscheinung eines Märchens. Die beiden durch die Wechselrufe wieder Zusammengeführten hielten gleichzeitig stockend den Fuß an; etwas unvorgesehen Plötzliches lag für die Augen in der Begegnung, und sie blickten sich aus dem Abstand entgegen, als ob jeder an der Wirklichkeit des andern zweifle. So verharrten sie, stummen Mundes, sichtlich ohne das Gefühl eines Zeitmaßes ihrer sonderbaren Reglosigkeit zu haben. Unverwandt aber blieben die Augen in ihrer Richtung, und es war, als verwebe sich zwischen ihnen ein Strahlenband, lautlos, doch in flimmernde Schwingungen gerathend, den zitternden Goldwellen heißer Sonnenluft ähnelnd. Auch die Athemzüge beider gaben kein Zeitmaß, wie lange sie sich so gegenüberstanden, denn hier wie dort schien die Brust keiner Luftaufnahme bedürftig, hielt sich ebenfalls unbewegt; nur die Herzschläge in ihr mußten fortgehen,

doch thaten's unhörbar. Oder standen auch sie still, wie alles ringsumher, jeder Halm, jedes Blatt, Augenblicke lang ohne Regung auf etwas Kommendes wartend?

Da fuhren die Beiden im selben Moment heftig zusammen. Ein Krachen stieß jählings durch den Wald, auf kaum hundert Schritte von ihnen schnellte sich eine funkelnde Blitzschlange aus dem Laubdach an einem Baumstamm herab, und betäubender Donner schmetterte gleichzeitig drein. Augenblicke athemloser Stille vor dem Sturmausbruch waren es gewesen, nun wühlte er sausend die hohen Wipfel ineinander, schwerer Tropfenfall schlug auf sie nieder, unter der schwarzgewordenen Himmelsdecke schwand das grüne Dämmerlicht fast so trüb hin, als breche die Nacht herein. Dem Munde Folkrad Morhoffs entflog unbewußt ein Ausruf: „Wir müssen —“ und Ina Walterstorff stieß ebenso aus: „Ja, wir müssen schnell —“

Jetzt rangen beide einmal tief nach Athem, dann schritten sie rasch nebeneinander fort. Es war, als habe der Blitzschlag sie aus einer Gliederlähmung, die über ihnen gelegen, befreit, nur aus hörbar noch verworrenen Gedanken sagte Folkrad: „Doch wohin — wo können Sie hier Schutz finden?“ Kurz sich besinnend, versetzte das Mädchen: „Drüben liegt eine

Kathe am Holzrand, es wird das beste sein, daß wir —" Sie sprach nicht zu Ende, sondern beschleunigte verstummend ihren Gang. Er wiederholte: „Ja, es wird das beste sein, daß wir — der Regen fängt an heftig zu stürzen." Zu hören war's, doch spannten die dichten Laubmassen sich als ein sichernder Schirm von Stamm zu Stamm, ließen noch völlig im Trocknen gehn; auch der Wind brauste nur droben, unten war es still, aber fast unterlaßlos den Wald durchzuckender Feuerschein deutete, daß die Hauptschwere der Gewitterwolken erst heranrücke, der Donner knatterte und polterte ebenfalls beinah. ohne Unterbrechung, hätte ein Verstehen von Worten kaum zugelassen. So eilten beide, ohne mehr zu sprechen, weiter, weglos, eine ziemliche Zeitlang; das von Ina in's Auge gefaßte Ziel lag merklich entfernter, als sie geglaubt. Doch hatte ihre Führung nicht die Richtung verfehlt, denn dann schwanden die Stämme einmal fast plötzlich vor ihnen weg, und jenseits eines freien Feldstückes ward ein Strohdach sichtbar, an den Waldrand gelehnt, der sich linkshin im Halbbogen noch zu ihm herumschlang. „Da liegt's!" rief Ina und wandte sich gradaus darauf zu. Folkrad erwiederte, laut die Stimme hebend: „Wir müssen uns links halten, dann bleiben wir bis an's Haus unter der Deckung." Aber sie hörte es nicht, oder achtete

nicht auf den Rath, sondern lief vorwärts in den ihr jetzt entgegenschlagenden Regen hinaus. Nun stieß er erschreckt vom Mund: „Nein — da kann ein Blitz —“ Doch sie hielt nicht an, der Wettersturm faßte auf dem offnen Raum ihr Kleid, als reiße er sie mit sich fort, und blaue Flammen umloderten sie, wie über ihr zusammenschlagend. Die Mitte der nur schmalen Feldbreite wölbte sich ein wenig empor, dort blieb sie stehn, wandte sich, um zu sehen, ob er ihr nachkomme, und hob dazu die beiden Arme hoch über sich auf, als wolle sie ihm durch den grauen Regenvorhang ein Zeichen geben, wo sie sei. So stand sie einige Augenblicke und ging dann rasch weiter, daß er sie erst vor der Kathe einholte. Vernehmbar klang, als er sie erreichte, noch Angst aus seinem Ruf: „Sie waren — ein Blitz hätte Sie auf der Anhöhe —“ Aber zum ersten Mal seit ihrem Wiederzusammentreffen lachend, fiel sie ein: „Was schadet's, ein bischen naß zu werden — ich bin jung und fürchte mich nicht — haben Sie Angst, sich zu erkälten? Wozu sollten wir denn den Umweg durch den Wald machen, dann wären wir noch nicht hier. Hoffentlich ist jemand im Haus, daß wir nicht an eine verschlossene Thür gekommen sind.“

Fast schien's in der That so, als befinde sich niemand im Innern, doch gab die Thür dem Hand-

druck nach, und wie sie auf den lehmgestampften Boden der dunklen Tenne traten, klang ihnen eine Frage entgegen: „Wat vör een is da?“ Die alte Mutter des Insten war allein in der Kathe anwesend, der beinah lichtlose Raum ließ zunächst nur den Schein ihres völlig weißen Haares unterscheiden. Ina antwortete: „Ich bin's, Mutter Karsten,“ und die Angeredete erkannte offenbar die Sprecherin, denn sie erwiederte: „Sünd Se dat, Comtesse, dat is jo as bi de Vageln, de een an ehr Stimm kennt. Sünd Se in den Regen kam un natt worr'n, denn drögen Se sick man en beten. So lang as dat Blod noch jung is, hett dat jo nich veel to seggn. Hier is de Stuv, Se hefft jo all öfter mal do seten.“

Sie öffnete die Thür einer kleinen, ärmlich, aber sauber gehaltenen Stube, in dem niedrigen Raum lag noch dumpfbedrückend die Tageshitze, und das Mädchen machte zuerst die beiden schmalscheibigen Fenster weit auf. So floß wohlthuend frische Luft herein, draußen schoß der Regensturz nieder, die Blitze zuckten und das Krachen der Donnerschläge folgte nach. Die Entfernung vom schützenden Wald bis zum Haus hatte nicht mehr als ein paar Hundert Schritte betragen, so waren die Ankömmlinge nicht durchnäßt worden, nur die Außenseite ihrer Kleider bedurfte des Trockenwerdens, und sie setzten sich auf eine Wandbank

zwischen den Fenstern. Die Alte hatte augenscheinlich ihren gewohnten Platz neben dem aus Backsteinen aufgemauerten Ofen eingenommen, ein Spinnrocken, an dem sie beschäftigt gewesen, stand vor dem Sitz. Ihr kam nur noch vom Mund: „Jo, dat kümmt so, een weet nich, as dat up'tmal do is.“ Das bezog sich vermuthlich auf den unvorgesehen raschen Ausbruch des Gewitters; Gesprächigkeit schien nicht in ihrer Art zu liegen, merkbar war sie bei der Begrüßung der Tochter des Gutsherrn in ungewöhnlichem Maß von ihrer Wortkargheit abgewichen, fühlte keine Verpflichtung, die unter dem Dach Eingekehrten weiter zu unterhalten. Ihre verrunzelte Hand streckte sich nach dem Faden, der Fuß setzte das Rad in Drehung, und ein leises Schnurren ging durch die Stube.

Eine völlig verwandelte Umgebung war's, in welche die Beiden durch kaum noch begriffen schnellen Uebergang versetzt worden, aus der weiten, einsamen Waldstille mit dem hohen Laubdach in das enge, niedrige Gelaß. Doch wenn dort zwischen den grauen Stämmen etwas wie aus einem Märchen angerührt hatte, so konnte es dies in anders fortsetzender Weise auch hier. Die Stube erinnerte an zwei im Wald verirrte Kinder, die schutzsuchend in die weltentlegene Behausung einer weißhaarigen Wurzelfrau gerathen und beim Surren ihres Spinnrades, wartend, was

weiter geschehen werde, wie in einem Traum hier saßen, der sie gemeinsam und gleichartig überkommen. Doch thaten sie's nicht stumm, wie sie sich beim Wiederfinden gegenüber gestanden, sondern sprachen in stetigem Fortgang hin und her, nur eigenthümlicher Weise nicht von dem Gegenwärtigen, oder in den letzten Stunden Gewesenen, vielmehr über Dinge, von denen die Wände um sie her wohl noch niemals vernommen. Was ihnen den Anlaß dazu gegeben, wußten sie nicht mehr, aber fuhren in dem Begonnenen fort, der ernsthaften Natur der Gegenstände angemessen, mit gedämpftem, nur halblautem Stimmenklang. Es war, als habe sie gleicherweise ein Trieb erfaßt, sich ihr innerstes Denken und Empfinden in Bezug auf die höchsten und wichtigsten Fragen des menschlichen Lebens offen kundzugeben; ein Aufschließen ihrer Seelen war's, wie es noch niemals zwischen ihnen stattgefunden. So redeten sie über alles, was ihre Gedanken erfüllte und ihr Gemüth bewegte, nicht mit gereifter Erkenntniß und Weisheit des Alters, aus dem Ernst des Gespräches klang manchmal die Unerfahrenheit, das gläubige Vertrauen ihres leichten Jugendsinnes hervor. In allem aber kamen sie ohne einen Gegensatz überein, oder vielmehr in Einem, das alles ausmachte. Das war etwas nicht durch ein einzelnes Wort der Sprache Ausdrückbares, doch bildete den

eigentlichen Inhalt des Verhältnisses, in dem der Mensch zum überirdisch Unbegreiflichen, wie zu dem von seinen Sinnen Aufgenommenen stand. Es beseelte das Erhabene und das Beglückende; Ina Walterstorff nannte es wechselnd das Licht, die Wärme, die Schönheit, den Herzschlag, aber sie verstand immer das gleiche namenlose Gefühl darunter, und Folkrad Morhoff verstand ebenso stets, was sie meinte. Ueber das Ahnungsvolle einer unbekannten Welt jenseits des Sternenhimmels und das Erkennbare auf der Erde erging sich die Wechselrede, über das, was in unendlicher Verschiedenheit aus der Natur und der Dichtung mächtig, herrlich und lieblich sprach. Eine verwundersame Unterhaltung der zwei jungen Menschen war's, aber sie vertieften sich gänzlich darin und schöpften immer noch Neues aus sich hervor, als sei es nothwendig, daß bei nichts in Zweifel bleibe, wie der andre darüber denke und empfinde. Wohl eine Stunde lang; allmählich vergrollte das Gewitter, der Regen hörte auf und die Helligkeit kehrte der nachmittägigen Zeit entsprechend zurück. Doch sie achteten nicht drauf, sprachen von der Vergänglichkeit alles Seins, über Leben und Sterben, und Ina Walterstorff sagte einmal: „Der Tod ist das Traurigste, aber mich dünkt, er könnte auch das Schönste sein.“ Diesmal verstand der Hörer sie nicht und fragte, was

sie damit meine. Sie schwieg kurz, es regte den Eindruck, als seien ihr die Worte nicht vorbedacht von den Lippen gekommen und sie müsse erst nachdenken, um einen Sinn hineinzulegen. Dann jedoch erwiderte sie: „Ich meine, wenn jemand in dem Augenblick stürbe, wo er am glücklichsten ist. Da kommt die Sonne wieder — sind wir nicht närrisch, so lange sie scheint, derartig ernste Gesichter zu machen und vom Tod zu reden?"

Ueber dem absinkenden Gewölk brach ein erster Sonnenstrahl hervor und warf durch das offne Fenster eine goldene Lichtgarbe auf die Gestalt des Mädchens. Die alte Mutter Karsten mochte von schwachem Gesicht sein, das in dem bisherigen Dämmergrau ihre beiden Stubengenossen nicht deutlich wahrgenommen, aber die plötzliche Erhellung verhalf ihr augenscheinlich zu besserer Sehkraft, denn ihr Fuß hielt im Treten des Rades an, und den Blick hinüberrichtend, sagte sie zum erstenmal seit einer Stunde: „Is dat de Brüdigam? Dat gifft 'mal schöne Kinner."

Das erste klang wie eine Frage, dagegen schloß die Fortsetzung sich wohl nur als etwas unbewußt laut Gedachtes daran, wenn es auch nicht im Wesen bäurischen Empfindens lag, mit dem Aussprechen solcher Vorstellung zurückzuhalten. Die Worte tönten vernehmbar durch den kleinen Raum, und über

Folkrads Stirn schlug jäh eine purpurne Färbung auf. Begreiflich war die Aeußerung der Alten; wie das Mädchen mit dem Rankengeflecht um das braune Haar dasaß, bot es in der That das Bild einer Braut im Kranzschmuck, nur zeigte dieser eine zu blasse Farbe, kein frisches, kräftiges Myrtengrün. Auch die junge Comtesse mußte die Worte gehört haben, doch der Ausdruck ihres Gesichtes that nichts davon kund und es überzog sich mit keinem Anflug von Röthe. Als sie eben gesprochen, es sei närrisch, im Sonnenschein vom Sterben zu reden, war in ihre Augen das während der ernsten Unterhaltung stiller gewordene Glanzgeleucht zurückgekehrt und vollstrahlend blieb es so zwischen ihren Wimpern. Nun stand sie jetzt auf und sagte, zur Alten hintretend und ihr die Hand reichend: „Habt Dank für die Unterkunft, Mutter Karsten, es saß sich gut geborgen in Eurer Stube. Aber nun hat der Regen aufgehört und die Sonne scheint, da müssen wir gehn, um rechtzeitig zum Abend nach Haus zu kommen.“ — „Jo, denn gahn Se mit Gott, Comtesse, drögt hebbt Se sick wul, un de Abend warrd jo wedder god.“

Durch den noch schwer traufenden Wald konnten sie nicht in nächster Richtung zurück, sondern mußten einen Umweg einschlagen, ziemlich lang auf schmalem Steig, bis er in eine breite Fahrstraße ausmündete.

Mehr und mehr blaute der Himmel wieder auf, an den Halmen und Blättern aber hingen die Tropfen noch, und ringshin blitzte im Sonnenauffall alles wie in diamantener Pracht, die Erde schien ein märchenhaftes Festgewand, aus Glanz und Duft verwoben, angelegt zu haben. Aus der still ruhenden Luft hatte das schwül Bedrückende sich verloren, sie war köstlich zu athmen, Ina Walterstorff hielt ab und zu an und ein hohes Sichaufheben ihrer Brust ließ erkennen, daß sie bis in's Tiefste hinab einathmete. Dann schlossen kurz sich ihre Augen dabei, doch sich aufschlagend spiegelten sie das wolkenlose Himmelsblau zurück, als komme es aus ihnen noch wundervoller leuchtend wieder herauf. Wie von Aetherwellen der Heiterkeit umfluthet und selbst durchflossen, ging sie dahin, fast ohne Unterlaß jetzt fröhlich sprechend und lachend; ein Drang schien in ihr zu sein, als treibe es sie, den Ernst, der sich ihr in der Bauernkathe auf die Lippen gelegt, wie in einem Bad des Frohsinns von ihnen abzuspülen. Auf der Zweigspitze eines Knickbusches schlug einmal vor ihr über dem erfrischten Feld ein Vogel sein Lied an; stillstehend, rief sie ihm zu: „Glaubst du, ich kann das nicht auch?“ und mit heller Stimme ahmte sie seinen Gesang nach. So stand sie auch ein paar Augenblicke lang, als der Fußweg die Landstraße

erreichte, und sagte: „Wenn wir links gingen, kämen wir zu den Thürmen von Lübeck. Hätten Sie mich nicht als Führerin, da glaub' ich, wären Sie irr- gegangen.“ Sie lachte und bog, den Fuß weiter- setzend, nach rechts ab; in einem Gegensatz zu dem leichten Flug ihrer Sprache gab Folkrad wie aus athemverengter Brust Antwort: „Ich bin hier fremd und wäre — ja, es ist gut, daß ich mit Ihnen — haben wir noch weit zu gehen?“ Etwas Leises wie eine Bangniß klang aus der Frage, Ina erwiderte: „Ja, noch lang, die Straße holt wohl eine halbe Stunde um. Fürchten Sie, daß es Ihnen zu weit wird, oder sind wir zu schnell gegangen? Da wollen wir's langsamer, wir haben noch Zeit.“ Er wieder- holte: „Ja, langsamer — wir sind so schnell ge- gangen — sonst wird die Zeit zu kurz.“

Das letzte klang widersinnig oder drückte wenig- stens das damit Gemeinte so aus, doch die Hörerin mußte ein richtiges Verständniß hineinlegen, denn sie entgegnete: „Da lassen Sie uns versuchen, sie mit den Füßen zu halten.“ Nun bewegte sie sich fast trippelnden Schrittes weiter, wie ein kleines, erst das Gehen erlernendes Mädchen, ihr Sprechen und Thun glich in allem dem eines übermüthig freudigen Kindes. „Ist's Ihnen so recht?“ fragte sie, ließ indeß zugleich von dem spaßhaften Gang wieder ab, und sie wander-

ten langsam nebeneinander die Straße entlang. Die hinter ihnen schräg absteigende Sonne warf ihre beiden Schatten vorauf, die bei den Regungen der Köpfe manchmal den Abstand zwischen sich verringerten, ab und zu auch zusammenstießen. Ina flog einmal vom Mund: „Das sind zwei unklug streitsüchtige Geschöpfe, die sich nicht vertragen können; da muß man Frieden stiften.“ An der Straße sollte gebessert werden, ihrem Rand entlang zogen sich hier und dort herbeigebrachte, zu kleinen länglichen Wällen aufgeschüttete Steine, mit Sand untermischt, der sich theilweise schon mit kurzem Graswuchs bedeckt hatte. Auf solche Anhöhung lief Ina Walteritorff bei ihren letzten Worten hinauf, trennte dadurch die beiden Schattenrisse und rief herunter: „Jeder Einzelne ist vernünftig, nur miteinander machen sie sich närrisch.“ Als am jenseitigen Ende der Steinwall ziemlich steil vor ihr abfiel, sagte sie, die Hand ausstreckend: „Sie hatten die Schuld, daß ich herauf mußte, nun helfen Sie mir auch wieder hinab.“ Folkrads Hand hob sich ihr entgegen, und sie schwang sich daran in leichtem Sprung nieder, blieb jedoch nicht unten neben ihm, sondern wiederholte das nämliche bei jeder folgenden Aufschüttung. An einer Stelle sagte er unwillkürlich: „Sie kommen noch einmal so hoch hinauf, daß Sie nicht wieder herunter können und umkehren müssen.“

In ausgelassenem Uebermuth lachte sie: „Dann fliege ich und habe keine Hülfe nötig.“ Doch um eine Minute später traf's in der That so zu, der nächste Wall übertraf die vorherigen wohl um das Doppelte an Höhe und endete mit beinah senkrechtem, mehr als manneshohem Abfall. Folkrad sagte: „Sehen Sie's, hier müssen Sie zurück,“ aber sie antwortete: „Nein, ich fliege!“ und sprang, ohne sich an seiner Hand zu stützen, achtlos vorwärts. Erschreckend breitete er die Arme aus, um sie vor einem Sturz zu bewahren, und den Boden unter den Füßen verlierend, mochte auch sie ein Schreckgefühl überkommen, denn im Sprung suchten ihre Hände ebenfalls nach einem Halt. Kraftvoll, kaum schwankend, fing er die Waghalsige noch in der Luft auf, und sie glitt ungefährdet an seiner Brust nieder, doch wie in leichter Schwindelbetäubung; ihre Arme, die sich um seinen Nacken zusammengeschlungen hatten, verharrten noch einen Augenblick reglos in ihrer Lage. Dann lösten sie sich, und von den Lippen des Mädchens kam mit einem seltsamen Lächeln: „Ja, es war thöricht — ich kann nicht fliegen, aber man glaubt es im Traum.“ Sie glättete ihr Kleid, das sich vor der Brust bei dem Herabgleiten emporgebauscht hatte, in Ordnung, und beide setzten jetzt wieder nebeneinander den Weg auf der Straße fort. Sie gingen schweigend, ihre

Schatten wuchsen länger an und vereinigten sich, als sei es nur einer; vor ihnen schimmerte weiß das Schloß von Altenkamp durch die Bäume des Parks hervor. Als sie diesen erreicht hatten, trafen sie an der Umbiegung eines Ganges unvorgesehn mit dem Magister Schneider zusammen, der die Zurückkehrenden ansprach: „Ich glaube, die Frau Gräfin sucht Sie, Comtesse Ina, die französischen Hoheiten in Plön haben sich zum Abend angesagt und werden vermuthlich bald eintreffen.“ Ina Walterstorff war bei der plötzlichen Begegnung und Anrede leicht zusammengefahren, sah dem alten Informator einen Augenblick wortlos in's Gesicht, als ob sie in abwesenden Gedanken ihn noch nicht erkannt habe, und erwiderte danach erst: „Heut' Abend — ja, dann ist es Zeit.“ Mit halber Wendung gegen ihren Begleiter setzte sie hinzu: „Entschuldigen Sie mich, Sie hören, man sucht nach mir,“ und sie schritt schnell vorauf. Folkrad Morhoff blieb zurückgelassen bei dem Magister, der, die Augen der Fortgehenden nachgerichtet haltend, sagte: „Die Ranke steht Comtesse Ina schön zum braunen Haar. Es ward neulich gesprochen, zu meiner Jugendzeit legte man noch nicht viel Gewicht auf die Pflanzenkunde, und ich bin ohne sie durch's Leben gegangen. Aber mir kommt's aus der Erinnerung herauf, daß ich schon einmal solchen Kranz auf einem

jungen Kopf gesehen habe; freilich ist's lange her, wohl die Hälfte eines Jahrhunderts. Die Natur erhält alles fort und schafft das gleiche wieder; Sie sind jung, und Ihr Lebensmorgen kann noch nicht empfinden, wie das am Abend einem Wunder gleich anrührt. Doch es geschehen keine Wunder, auch darin erhält sich alles unverändert weiter. Ich weiß nicht, was mich an Ihren Aeltervater gedenken läßt, lieber Morhoff — oder doch — Ihr Anblick bringt's mit sich, mir ist's, als ständen nicht Sie, sondern er wieder neben mir; wenn das Gedächtniß mich nicht täuscht, ging ich auch mit ihm hier einmal zusammen."

Folkrad hatte die Worte des Magisters im Anfang kaum aufgefaßt an seinem Ohr vorübergehn lassen, doch beim letzten fiel er überrascht ein: „Mein Großvater — ist auch der hierhergekommen?"

„Ja, durch mich, ich war mit ihm befreundet und Informator im Schloß, wie heut', nur bei einer anderen Generation, denn die Comtesse Severa, die Frau Gräfinmutter, stand damals in dem Alter, wie jetzt ihre Enkelin; sie war eine Brudertochter des derzeitigen Herrn Grafen und lebte, als ihre Eltern früh verstorben, auf Altenkamp. Wovon sprach ich? — ja, damals ward Ihr Großvater als Studiosus durch mich hier bekannt, kam öfter von Kiel her in's Schloß und wurde liebenswürdig drin aufgenommen; vielleicht

glaubte man, er könne sich als Jurist einmal zum Gerichtshalter für das Gut eignen. Ein sehr schöner junger Mann war's mit einem freien ritterlichen Wesen; er machte den Eindruck, als ob er von adliger Abkunft sei, ich fühlte, daß ich mich mit ihm nicht messen konnte und an seiner Seite völlig wegfiel. Aber es ward kein Neid in mir rege, ich fügte mich in seinen, ihm von der Natur verliehenen Vorrang, zumal da dieser nur auf einem äußeren Anschein beruhte, denn er war doch auch nur von bürgerlicher Herstammung wie ich. Seine Besuche hier hörten dann auf, ich erinnere mich nicht mehr, weshalb, und habe ihn nicht wieder gesehen, nur gehört, daß er als tüchtiger Jurist eine gute Carriere gemacht und später die Tochter eines Arztes, Ihre Großmutter geheirathet hat. Von der also stammt Ihr Leben her und vielleicht angeerbt auch Ihre Zuneigung zur Naturkunde; sie soll eine prächtige Frau gewesen sein, die ihrem Manne volles Lebensglück in's Haus gebracht, und ich hoffe, Sie finden auch einmal solche Lebensgefährtin wie Ihr Großvater. Darauf ruht's, ob man den Zweck seines Daseins erfüllt oder verfehlt; crede experto, Folkrade, wenn es auch aus dem Munde eines alten Hagestolzen sonderlich klingt. Nun müssen Sie Ihren Anzug wohl für die hohen Abendgäste etwas in Ordnung bringen, man sieht ihm an, daß

Sie im Feld und Wald gewesen und vermuthlich auch in den Regen gekommen sind. Ein Bürgerlicher thut gut dran, besonders auf sein Aeußeres zu achten, die Träger großer Namen verringern ihren Werth auch in der unscheinbarsten Kleidung nicht. Ihre Ferien dauern ja nur noch ein paar Tage, dann sind Sie unter Ihresgleichen der Nöthigung enthoben, die Ihnen Ihr Besuch hier auferlegt."

Sie hatten das Schloß erreicht und begaben sich in ihre Zimmer. Folkrad Morhoff sah in dem seinigen wie in einem Traum um sich: Hatte hier auch einmal sein Großvater gestanden? Doch seine Gedanken verharrten nur flüchtig dabei, eine hohe Woge aus seiner Brust herauf schlug über sie hin. Wieder kam's ihm wie gestern, daß er erst drei Tage auf Altenkamp zugebracht habe, nun vier. Wie ebenso viele Wochen waren sie ihm gestern erschienen, doch heute trug er ein Gefühl, sein ganzes Leben habe erst mit ihnen begonnen und sei in ihnen enthalten gewesen.

IX.

Das nachmittägige Gewitter hatte die Luft von der Schwüle befreit, doch ihr nicht die sommerliche Wärme genommen, so daß sich ein schön im Freien zu verbringender Abend erwarten ließ. Dadurch mochten die hohen französischen Emigranten in Plön bewogen worden sein, ihren nachbarlichen Besuch auf Altenkamp heut zu wiederholen; diesmal war ihnen eine Ankündigung voraufgegangen, die genügend Zeit belassen, alles für ihren Empfang bereit zu halten. So stand die Abendtafel mit dem kostbaren silbernen und cristallenen Erbgeräth des gräflichen Hauses festlich geschmückt; zum ersten Mal ward diesem die Ehre zu theil, die königlichen Hoheiten am Tisch bewirthen zu dürfen, den der Gärtner nach Anordnung der Schloßherrin eilig mit allen Blumenarten des Gartens und der Treibhäuser reich verziert hatte. Mehrere Bedienstete, deren Beihülfe sonst im täglichen Lebensgange bei den Mahlzeiten nicht in Anspruch genommen wurde, harrten, mit Livreen bekleidet, zur Aufwartung, das Schloß entfaltete einen

fürstlichen Glanz und Reichthum. Drei Wagen fuhren am Portal vor, da die erlauchten Gäste mit größerem Gefolge als zuletzt eintrafen, ein dichtes Gedränge von buntfarbigen Seidenröcken der Cavaliere und Brokatroben der Damen tauchte aus den Kutschen hervor, die Galanteriedegen klirrten und nur französische Sprache ertönte bei den Begrüßungen und Vorstellungen. Entblößten Hauptes half Graf Walterstorff in höchster Galatracht der holsteinischen Ritterschaft mit dem Degen an der Seite unter tiefster Verneigung der Gemahlin Monsieurs von Frankreich und Tochter des Königs von Sardinien, ob sie sich auch nur Gräfin von Lille benannte, den Wagen zu verlassen; die Gräfinnen Severa und Cornelie bogen sich in vorschriftsmäßiger ‚révérence' zur Erde zurück. Ein anderer Besuch als der unvorhergesehen improvisirte vor drei Tagen war's, es lag etwas Officielleres in ihm, das strenges Innehalten der höfischen Formen erheischte. Die Ankömmlinge begaben sich zunächst nach der Fahrt noch in den Park, um eine kurze Promenade zu machen; bei ihrer raschen Uebermusterung bekundete das Gesicht der Gräfin Cornelie ein wenig Unruhe, ihr gelang's, sich unbemerkt aus der Gesellschaft nach dem Speisesaal zu entfernen, um dort eilig die Gedecke zu zählen, die sich für die unerwartete Zahl der eingekehrten Gäste nicht völlig aus-

reichend zeigten. So traf sie schnell noch einige Anordnungen, rief dem ihr zufällig in den Weg gerathenden alten Informator ein paar Worte zu und eilte wieder in den Park hinaus. Um ein bischen später kam Folkrad Morhoff von oben die Treppe herab, er hatte seine Kleidung sorglich in Ordnung versetzt und trug auch den kleinen studentischen Degen an der Hüfte. Doch der Magister trat ihm entgegen und sagte, seinen Arm fassend: „Das war überflüssig, liebes Kind, denn wir sind's heute, das heißt, es ist kein Platz für uns am Tisch, und wir brauchen nicht mitzuessen. Dadurch büßen wir freilich viel an Verfeinerung unsrer französischen Conversation und sonstigen Kenntnisse ein, aber ein Weiser findet sich, ohne zu klagen, in solchen unabänderlichen Verlust. Außerdem, wo Schatten fällt, läßt sich auch in die Sonne gelangen, und wenn Ihr Magen ein Verlangen fühlt, sollen Sie es nicht ungestillt mit zu Bett nehmen. Dafür werde ich schon sorgen und dies gastliche Haus, das niemand, auch von seiner Dienerschaft keinen verhungern läßt."

Unverkennbar fiel's Sebastian Schneider nicht übermäßig schwer, auf die Theilnahme an den Genüssen der festlichen Abendtafel Verzicht leisten zu müssen, und der junge Student schien sich ebenfalls ohne großes Widerstreben seinem Beispiel anzube-

quemen. Nur mit Abneigung hatte er an den Gegensatz voraufgedacht, den das Sitzen am Tisch mit den höchstgeborenen Fremden zwischen ihrem Stimmengeschwirr ihm zu der nachmittägigen Stille im Wald und in der Bauernkathe bilden werde. Fast wie etwas Blasphemisches rührte die Vorstellung ihn an, und bereitwillig ließ er sich von dem Magister nach der anderen, unbesuchten Seite des Parkes davonführen.

Bald meldete jetzt ein Lakai draußen, daß servirt sei, Graf Walterstorff erbat von der Gräfin von Lille die hohe Verstattung, sie an die Tafel geleiten zu dürfen, ihre Hand erfaßte mit den Fingerspitzen zu leichter Berührung die seinigen und er führte sie zum Speisesaal hinüber; der junge Herzog Louis Philipp von Chartres folgte ihnen nach, in gleicher Weise die Gräfin Severa geleitend, doch genoß er dadurch keine Auszeichnung, sondern erwies solche der obersten weiblichen Repräsentantin des Hauses. Sein trotz der Jugendlichkeit überaus sicher gewandtes Auftreten gab den Prinzen und den von Kindheit her an den Verkehr unter Höchstgestellten Gewöhnten zu erkennen, seine äußere Erscheinung wie sein Wesen zeigten durchaus Einnehmendes, ohne irgend eine Hervorkehrung seines hohen, ihn der nah verwandten königlichen Linie ebenbürtig stellenden Ranges. Im

Betragen und Sprechen legte er französische und höfische Galanterie an den Tag, doch weckte den Eindruck, daß sich unter seiner tadellosen Beherrschung der Formen ein ernsterer geistiger Gehalt berge, soweit solcher von neunzehn Jahren aufgenährt sein konnte. Er war der Sohn eines mit äußerer Wohlbildung von der Natur begabten Vaters und einer Mutter von anmuthreichster Schönheit, der Prinzessin Louise Marie Adelaide von Bourbon-Penthievre, die, mit dem Herzog Louis Philipp von Orleans in äußerst unglücklicher Ehe lebend, ihren Kindern alle Liebe und Sorglichkeit ihres Gemüthes zugewandt hatte; nach dem Brauch war ihm schon im Knabenalter vom König die Stellung des Befehlshabers über ein Infanterieregiment verliehen worden. An der Tafel nahm er jetzt den Sitz zwischen der Gräfinmutter und der Tochter des Hauses ein, nach der einen Seite seinem obersten Range, nach der andern seiner Jugend angemessen, während die Frau des Hauses ihm gegenüber zwischen den beiden höchstbetitelten Hofcavalieren der Gemahlin Monsieurs, des Bruders Königs Louis des Sechzehnten saß. Die Gräfin Cornelie überstreifte einmal mit einem unliebsam betroffenen und mißbilligenden Blick die Erscheinung ihrer Tochter, die keine für die hohen Gäste geziemende festliche Toilette angelegt hatte, sondern

undecolletirt ein einfaches Alltagskleid trug; freilich unscheinbar nur in Bezug auf die Kostbarkeit des Stoffes, ihre Schönheit konnte vielleicht kein anderes in so vollendeter Weise zur Geltung bringen, und zwei der französischen Damen des Gefolges tauschten flüsternd eine Bemerkung aus, die junge Comtesse habe unverkennbar mit höchstem Raffinement diese schmucklose Schlichtheit ihrer Gewandung für den Abend ausgewählt. In Wirklichkeit hatte sie's auch nicht bedachtlos gethan, doch in dem völlig entgegengesetzten Glauben, dadurch unvortheilhaft vor der reichen, von Edelsteinen umblitzten Eleganz der übrigen Gesellschaft zurückzustehen; als sie sich auf ihren Platz niedergelassen, gingen ihre Augen einmal suchend rasch nach dem Ende des Tisches hinüber, und kurz umglitt ein eigenthümlicher, wie von der Enttäuschung einer Zuversicht redender Zug ihre Lippen. Neunte Abendstunde war's, indeß der Saal bedurfte keiner künstlichen Beleuchtung, die Sommersonnenwendzeit ließ im nordischen Land noch volle Tageshelle durch die breiten Fenster hereinfallen.

Aus den Stimmen um den Tisch klang als besonders vernehmbar und andauernd die der Marquise Stephanie von Scillery hervor, die durch ihre Vermählung mit dem Grafen Bruslart von Genlis in ein Verwandtschaftsverhältniß zum Hause der Orleans

getreten und in Folge davon die Erzieherin der Kinder des Herzogs Louis Philipp geworden war. Von ihrer ehemals hochgefeierten Schönheit hatte sich nicht viel Zeugniß mehr erhalten, doch über ihr Versirtsein auf vielen Gebieten, wie über ihre Zungenberedsamkeit ließ sie nicht in Zweifel und übte merkbar bestimmenden Einfluß auf die Anschauungen sämmtlicher Persönlichkeiten ihres Kreises, der höchstgestellten wie der übrigen. Mit gleichem Enthusiasmus sprach sie von der neuen Naturreligion Jean Jacques Rousseau's, der unübertreffbaren Geistesschärfe des Herrn von Voltaire und den unantastbaren Lehren des katholischen Glaubens, zeigte sich als begeisterte Anhängerin apokalyptischer Metaphysik und der durch die Herren Diderot und d'Alembert in der ‚Encyclopédie' niedergelegten wissenschaftlich-philosophischen Erkenntnisse, die Frankreich in der Welt der Gedanken an die Spitze aller Länder der Erde gestellt. Zwischen dem unvermeidlich zuweilen von den Eßgeschirren verursachten leisen Geklirr ertönten ihre Belehrungen in kurzen, zu Aperçüs condensirten Satzfolgen; mannigfach berührte die von ihr geleitete Conversation gleiche Gegenstände, wie's am Nachmittag das Gespräch zwischen den beiden vor dem Gewitter in die Bauernkathe Geflüchteten auch gethan, doch so verschiedenartig, als dort und

hier die Raumumgebung war, fiel ebenfalls ein stärkerer Gegensatz in der Sprechart kaum vorstellbar. Jede Aeußerung der Madame de Genlis erinnerte an einen geschliffenen Stein, aus dessen facettirten Flächen ihr Esprit hervorsprühte; während einer Pause richteten sich dann und wann ihre Augen nach dem Sitz Ina Walterstorffs hinüber und verweilten auf dieser einige Secunden lang wie mit einem musternden Blick, der bei seiner Wiederholung eine Zufriedenstellung auszudrücken schien. Offenbar nahm sie an der Toiletteneinfachheit der jungen Comtesse keinen Anstoß, war befähigt, das reizvolle Jugendbild auch ohne den Rahmen einer prunkenden Kleidung mit unbeirrtem Urtheil aufzunehmen. Zweifellos aber trug der junge Herzog die gleiche Fähigkeit in sich, denn er sagte einmal in nicht zu mißdeutender Weise, daß Schönheit am vollkommensten durch sich allein wirke, von äußerlicher Zuthat nicht erhöht, sondern nur verringert werden könne. Eine seiner Tischnachbarin geltende galante Bemerkung war's, doch nicht leichthin, vielmehr mit unverkennbarem Ton der Ueberzeugung vorgebracht; in seinem Wesen ließ sich überhaupt kein Zögling der Gräfin von Genlis muthmaßen. Er sprach unfraglich nicht, um seinen Geist glänzen zu lassen, sondern ernsthaft und sachlich, vielleicht für seine Jugend zumeist sogar ein wenig

trocken. Merkbar befliß er sich, die Tochter des Hauses nicht mit leeren Conversationsphrasen zu unterhalten, legte ohne prahlerische Absichtlichkeit mehrfach für einen Franzosen ungewöhnliche Kenntnisse in der Geographie und Physik an den Tag, zeigte sich der englischen Sprache vollkommen mächtig und etwas, allerdings erst in geringem Umfang, auch mit der deutschen bekannt. Es in dieser während seines Aufenthalts in Holstein weiterbringen zu können, war sein Wunsch, dem er sich auf deutsch Ausdruck zu geben bemühte, und nachdem er einmal damit begonnen, wiederholte er dann und wann diesen Versuch. Drollig klang's, so daß den Mund der Zuhörerin unwillkürlich dabei ein Lächeln umspielte, doch kränkte dies ihn keineswegs, in ihm war offenbar weder Anmaßung noch Eitelkeit und er schien nichts an Erbschaft von seinem nach jeder Richtung schlimm verrufenen Vater überkommen zu haben. Ina Walterstorff empfand, daß ihre Abneigung und ihr ablehnendes Verhalten gegen ihn ungerechtfertigt gewesen sei, sie erwiderte ihm heut' in freundlichem Ton, trug ihrerseits mit zur Fortsetzung des Gespräches bei. Auch für Gegenstände der Natur bewies er ein Interesse und Verständniß, das sich aus seinem Vermögen, die Mehrzahl der Blumen auf der Tafel mit ihren Namen zu belegen, kundgab. Graf

Walterstorff vernahm eine seiner darauf bezüglichen Aeußerungen und that, herübersprechend, Erwähnung, daß Ina mit Eifer Botanik betreibe. Das ließ den jungen Herzog die Unterhaltung der Pflanzenkunde zuwenden, er sprach lebhafter als zuvor und gab der Hoffnung Ausdruck, sich in ihr ebenso wie in der deutschen Sprache besser vervollkommnen zu können. Nicht gesagt, doch auch nicht ganz unverständlich klang drunter hervor, daß er diese Hoffnung darauf begründe, vielleicht nach beiden Richtungen in seiner Nachbarin eine Lehrmeisterin zu erhalten; in angeregter Stimmung leerte er öfter das spitze Kelchglas, das ein hinter ihm harrender Diener wieder mit Champagner füllte. Auch die übrige Gesellschaft ward von diesem jetzt sichtbar und hörbar animirt, ein Stimmengeschwirr umkreiste den Tisch, verstummte nur, als der Hausherr sich erhob, um seinen erlauchten Gästen den ehrerbietigen Dank für die seinem Hause erwiesene hohe Ehre kundzugeben und in einem Trinkspruch ihnen mit dem schäumenden Wein ihres schönen Heimathlandes einen Gruß von diesem entgegen zu bringen, der die Zuversicht ausdrückte, das an Ruhm und Bildung höchststehende unter den Völkern der Erde werde binnem kurzem seine flüchtige Geistesbeirrung erkennen und, sich zu den glanzvollen Traditionen seiner Vergangenheit zurückwendend, mit

demüthiger Bitte die erhabenen Angehörigen seines ältesten Herrschergeschlechtes in Europa um ihre Heimkehr nach Frankreich anflehen. Zum Erklingen der Gläser danach rief Madame de Genlis: „Dafür Sorge zu tragen, ist die Aufgabe, die der deutschen Nation von der Weltgeschichte zugemessen worden ist, möge sie zu ihrer Ehre ihre Pflicht bald so erfüllen, wie Sie, Herr Graf, das Bewußtsein derselben in sich tragen!“ Unter tiefer Verneigung gegen die Gemahlin Monsieurs fragte nun Graf Walterstorff, ob es der Frau Gräfin von Lille gefalle, die Tafel aufzuheben, und führte sie auf ihre zustimmende Erwiderung wieder durch den Speisesaal hinaus. Nach den beiden erhob sich der Etiquette gemäß der Herzog von Chartres, doch ihm war aus dem Gedächtniß gerathen, daß er die Gräfin Severa zu Tisch geleitet hatte, und statt der alten Dame bot er ihrer jungen Enkelin zum Fortgang die Hand. Die Mahlzeit hatte lange angedauert und die späte Abendstunde zum Aufbruch aus dem unbeleuchteten Saal gemahnt. Allmählich war auch die Helligkeit des Junitags mehr und mehr weggeschwunden, draußen stand am nordwestlichen Himmelsrand wohl noch ein purpurnes Roth, doch im Schatten der Parkbäume webte bereits Zwielicht und über die freien Plätze warf der Mond schon silberweißen Glanz. Er mußte gestern

in seiner Unsichtbarkeit voll gewesen sein, ein weniges fehlte ihm heut' an seinem Rande, und erst spät über den Horizont heraufgekommen, stand er noch nicht hoch emporgerückt im wolkenlosen Aether. Doch unter der großen Linde hatten Dienerhände die hängenden Ampeln mit den buntfarbigen Gläsern angezündet, so daß ihr gelber, blauer und rother Schein erhellend auf den runden Steintisch und die umhergereihten Naturholzsessel niederspielte. Das große glimmernde Bowlengefäß mit zubereitetem Waldmeistertrunk harrte wieder, der Jahreszeit entsprechend, und die Gläser blinkten daneben vom silbernen Tablet. Alles erschien wieder genau wie um vier Abende vorher, nur waren die deutschen Stimmen des Regierungspräsidenten von Stolberg und des Justizdirectors von Gerstenberg, des Hofraths Klopstock und des Rectors Voß heute nicht vernehmbar, sondern ausschließlich französische Sprache scholl zu einer von Dämmerung eingehüllten Bank hinüber, auf welcher, selbst ungesehen sitzend, der Magister Schneider und Folkrad Morhoff die Augen nach der in den Park zurückgekehrten vornehmen Gesellschaft richteten. Die Beiden waren beisammen geblieben, der alte Hofmeister hatte hauskundig einen den Hunger stillenden Abendimbiß für sie beschafft, und sie hielten sich seitab von dem lichtüberflimmerten

Lindenplatz. Am Speisetisch hatte es in der That an Plätzen gefehlt, allein in ihrer Ausschließung von ihm lag dennoch für das Gefühl etwas, sie auf gleiche Stufe mit der Dienerschaft Stellendes; aus einer Aeußerung Sebastian Schneiders klang diese Empfindung hervor: „Die Natur hat uns nicht dafür geschaffen, durch unsere Gegenwart zum Glanz eines adligen Hauses beizutragen.“ Doch sprach er's ohne irgendeine Beimischung von Bitterkeit, vielmehr eher mit Befriedigung und philosophischem Gleichmuth und setzte hinzu: „Ueber dem alten Thorbogen zwischen den persianischen Häusern am Kieler Marktplatz steht geschrieben, unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Am besten aber ist's gewesen, lieber Morhoff, wenn es die Ueberzeugung mitgebracht hat, daß man sich ruhig hinlegen kann, ohne Besorgniß noch einmal wieder zu einem ähnlichen Tagewerk aufgeweckt zu werden. Das haben auch unsere Väter richtig empfunden, wenn sie dem Eingeschlafenen die Benennung des ‚Wohlseligen‘ beilegten, nur knüpften sie allerhand verwunderliche Redewendungen daran, er habe seine sterbliche Hülle abgelegt, die Zeitlichkeit gesegnet, sei den Weg alles Fleisches gegangen und vom Geist verlassen worden.

Mit einer Bezeichnung jedoch hießen sie es zutreffend: Er habe den Schauplatz dieser Welt verlassen und ihrer Mühseligkeit gute Nacht gegeben; das wollte der hebräische Prophet auch schon vor Tausenden von Jahren mit seinem Spruch besagen, und wie seine Weisheit am Anbeginn der Erkenntniß stand, wird sie am Schluß der Menschheit stehen. Das klingt Ihnen wohl auch etwas verwunderlich aus dem Munde eines Theologen, liebes Kind, doch mir kommt's vor, Sie gehören diesem Stande in einer ähnlichen Weise an, wie ich; vielleicht ist ein Erbtheil von Ihrem Großvater in Ihnen aufgegangen, dem in unsrer Jugendzeit meine Berufswahl nicht begreiflich fiel, so daß er zuweilen seine Lachlust an ihr ausließ; er war überaus sorglos-zuversichtlichen Sinn's, ein Jünger der Aufklärung, die damals die Gemüther zu beherrschen anfing, und verlangte nichts von einem mit Nebeln umschleierten Jenseits, sondern nur nach goldenem Sonnenlicht während seiner Erdentage. Sie sind früher zu seiner Einsicht gekommen, als ich, lieber Morhoff, denn Sie haben Ihr Leben noch vor sich; freilich ist das eine vox ambigua für den, der drauf zurücksieht. Mir erscheint's wie gestern, daß ich von meinen Eltern und Lehrern oftmals gemahnt wurde, dies und jenes zu thun oder zu lassen, denn das könne für mein ganzes Leben

von höchster Wichtigkeit sein. Wie unausdenkbar lang klang's, daß es vor mir liege — nun liegt dies ganze Leben hinter mir, und mich däucht, ich war gestern der Knabe, der für seine Unermeßlichkeit mit guten Lehren ausgerüstet ward. So gar lang muß es wohl nicht sein, und das flößt mir ein tröstliches Gefühl ein, wenn ich Kinder in bedachtloser Fröhlichkeit miteinander lachen und spielen sehe."

Nach Weise des Alters hatte der Magister dies und jenes aus seinen Erinnerungen und Gedanken heraufgeholt, daran weitergesponnen, und mit einer schwermüthigen Heiterkeit waren die halbgedämpften Worte in die weiche Nachtluft hineingeklungen, an die des alten hebräischen Predigers gemahnend, daß alles eitel unter der Sonne sei; zugleich in sonderbarem Gegensatz zu dem von den bunten Lampen hertönenden Stimmen- und Gläserklang, es war, als habe das nächtliche Treiben drüben seine letzte Aeußerung über das Lachen und Spielen von Kindern veranlaßt. Eigentlich jedoch hatte er nur für sich selbst gesprochen und sein junger Zuhörer kaum drauf Acht gegeben, denn dieser hielt die Augen nach dem Platz unter der Linde hinübergespannt und suchte zwischen der Hin- und Herbewegung der farbigen Gewänder die Gestalt Ina Walterstorffs herauszufinden und mit dem Blick festzuhalten. Manchmal gelang's ihm,

ihre einfache Kleidung zu unterscheiden, doch dann verschwand sie wieder in der Menge. Oder ward sie seinem Gesicht durch graue Baumstämme entrückt? Folkrad war's, er sitze allein im Wald, und sie habe sich für eine Weile von ihm getrennt, dies auch zu thun. Aber darin lag etwas Köstliches, denn er wußte, sie gedenke dran, daß er irgendwo abseits warte, und werde zurückkommen, um ihn zu suchen, wenn das Gewitter zu rollen anfange. Ab und zu glaubte er ein summendes Geräusch zu vernehmen — das war die Ankündigung, der fern grollende Donner, oder vielmehr das Rollen der Wagen, die in Bereitschaft gesetzt worden, um die erlauchten Gäste nach Plön zurückzubringen — doch es täuschte, nur sein Ohr hatte selbst sich den Ton erzeugt. Oder eigentlich ging gegenwärtig der Wetterregen nieder, und so lange er andauerte, mußte Ina Walterstorff unter dem Schutzdach der Linde verharren. Aber mit der wiederkehrenden Sonne kam auch sie, um neben der Landstraße in übermüthigem Frohsinn an den Steinwällen hinauf zu laufen, sich herabzuschwingen und zu prahlen, daß sie fliegen könne. Folkrad Morhoff saß mit wachen Augen, doch was er vor ihnen sah und sein Empfinden woben sich ihm wie ein Traum durcheinander. An seiner Seite sagte jetzt einmal Sebastian Schneider in unbewußt halblautem Denken

vor sich hin: „Wenn sie's erreichten — was wär's? Champagnerschaum der Eitelkeit — eitel unter der Sonne.“

Nun erneute sich auch etwas, das noch gefehlt hatte, um das heutige Bild dem vor vier Abenden völlig gleich zu gestalten; aus den geöffneten Thüren und Fenstern des Gartensaales erklangen wieder die zu einer Tanzmelodie angeschlagenen Tasten des Spinetts, und zugleich begannen einige Paare, die merkbar nur auf den Musikbeginn geharrt hatten, seitwärts von dem Lindenplatz über die große, ebengeschorene Rasenfläche fortzukreisen. Zu der reichten die farbigen Ampellichter nicht hin, nur der jetzt frei drüber aufsteigende Mond umwob das Geflatter der seidenen Röcke und Roben wie mit silbernen Fäden, doch ließ schon aus geringer Entfernung nichts mehr deutlich zur Unterscheidung kommen. Bis zu dem Banksitz des alten Hofmeisters und seines abendlichen Gefährten ward nur noch ein Hin- und Wiederschweben wie von hellen Schatten erkennbar, keine Einzelgestalt und noch weniger Gesichtszüge. Höchstens konnte eine ungewisse Ahnung von ihnen den Blick anrühren.

Der Herzog Louis Philipp tanzte mit seiner jungen Tischnachbarin, neben der er auch draußen verblieben war. Dazu mochte er sich aus Artigkeitsrücksicht verpflichtet fühlen, indeß nach seinem Mienen-

ausdruck und Benehmen ließ sich's kaum nur als Erfüllung eines Höflichkeitsgebotes auslegen. Die Unterhaltung an der Abendtafel und der Champagner hatten ihn augenscheinlich über seine sonstige ruhige, fast etwas bedächtige Art hinaus lebhaft angeregt und ihm ein Zutrauen eingegeben, in seinen deutschen Sprachversuchen fortzufahren, auf die Ina Walterstorff ebenso entgegnete, wenn sie, eine Pause machend, nebeneinander standen. Sie suchte heute nicht nach einem Vorwand, das Tanzen mit ihm abzubrechen, und in ihren Augen lag nichts Schreckhaftes oder unruhig Aengstliches; es regte den Eindruck, sie habe erkannt, an jenem Abend sich grundlos thöricht benommen, ihn ungerecht beurtheilt zu haben, und bemühe sich, dies unfreundliche Verhalten wieder gut zu machen. Doch schien sie mit den Gedanken nicht recht bei ihrem Vorsatz zu sein, gab manchmal Antworten, die darauf hinwiesen, sie habe nur oberflächlich mit dem Ohr gehört, sei im Innern von Anderem abgezogen gewesen. Der junge Herzog fühlte sich indeß unverkennbar nicht dadurch gekränkt, sprach in gleicher lebendiger Weise über die Schönheit des holsteinischen Landes, seiner Seen und Buchenwälder weiter und setzte den Tanz mit ihr fort.

Auf der Bank drüben aber fragte jetzt der alte Magister einmal: „Wohin wollen Sie, Morhoff?

Thut's der Mond Ihnen an, daß er Sie in sein Licht hinauszieht? Ich weiß, es gab eine Zeit, in der er mir's auch that — gestern war's. Doch heut' bleibe ich sitzen und erfreue mich an seinem Schein von weitem. Das Wort benennt ihn richtig, ein Schein ist's; wenn die Hand sich nach ihm ausstreckt, erfaßt sie ein Nichts."

Folkrad war aufgestanden, blieb, so lange der Alte sprach, ungewiß stehen und versetzte dann, er wolle noch an den See hinuntergehen, die Spiegelung des Mondes im Wasser anzuschauen. Sein Fuß schlug jetzt die Richtung dorthin ein, und seine Absicht war's auch, ihr weiter zu folgen. Doch an einer Wegkreuzung bog er aus dem Schatten des Hauptganges rechtshin auf einen schmaleren, hell bestrahlten ab. Die Worte des Magisters hatten wohl recht, der Mond zog ihn, er fühlte selbst, in seinem Kopf sei etwas Nachtwandlerisches und er komme willenlos einem Zuge nach, ohne Bewußtsein, weshalb. Im Halbbogen umkreiste der Weg die Rückseite des Platzes unter der Linde, vernehmbar drang die Stimme der Madame de Genlis zu ihm hin, während die Töne des Spinetts durch die Laubwand abgedämpft wurden. Doch wo diese aufhörte, kamen sie hellklingend über offene Rasenfläche herüber.

Auf ihr bewegten sich die Tanzpaare, im weißen

Mondlicht hellen hin und her schwebenden Schatten ähnelnd, nur eines hatte angehalten und stand gegenwärtig rastend an dem weitest entfernten Außenrand des Platzes, wohin Louis Philipp von Chartres seine Partnerin gebracht. Er unterhielt sich mit ihr, wie zuvor, in deutscher Sprache, und obwohl seine Ausdrucksweise und Betonung sich drollig-ungelenk anhörte, klang doch auch etwas fast poetisch Anmuthendes aus ihr hervor, wie er sagte: „Ich bin der Volksmasse von Paris dankbar, daß sie mir Anlaß gegeben hat, eine Reise außerhalb Frankreichs zu machen. Denn sonst hätte ich ein Land nicht kennen gelernt, das so schöne Blumen besitzt — eine besonders, wie ich nirgendwo noch solche gesehen, die sich mit ihr vergleichen kann."

Die junge Comtesse lachte dazu und erwiderte: „Ich weiß nicht, welche Eure königliche Hoheit meint." Aber sie fügte rasch nach: „Das Tanzen wird Sie durstig gemacht haben, lassen Sie uns an den Tisch zurückkehren, damit ich Ihnen Ihr Glas fülle."

Er versetzte jedoch, der Aufforderung nicht Folge leistend: „Nein, ich habe keinen Durst, nur einen Wunsch, mich besser in der Pflanzenkunde zu unterrichten und die schöne Blume aufzufinden. Wollen Sie meine Lehrerin und Führerin sein, daß ich morgen wiederkommen und mit Ihnen in den Wald gehen

darf, um sie zu suchen? Davon werde ich träumen heut' Nacht —"

Bei den Worten erfüllten die Augen Ina Walterstorffs sich zum erstenmal an diesem Abend wieder mit dem unruhigen Zittern, das vor vier Tagen hier so in ihnen geflimmert. Hastig fiel sie ein, jetzt in französischer Sprache: „Ja, morgen — lassen Eure Hoheit uns zu den andern zurück —"

Doch er blieb noch stehen und entgegnete: „Morgen — wer etwas zusagt, muß eine sûreté — comment dites-vous? — ein Pfand geben, daß er sein Versprechen halten will. Sie müssen mir eines en gage geben, daß ich es mitnehmen und davon träumen kann."

Sein Arm legte sich dazu um ihre Schulter, und sein Gesicht bog sich unverkennbar in der Absicht gegen das ihrige vor, einen Kuß von diesem als Pfand zu nehmen und zu empfangen. Es lag nichts Freches und Unverschämtes darin, eher etwas Bittendes, nur leicht gepaart mit einer Zuversichtlichkeit seines hohen Ranges, daß seinem Ansinnen keine Ablehnung begegnen werde. Doch bevor seine Lippen die ihrigen berühren konnten, ward er plötzlich durch einen heftigen Stoß wider seine Brust zurückgeworfen; unvorgesehen war jemand herzugesprungen, dessen Hand ihn getroffen, und er bedurfte eines Augenblicks, um

zum Begreifen zu gelangen, was ihm geschehen sei und von wem. Dann entflog seinem Mund, während er zugleich mit der Rechten den Degen aus der Scheide riß, die noch wie Zweifel in die Wirklichkeit des Vorganges setzende Frage: „Wer sind Sie, monsieur?“ Ihm gegenüber stand hoch aufgerichtet die Gestalt eines jungen Mannes, der bewußtlos einen Arm zum Schutz um Ina Walterstorff geschlungen hatte, und der Herzog stieß jetzt mißächtlichen Ton's aus: „Ah, un amoureux jaloux — pardonnez-moi, comtesse!“ Da fuhr auch der Degen von Folkrad Morhoffs Seite auf; wie nachtwandlerisch war er hierhergekommen, unbemerkt mit Auge und Ohr Zeuge des Vorgegangenen gewesen, und besinnungslos wie in nachtwandelndem Zustand handelte er. Ein Athemzug noch, dann funkelten die beiden schmalen Floretklingen im Mondlicht gegeneinander, nicht entscheidbar war's, wer zuerst mit der seinigen den Beginn gemacht. Das Fechten zählte zu den akademischen ‚freien Künsten', und der junge Student zeigte sich darin wohlgeübt. Ein Vorstoß von ihm traf über dem kleinen Stichblatt den Vorderarm des französischen Prinzen, in dessen Hand sich unwillkürlich der Degen herabsenkte. Doch gleichzeitig — kaum mehr als eine halbe Minute mochte seit dem Anfang des gegnerischen Zusammentreffens

der Beiden vergangen sein — erscholl heranstürzendes Getöse französischer Ausrufe: „Surprise — assassinat — le duc est tué!“ Cavaliere warfen sich auf Folkrad, entwaffneten ihn und rissen ihn zu Boden, die Damen brachen in ein Wehgeschrei aus. Von den Sitzen unter der Linde her eilten alle herbei, die Gräfin von Genlis rief, den Stimmenaufruhr überhallend: „Ein Mitschuldiger des Pöbels von Paris, der seine verruchte Mörderhand wider das königliche Haus aufgereckt! Man wird Deutschland vor das Gericht der Weltgeschichte ziehen und unter ihrem Fluch begraben!“ In tiefster Bestürzung gebot Graf Walterstorff herzulaufenden Dienern, den Missethäter an Armen und Füßen zu binden und in das Gutsgefängnis zu schließen; auf die über ihn einstürmenden Fragen antwortete er: „Ich kenne ihn nicht, weiß nicht, wer der Mensch ist.“ Der junge Herzog hatte sich gesammelt und zeigte am meisten ruhige Besonnenheit. Er sagte: „Es ist nichts, nur ein Wespenstich — es muß ein Mondsüchtiger sein, der mich mit dem Degen angriff, ohne zu wissen, was er that.“ Die Erläuterung des Sprechers ging über den Anlaß des Vorfalles hinweg, theils aus chevaleresker Rücksichtnahme auf die Tochter des Hauses, theils wohl auch um seiner selbst willen, doch konnte der Klang seiner Worte eine innere Verstimmung nicht hehlen.

Seine Verwundung stellte sich in der That als eine unbedenklich leichte, nur ein wenig blutende heraus; an den Tisch unter der Linde zurückkehrend, trank er ein Glas des Maiweins auf das Wohl seiner liebenswürdigen Wirthe und schloß mit scherzender Wendung die Bitte daran, ihm nicht zu verübeln, daß er die Ursache der eingetretenen Störung gewesen sei. Doch ließ sich die Fortwirkung derselben in einem, gleichmäßig die allgemeine Stimmung überlagernden Druck nicht verkennen, das Klavierspiel und der Tanz begannen nicht wieder, aus Höflichkeit verharrten die französischen Gäste noch ein Weilchen, indeß bald äußerte die Gräfin von Lille, daß die schon weit vorgeschrittene Nacht zum Aufbruch mahne. Die schnell in Bereitschaft gesetzten Wagen fuhren vor, eine nur kurz dauernde Verabschiedung fand statt, an der die junge Comtesse nicht theilnahm, sie war beim ersten Ausbrechen der heftigen Erregung verschwunden. Doch vermißte niemand sie, auch die Augen des Herzogs Louis Philipp suchten mit keinem Blick nach ihr. Die Kutschen rollten davon, der Abend hatte einen Ausgang genommen, der noch vor einer Viertelstunde niemandem in den Sinn kommen gekonnt. Eine Erklärung des Geschehenen fehlte, da sich bei seinem Entstehen kein Augenzeuge zugegen befunden, und der Schloßherr verschob die Ergründung der

peinlichen Angelegenheit bis zum andern Morgen, beauftragte nur einen Diener, in der ersten Frühe nach Plön zu reiten, dort den Herrn Justitiarius zu benachrichtigen und dessen sofortiges Herüberkommen zur Untersuchung zu veranlassen. Bemerkbar war er innerlich heftig erregt, doch beherrschte sich, mit einer erzwungenen Ruhe zu äußern: „Der Mensch muß in einem Anfall von Verrücktheit gehandelt haben, aber die Reputation meines Hauses und unseres Landes erfordert, daß eine so unglaubliche That durch die schärfste Anwendung des Gesetzes bestraft wird. Allerdings strait man sich selbst am meisten durch die Aufnahme solcher Rotüre; mir ist vollkommen unbegreiflich, was mich zu dieser Unklugheit veranlaßt hat.“ Aus dem Gedächtniß des Sprechers war vernehmbar völlig weggeschwunden, welche Verknüpfung den jungen Studenten am Winterausgang nach Altenkamp gebracht habe; er übte die Herrschaft über seine Erregung noch weiter, indem er, sich in herkömmlicher ehrerbietiger Weise durch einen Handkuß von seiner Mutter verabschiedend, sagte: „Ich hoffe, chère maman, Ihre Nachtruhe wird durch den widerwärtigen Vorfall keine Beeinträchtigung erleiden, das wäre eine von ihm verursachte Folge, die ich am tiefsten bedauern würde.“ Doch als Graf Walterstorff sich mit seiner Gemahlin in ihrem Zimmer

allein befand, vermochte er seine zornige Empörung nicht schweigend zu verhalten, sondern stieß aus: „Mir ist kein Zweifel, wir haben die Gräfin von Lille und den jungen Herzog zum letztenmal hier gesehen, solchen Affront verzeiht das königliche Blut nicht, und die alte Schnattergans, die Genlis, wird dafür sorgen, daß er nicht mehr zu uns kommt. Und ich las ihm in den Augen, er war ernstlich passionirt, trotz ihrer inconvenanten Toilette. Sein botanisches Interesse hätte vermuthlich ein gemeinsames Aufsuchen von Pflanzen mit sich gebracht — wer weiß, was in Frankreich geschieht. Sie ist freilich ungeschickt, Deine Aufgabe wär's gewesen, daran zu bessern, auch an ihrer heutigen Kleidung. Aber bei dem Trunkenbold — er muß sich über die Weinreste vom Tisch hergemacht haben — kann sie sich dafür bedanken, daß er den Glanz ihrer Lebensaussicht mit einem Schlag weggelöscht hat. Daß solches Volk einen Degen an der Seite führen darf! Es ist Pflicht, die Erlaubniß dazu auf Leute von Geburt zu beschränken. Doch vielleicht — ich will mich bei dem Justitiar informiren — wenn es möglich fällt, den Kerl wegen beabsichtigten Mordversuchs anzuklagen und zum Tod verurtheilen zu lassen — mir fällt jetzt ein, er leistete Ina damals Handlangerdienst durch den sie rascher wieder aus dem Wasser kam

das brachte mich im ersten Augenblick auf die Narrheit, ihn über Nacht hier zu behalten, man hätte ihm ein paar Thaler in die Hand drücken sollen. Aber der Gedanke ist gut, die höchsten Herrschaften sind stets dafür empfänglich, wenn sie wahrnehmen, daß man Eifer zeigt, ein an ihrer Würde begangenes Attentat als das verabscheuungswertheste Verbrechen ahnden zu lassen. Vielleicht — ich will's noch weiter überdenken und morgen früh — gute Nacht! Richte Du Dein Augenmerk darauf, daß Ina sich in der erforderlichen Weise verhält. Du verstehst meine Meinung, innerhalb der von der Vorsicht gebotenen Grenzen, doch ohne zu behutsame und verstimmende précaution. Ein großer Gewinn wird nicht ohne Einsatz erzielt; wir sind's unserer Tochter schuldig, ihrer jugendlichen Ungeschicklichkeit zu ihrem Lebensglück behülflich zu sein."

Etwas mehr beschwichtigt, als er eingetreten, verließ Graf Friedrich Walterstorff das Zimmer der Gräfin Cornelie, merklich eine, während seiner Aeußerungen ihm neu aufgegangene Hoffnung mit sich nehmend. Die Uhr schlug jetzt Mitternachtsstunde, bald erlosch im Schloß aller Lichtschein, auch der aus den Stuben der Dienerschaft, die noch einige Zeit die Köpfe mit raunenden Stimmen zusammengesteckt hatte, und das große weiße Gebäude lag ohne Laut, vom hoch-

gestiegenen Mond fast tageshell überglänzt. Auch weitum war kein Ton vernehmbar, nur nach Süden zu in der Richtung gegen die Lübecker Thürme schlug einmal in der Ferne kurz das Bellen eines Dorfhundes an.

In dieser nächtigen Stille aber lag doch noch nicht alles Leben im Schlaf, Ina Walterstorff stand noch vollangekleidet am offenen Fenster ihres Zimmers, blickte und horchte hinaus. Während der Uhrschlag sich mehrmals wiederholte, blieb sie ganz unbeweglich, einzig ihre Brust hob sich in langen Abständen zum Athemzug. So schien sie trotz den geöffneten Augen nicht mit wachem Sinn, sondern wie in einem Traumzustand dazustehen; vom Park herauf kam ein vielfacher Blüthenduft, nach dem nachmittägigen Gewitter heut' stärker als sonst ausströmend, und strich mit leisen Wellen der Nachtluft um ihr Gesicht.

Dann fuhr sie einmal leicht zusammen, wie in der That aus einer Schlafbefangenheit aufgeweckt. Der Klang der Uhr hallte wiederum durch die Stille, diesmal mit zwei Schlägen, und sich bei dem Ton jäh umwendend, trat die junge Comtesse gegen ihre Zimmerthür hinan. Es ließ erkennen, daß sie in der Reglosigkeit auf etwas gewartet habe, augenscheinlich auch versicherte sie sich durch eine Handbewegung von dem Vorhandensein eines Gegenstandes in ihrer Kleid-

tasche. Noch ein Augenblick, dann stieg sie auf den Fußspitzen die Treppe zum Erdgeschoß hinunter, entriegelte hier geräuschlos eine Hinterthür und begab sich in's Freie hinaus. Im Schattenwurf des Schlosses fortgehend, eilte sie, wo er endete, rasch unter den einiger alter Bäume hinüber, vermied, weiter schreitend, vom Mond überhellte Zwischenräume. Die todte Ruhe von zuvor war, völlig von ihr abgefallen, zu behender Hurtigkeit umgewandelt, die mit Vorsicht einem Ziel zutrachtete. Nur kurz hielt sie ein paarmal, umblickend und aufhorchend, an, jetzt statt einer Wachtel einer behutsam im Wegrandschatten dahinhuschenden Nachtschwalbe ähnelnd, doch nichts rührte sich umher, keine Regung und kein Laut. So gelangte sie an einen Buschrand, der ein kleines, niedriges Gebäude begrenzte, das nicht im Dunkel, sondern so hell angestrahlt lag, schon aus ziemlicher Entfernung in seiner Mauerwand ein scheibenloses, mit eisernem Gitterwerk überkreuztes Fenster erkennen zu lassen. Einige Secunden lang verharrte die an das anstoßende Gesträuch Hingeeilte unter seinem deckenden Ueberhang, zog das in ihrem Kleide Mitgeführte hervor, dann trat sie in die Helle hinaus, auf das Fenster zu. Doch eh' sie dies erreichte, entfielen mit klirrendem Geräusch zwei Gegenstände aus ihren Händen, wurden am Boden als eiserne Werkzeuge, eine Feile und Zange erkennbar.

Sie befand sich doch nicht allein hier, sondern schrak plötzlich vor einer, ihr nah gegenüber auftauchenden, von der andern Seite des kleinen Gebäudes unvorgesehen um die Ecke herantretenden Gestalt zurück. Eine weibliche war's, unbedeckten Hauptes, dessen im vollen Lichtauffall weißglänzendes Haar nicht in Zweifel ließ, es sei das der Gräfin Severa. Einen Augenblick stand sie schweigend da, dann kam langsam von ihren Lippen die Frage:

„Was suchst Du hier um diese Zeit, Ina Walterstorff?"

Sonderbar klang aus dem Munde der Großmutter die Anrede der Enkelin mit ihrem Geschlechtsnamen, auf den sie außerdem noch eine leichte Betonung gelegt. Die Befragte vermochte keine Erwiderung hervorzubringen, stand wortlos, von einem heftigen Zittern überlaufen. Stumm auch athmete die Gräfinmutter ein paarmal, dann sagte ihre Stimme wieder:

„Dein nächtlicher Gang war unnöthig und Dein Werkzeug. Der, dem es helfen sollte, braucht Deinen Beistand nicht mehr, er ist mit dem Gefängnißwärter auf dem Weg nach Lübeck und wird morgen auf der Ostsee in Sicherheit sein. Der Magister begleitet ihn eine Strecke weit, bis er nicht mehr irregehen kann; ich blieb an dieser Stelle zurück, um zu

sehen, ob Du hierher kämest. Nein, ich wartete, weil ich wußte, Du kämest hierher.“

Ruhig gesprochen war's, doch mit einem der Hörerin unbekannt weich von den alten Lippen klingenden Ton. Sie schlug ungewiß die Lider auf und wieder herab. Sinnverworren, die geziemende Anrede der Ehrerbietung des Kindes vergessend, stammelte sie: „Du —?“ und stockte. Und merklich an dem Vernommenen noch zweifelnd, brachte sie erst nach einem Innehalten vom Mund: „Du — hast ihn freigemacht —?“

„Gold that's, Kind, es konnte einmal einen Werth haben.“ Diesmal mischte sich etwas Bitteres in den Stimmenklang der Antwortenden hinein, aber sie setzte gleich mit dem vorherigen hinzu: „Wir wollen in den Schatten gehen, nimm Dein Geräth fort — oder laß es, der Wärter kann's bei seiner Flucht hier vergessen haben. Komm.“

Sie nahm die Hand Ina's und zog diese in einen überdunkelten Gang mit sich fort. Schwankenden Fußes that die letztere einige Schritte, dann erfaßte die alte Dame sie unter dem Arm und führte das junge Mädchen; ein umgewandeltes Thun war's, nicht die Jugend stützte das Alter, sondern dieses jene. Beide sprachen nichts mehr, gingen langsam so auf dem verschatteten Parkweg, bis es vor ihnen hell

ward, der Mond nicht nur frei von oben seinen Glanz herabwarf, sondern ihn auch von unten emporzustrahlen schien. Nun kam's Ina zu halbem Bewußtwerden, sie sei am Seerand und stehe vor der Seehütte. Ihre Führerin sagte jetzt: „Ruhe Dich hier aus, diese Stelle ist gut dazu," und mechanisch ließ das Mädchen sich auf die Bank nieder. Die Gräfin Severa setzte sich daneben und blickte eine Zeitlang stumm auf die Rückspiegelung des Mondes aus der Wasserfläche hinüber. Dann sprach sie halblaut: „Sage mir, was heute Abend geschehen ist, denn das weiß ich nicht, kann es nur ahnen."

Auf dem Wörtchen ‚das' lag ein Ton, der zum Ausdruck brachte, sonst brauche sie nichts zu hören. Kurz zauderte Ina noch, der Betäubung ihres Kopfes fiel ein Begreifen nicht möglich. Aber dann folgte sie dem Geheiß der Großmutter, berichtete mit leiser Stimme, was jene zu erfahren verlangte. Als sie ausgesprochen, erwiederte die Hörerin darauf: „Ich sagte mir, nach Kiel dürfe er nicht zurück; er mußte weiter fort, die Blutstropfen eines Prinzen verfolgen fernhin und finden viele Hände, ihnen zu dienen. Das Land seiner Vorväter ist für sein Leben abgeschlossen — in einem fremden muß er sich ein neues schaffen —"

Mehr nur wie laut gedacht, sprach sie's vor sich

hin und verstummte danach eine Weile, bis sie wieder anhob: „Parkhütten sind wie Menschen, sie haben auch Vorfahren und sind Nachkommen, die den Blick täuschen, als seien jene unverwandelt geblieben. Diese Seehütte erscheint so, doch seit meinem Gedenken ist zweimal am selben Platz eine andre von gleichem Aeußeren an Stelle der von Sonne und Regen morsch gewordenen aufgewachsen. Als ich hier, so alt wie Du jetzt, saß, stand noch die erste, aber der See spielte ebenso seine Wellen heran, und die Sonne und der Mond leuchteten über ihm wie heute. Dann hatte ich oft diesen Platz wieder allein inne, mehr als drei Jahrzehnte lang, bevor Deiner gedacht ward; man benennt solche Zeit ein Menschenleben, und die Hütten um mich zerfielen und erstanden wieder neu, als seien sie die nämlichen geblieben. Aber damals, mit achtzehn Jahren, in der ersten war ich auf der Bank hier nicht allein, es saß öfter jemand neben mir, ein junger Student von der Kieler Universität; an wie vielen Tagen weiß ich nicht mehr zu zählen, ihre Zahl mag nicht groß gewesen sein, doch in der Erinnerung dehnen sie sich mir zu einer Unendlichkeit. Und in ihnen wähnte ich, es sei kein Unterschied zwischen einer Comtesse Walterstorff und einem Abkommen aus einem bürgerlichen Hause, denn ich war ein thöricht-glückliches Menschenkind, das die Natur so geschaffen hatte,

an einem Menschen im Adel des Geistes und der Gesinnung, der Schönheit seines Wesens und Antlitzes die Zeugnisse der höchsten Rangstufe des Lebens zu sehen. Ich war ein verblendet thörichtes Mädchen, Ina Walterstorff, und ich habe Dir meine Blindheit als Mitgift in Dein Leben hineingelegt."

Eine verhaltene tiefe Wehmuth durchzitterte die letzten Worte, in denen sich die sonderbare Anrede der Großmutter an ihre Enkelin wiederholt hatte. In dieser war aus einer bisherigen verständnißlos dunklen Empfindung ein Erkenntnißaufdämmern erwacht, sie sei nicht ganz allein in ihrer Hülflosigkeit verlassen gewesen, eine Hand, von der sie es am wenigsten erwartet, habe ihr Beistand geleistet. Aus einem warmen, liebevollen Mitgefühl — doch warum? — sich das zu erhellen, war sie noch nicht fähig. Aber unwillkürlich faßte sie jetzt nach der guten Hand neben ihr, diese umklammernd, wie einen Halt. Und noch vergeblich nach der Herrschaft über die umirrenden Gedanken ihres Kopfes ringend, brachte sie über die Lippen: „Du — als Du warst wie ich — da saßest Du auch hier — und nicht allein — es war jemand mit Dir —"

„Bis zu einem Abend, der mir die Augen öffnete. Der Mond stand dort, und er warf plötzlich einen Schatten vor dieser Hütte auf den Boden. Der

meines Oheims und Vormundes war's, vom Zufall hergebracht, und seine Stimme nahm die Blindheit von mir. Ihn rührte kein Gedanke einer Möglichkeit an, eine Comtesse Walterstorff könne sich von der adligen Sinnesart ihrer Vorfahren verirren. Aber er fand das Verhalten des bürgerlichen Gastes auf Altenkamp, sein Beisammensitzen mit ihr im Mondlicht unter vier Augen nicht passend, und Folkrad Morhoff ging an dem Abend in die Nacht hinaus —"

Ein nur halb erstickter Aufschrei Ina's unterbrach die Sprechende, eine Wiederholung des Namens: „Folkrad Morhoff —"

„Nicht der, welcher in dieser Nacht auf Lübeck zugeht. Ich bin die Mutter Deines Vaters, und er war der Großvater seines heutigen Enkels."

Einem jäh die Dämmerung mit blendendem Licht durchschneidenden Blitzstrahl ähnlich war es vor dem Verständniß der Hörerin niedergefahren. Sie erwiderte nichts, nur ihre junge Hand klammerte sich krampfhaft fester um die alte. So saß sie mit völlig regloser Brust, wohl eine Minute lang; erst dann kam langsam und mühsam von ihrem Mund die Frage:

„Und was thatest Du, Großmutter?"

„Ich that meine Pflicht als Tochter unseres Hauses und sah ihn nicht wieder. Nein, nicht sie — ich that, was die Comtesse Walterstorff mußte."

Die Gräfin Severa hatte das erste mit fester Stimme gesprochen, doch das Hinzugesetzte durchklang ein bebender Ton, und nun stieß sie, nicht mehr fähig sich zu beherrschen, hörbar aus wehvoll aufstürmendem Herzen hervor:

„Ich wollte Dir helfen, Kind, und konnte es nicht, wie ich mir selbst nicht helfen gekonnt. Die Frau ist ohnmächtig unter der Hand des Mannes — bis an ihr Ende."

Einen Athemzug lang saß Ina Walterstorff noch aufrecht, dann neigte ihr Kopf sich haltlos vor, und ihre Stirn glitt auf den kleinen Holztisch der Seehütte nieder. So blieb sie ohne Regung, wie bewußtlos, nur ab und zu rang sich ein schluchzender Laut aus ihrer Brust.

Höchste Sommerzeit war's, dem Sonnenwendtag nah. Der Mond stand mit seiner erst wenig verringerten Scheibe noch hoch am Himmel, doch sein Glanz begann zu verblassen, schwand am wolkenlosen Firmament, wie von einer unsichtbaren Hand langsam ausgelöscht, hin. Der frühe Morgen des nordischen Junitags ließ ihn erbleichen; die weiche Luft der Nacht schien mit ihm zu schwinden, über die weite Wasserfläche kam, leis murmelnde Wellen regend, ein kühler Anhauch. Das Schluchzen in der Hütte war still geworden, aber sichtbar schauerte jetzt der Körper

Ina's, wie von Frost durchrüttelt, zusammen. Die alte Dame nahm ihren Shawl ab und deckte ihn um die Schultern des Mädchens, behutsam, die Schlafende nicht zu wecken. Schlief sie wirklich, oder lag sie nur in bewegungsloser Sinnvergessenheit? Was es sein mochte, Severa Walterstorff wußte, nichts von sich zu wissen, sei in solcher Nacht das beste; an sich selbst hatte sie's erfahren und an der gleichen Stelle. So saß sie wachend, die Besinnungslosigkeit ihrer Enkelin behütend.

Nicht viel mehr als eine Stunde mochte hingegangen sein, seitdem die Beiden zur Seehütte gekommen, und Nacht, ob auch schon mit Tageshelle, lag noch für alle übrigen Menschen über der Erde. Da hob Ina Walterstorff den Kopf vom Tisch empor, vom östlichen Seerand her traf ein blendendes Gefunkel ihr in die Augen, und mit dem Blick noch eine vor ihm schwebende Gestalt umfaßt haltend, sprach sie mit traumhaft hochtönender Stimme dem goldenen Strahlengewoge der aufgehenden Sonne entgegen: „Nun hast du ihn zu den Thürmen von Lübeck hingebracht."

Dritter Theil.

X.

Jene Sonne aber schritt ihre Bahnen weiter, wie sie's schon durch unbekannte Aeonen gethan, ehe Menschenherzen unter ihr auf dem kleinen Erdball geschlagen hatten. Sie war die große Mutter alles auf ihm werdenden Lebens, doch eine gleichgültige, die es nur schuf, ohne über seinem Fortgedeihen zu wachen. Sie leistete ihm keinen Beistand wider Bedrohung, half ihm nicht in einer Noth; sie bekümmerte sich nicht darum, ob es sein Ziel erreichte, den Beruf seines vergänglichen Daseins erfüllte, oder zwecklos seinem Ende entgegenharrte. Dafür hatte sie, die Unvergängliche, niemals Sorge getragen; rastlos schaffend, sah sie auf das unermeßlich geweckte Leben der Erde nieder, doch nicht anders, als zuvor auf die Oede todten Gesteins und schlammaufwogender Fluthen. Denn Leben erzeugend, war sie selbst leblos und fühllos, nur eine räthselhafte Kraft, die jenes wachgerufen, von Stufe zu Stufe höher emporgehoben, bis zur letzten und höchsten des Menschenherzens. Aber auch dies galt ihrem todten Flammen-

blick nicht mehr, als der Halm am Boden und das Insect, das daran emporkroch.

Und anders auch, als das Leben auf der Erde, bemaß die Sonne den Weitergang der Zeit. Sie zählte nicht nach Tagen und Nächten, Sommern und Wintern, empfand keinen Unterschied in dem Vorübergehen von Monaten, Jahren und Jahrzehnten. Denn wie sie fühllos war, so war sie auch zeitlos in immer gleicher Gegenwart. Zwar mochte dies nur auf einem Schein beruhen, sie ebenfalls dem großen Gesetz des Weltalls mit unterthan sein, daß nichts in ihm unwandelbar bestehe, sondern alles nur werde und sei, um durch seine Wandlung in sich selbst, der die Menschensprache den Namen Zeit gab, wieder zu vergehen. Doch das schlossen die Erforscher bei ihr nur aus der Ergründung jenes großen, ausnahmlosen Weltgesetzes, seine Wirkung hatte kein Menschenauge seit dem ersten Aufblick aus einem solchen an der Sonne wahrgenommen. Sie stand nicht wirklich still, wie Copernicus geglaubt, und so war sie auch nicht in Wahrheit zeitlos. Wie sie eine nicht auffaßbare Bahn um einen unbekannten, noch mächtigeren Weltkörper beschrieb, so unterlag sie gleichfalls der Wandlung in ihrem Innern, der Zeit. Aber für ihre Zeit war ein Jahrtausend, was für die Erdbewohner eine Stunde, eine Minute. Die Dauer

eines Menschenlebens vollzog sich für sie in einem unmeßbaren Bruchtheilchen ihrer Zeit, doch kaum minder der Auf- und Niedergang von Völkern, aller Wechsel auf der Erde, der das Wesen, die Gedanken und Gestaltungen der Menschheit veränderte und von dieser den wunderlichen Namen der Weltgeschichte erhielt.

Auf einen derartigen Wechsel aber blickte jetzt die wandellose Sonne nieder, wie er so seltsam und jäh hereinbrechend kaum je zuvor auf dem um sie kreisenden Wandelstern stattgefunden. Es war, als ob die Erde noch einmal das Schauspiel aus ferner Vergangenheit wiederhole, alle wilden Kräfte ihres Innern zu tödtlichem Kampf wider einander zu entfesseln. Nur brachen ihre Flammen und Fluthen nicht wie damals aus dem zerberstenden Boden herauf, sondern loderten und brandeten aus Menschenköpfen, der entzügelten Leidenschaft von Hirnen und Herzen empor. Unter einem geschlechterlangen Druck scheinbar ohnmächtig niedergepreßt, hatten die gährenden Gewalten sich heimlich im Verborgnen gesammelt, ihre Spannung verstärkt; nun zersprengten sie in ungeheurem Aufbruch die in Wirklichkeit zu schwachen, nicht standhaltenden Bande. Ihre unwiderstehliche Kraft erkennend, stürzten sie die Grundvesten alles Bestehenden um, das Ordnung, Gesetz, Recht, Staat

und Herrschaft geheißen, wälzten unter einem Meer von Blut das alte Chaos des Anfangs drüber hin. Vom glanzvollsten Throne Europas herabgerissen, fiel das Haupt eines von der Gnade Gottes gesetzten Königs unter dem Richtbeil, das Schuldige und Schuldlose in unermeßlich wachsender Zahl traf, mit den Widersachern der neuen ‚Freiheit und Gleichheit' auch Tausende Derer, die zuerst aus redlicher Ueberzeugung, begeisterten Gemüths, das Banner dieses Wahlspruchs entfaltet hatten. Oder aus tückischer Berechnung gieriger Selbstsucht; auch der Kopf des Herzogs Louis Philipp von Orleans, obwohl sein Träger sich ‚Egalité' benannt, rollte mit vom Schafotgerüst herunter. Das Raubthier herrschte mit der Falschheit der Katze in wahnwitzig zerfleischender Wuth, und das stärkere, listigere zerriß, sich aus dem Hinterhalt schnellend, das schwächere als Beute. Eine Vergeltung erlittenen Unrechts war es, mit blutigem Hohn die Gerechtigkeit überschüttend, deren Namen sie zwischen raublüsternen Zähnen im Munde führte, ein Ausrotten in Verwesung zerfallener Ueberlieferung durch fäulnißtriefende Hände. Nach dem Sprachbrauch ließ die Sonne Sommer und Winter in mehrfacher Wiederkehr über dieser Arbeit für die Zukunft, von Ruchlosigkeit und Irrsinn ausgeübt, wechseln und führte das Jahrhundert seinem Ende entgegen.

Während dieser vernichtenden, alles vor kurzem noch unerschütterlich Gewähnte in nichtige Trümmer zerschlagenden Zeitspanne, die, endlos für den Jammer, das Elend, die Verzweiflung von Millionen hingedehnt, doch kaum einer Secunde für die Wandlung der Sonne gleichkam, sah diese zwischen den hohen Bergen der Schweiz auf einen stillen Erdenfleck nieder, an dem ein junger, stiller Mann durch arbeitsame Thätigkeit sein Dasein fristete. Als Flüchtling war er, umirrend, in das alte Schloß Reichenau am Zusammenfluß des Vorder- und Hinterrheins gelangt, wo in den verlassenen Räumen um etliche Jahre zuvor von Anhängern der Lehre Rousseau's ein Seminarium begründet worden. Er nannte sich Chabot-Latour und hatte von seinem Vater unermeßliche Reichthümer geerbt, besaß jedoch von ihnen nicht so viel mehr, um sich vor dem Hunger schützen zu können. Um die Ermöglichung seines Weiterlebens handelte sich's für ihn, ob er Aufnahme an der Erziehungsanstalt fand, aber sie ward ihm zu theil, er brachte als nicht verlierbare Habe tüchtige Kenntnisse mit. Denn der Herzog Louis Philipp von Chartres war von der Natur mit ernsthaftem Sinn bedacht worden, trotz dem fürstlichen Glanz, der seine Jugend umgeben, hatte er in ihr Dinge erlernt, die er jetzt lehren konnte, und er vermochte sich durch Unterricht

in der Mathematik und Geographie, in der französischen und englischen Sprache an der Schule von Reichenau seinen Unterhalt zu erwerben.

Auch hoch droben im deutschen Norden lag über den Landen an der Ostsee noch Ruhe gleichförmig hinschreitender Jahre. Sie setzten fort, was sie stets gethan, schufen an langsam-unmerklicher, vom täglichen Blick und Gefühl nicht aufgefaßter Veränderung. Doch ihre Thätigkeit rastete nie, offenbarte dann und wann plötzlich ihre Wirkung. Ein alter Baum, dessen morsch gewordenem Inneren sie den Halt genommen, brach vom Anprall eines Wettersturms zu Boden, und ein altes Menschenauge schloß sich zum letzten Schlaf. Das bleibende Leben ging nach seiner hergebrachten Art weiter, eines Tages, über kürzer oder länger, an den gleichen Ausgang zu kommen, dessen es nicht gedachte, sondern, als liege kein Endpunkt vor ihm, seine Wünsche, Pläne und Ziele fortspann. Aber auch an ihm wandelte ohne Unterlaß die Zeit, ließ in dunkles Haar sich hellschimmernde Fäden einmischen, und wie sie scheinbar beständige Ebenmäßigkeit der Tage vorüberführte, scheute sie auch vor der Widerstandskraft der blühenden Jugend nicht zurück. Leise heranschleichend, glitt sie über den rosigen Schimmer der Wangen, brachte den Duft der Morgenröthe auf ihnen zum Verblassen; sie hatte nicht Macht,

die Schönheit des noch jungen Antlitzes anzutasten, doch sie streifte den Zauberschmelz des Frühlings von ihm ab, änderte seine Weichheit zu schärfer sich ausprägenden Linien um. Sie konnte noch keine Furchen in die Marmorglätte der Stirn hineinziehen, aber ein leichtes Florgespinn legte sie drüber, dem Schatten ähnlich, der von einem weißen Sommerwölkchen in sonnige Landschaft herabfällt. Vom Weitergang des Lebenstages gab es Zeugniß, auch sein leuchtender Frühmorgen war der großen Herrscherin auf Erden unterthan; sie zählte seine Secunden zu Minuten, die Minuten zur Stunde zusammen und führte ihn langsam, doch niemals innehaltend, dem Mittag, seiner Mitte entgegen.

Wie aber das Jahrhundert in die Gruft niedersank, die ihm die Zeit gegraben, hatte es aus der grausenvollen Blut- und Brandstatt seines letzten Jahrzehnts eine neue Schreckenssaat aufgetrieben, der sich nun ein Riesenphantom enthob, wie mit einem Medusenblick die zitternde Welt lähmend und zu Ohnmacht erstarrend. Mit unglaubhafter Schnelligkeit war es aus der kleinen Gestalt eines namenlosen Artillerieoffiziers zu Gigantengröße emporgewachsen, gleich dem Fatum des Alterthums das allein Bestimmende, dessen Willen und Willkür die Götter sich beugen mußten, wie die Menschen unter ihrer Herrschergewalt. Mit

Titanenarmen umfaßte der Schicksalmächtige die alte Europa, nur ein secundenkurzes Ringen für die Sonnenzeit war's und überlebte Kraft lag mit zerschmetterten Gliedern am Boden. Und jetzt schritt auch über die Niedergestreckte das Verderben, wie zuvor über das Land, aus dem es seinen Ursprung genommen; rothwogende Fluthen und Flammengeloder, die Jammerrufe von Millionen und der eisige Hohn ihres Urhebers bezeichneten seine tausendfachen Wege. Die Götter stürzten von den Thronen, ein Handwink des Uebermächtigen ließ ihre Königreiche vergehen und neue seiner Laune erstehen; er stand als der einzig Stehende, als das allein Seiende, und nichts war außer ihm. Und wiederum war es ein Ausrotten in Verwesung zerfallener Vergangenheit durch Fäulnißhand, die vom Größenwahnsinn getrieben, unbewußte Arbeit für die Zukunft vollbrachte. Jetzt bereitete sie überall, mit Blut düngend, den stumpfgewordenen Boden für die Ernährung einer besseren Saat. Zwar die von ihr Getroffenen erkannten den Segen nicht, dessen Samen sie unwillentlich ausstreute, fühlten nur den Fluch, den sie herabschleuderte. Und unter den Füßen des Allgewaltigen zertreten, sahen sie, hoffnungverlassen, keine Möglichkeit der Errettung aus seinen erzklirrenden Ketten.

Und doch war Eines auch über ihm, die noch

unbezwinglichere Herrscherin, die Zeit. Langsam und unmerkbar wandelte sie auch hier an dem unabänderlich Erscheinenden, untergrub mit still-rastloser Thätigkeit die Riesenquadern, auf denen der ungeheure Bau des Giganten ruhte. Und ein Tag kam, an dem er, zusammenbrechend, seinen Schöpfer unter sich begrub.

An diesem Tag jedoch nahm der Blick noch nichts vom Aufgehen einer besseren Zukunftssaat gewahr. Nicht jenseits des Rheines und nicht diesseits; dorthin kehrte jetzte die Gräfin Louise von Lille als Königin von Frankreich zurück, denn ihr Gemahl bestieg, durch die siegreichen Waffen der verbündeten Mächte aus seiner Erniedrigung wieder emporgehoben, als von der Gnade Gottes berufen, den Thron seines enthaupteten Bruders. Mit ihm vermochte auch der ehemalige junge Lehrer an der Erziehungsanstalt von Reichenau, um zwanzig Jahre gealtert, jetzt als Herzog Philipp von Orleans in sein Heimathland zurückzukehren und die Reichthümer seines väterlichen Erbes in Besitz zu nehmen. Doch lag als Hinterlassenschaft auch das Angedenken an seinen Vater, der für die Hinrichtung Ludwig des Sechzehnten gestimmt, ihn dunkel überschattend, auf ihm, und von dem neuen König frostig empfangen, mit unverhehltem Mißtrauen angeblickt, verließ er Frankreich wieder, um abermals in die Fremde, nach England, davon zu ziehn. König

Louis der Achtzehnte aber nutzte die zurückgewonnene Herrschaft in Frankreich zu den gleichen Zwecken und Zielen, wie die aus der Eisenklammer des corsischen Imperators befreite ‚heilige Allianz' in Deutschland. Er setzte den alten Adel wieder in seine früheren Vorrechte ein, lieferte das Volk mit gebundenen Händen der Kirchenzucht und ihrer Priesterherrschaft aus. Auf alle Länder legte sich ein schwererer Druck als je zuvor; mit brutaler Gewalt, Polizei- und Beamtenwillkür, mit Kerkerstrafen und Todesurtheilen trachteten die Regierungen danach, die Erinnerung an das in den letzten Jahrzehnten Geschehene auszutilgen, es wie nicht gewesen, aus der Geschichte wegzulöschen. Der alte Moder, der von ungeheurem Grabe verschlungen geschienen, brach noch wieder herauf, die Luft mit Giftstoff anfüllend und jeden gesunden Athemzug verwehrend. Das deutsche Volk hatte für seine und seiner Fürsten Befreiung vom fremden Joch auf Sieg oder Untergang gekämpft, es empfing zum Lohn von seinen Fürsten und ihren Rathgebern Peitschenstreiche und Zwangsjacken.

Wenn aber jemals in der sogenannten Weltgeschichte eine Zeitdauer, während der Knaben aus der Wiege zu Jünglingen aufgewachsen, das Aeußere und Innere der Menschen vollständig umgeprägt hatte, so war es diesmal geschehen. Um etwas mehr als

anderthalb Jahrhunderte zuvor hatte der dreißigjährige Krieg gleichfalls einen Durchriß geschaffen, an dessen jenseitigem und diesseitigem Rand eine veränderte Menschheit gestanden, und seine Dauer war eine noch längere gewesen. Aber dennoch hatten die beiden letzten Decennien einen noch breiteren und tieferen Abgrund zwischen dem vorher Gewesenen und dem neu Gewordenen ausgedehnt, der jeden Zusammenhang von ihnen aufgehoben. Es führte keine Brücke mehr hinüber, als das Gedächtniß der schon höher Bejahrten, doch wenn sie an ihre Jugend zurückgedachten, erschien diese ihnen wie aus einer anderen Welt, fast wie auf einem andren Stern erlebt. Denn in der Welt, die sie jetzt umgab, war nichts von der vormaligen geblieben und nichts auch in ihnen selbst. Alles hatte die Zeit vom Grund aus verwandelt, größtentheils zum Gegensatz verkehrt: Die Haartracht, die Kleidung, die Haltung und Bewegung, doch nicht minder die Formen, Gewöhnungen, Bräuche und Anschauungen, die Gedanken und Empfindungen. Mit dem noch bewahrten Ueberrest der würdigen Gelehrtenperrücken, den Haarbeuteln und Zöpfen, Puder und Schönheitspflästerchen, mit den farbigen Seidenröcken, bestickten Schooßwesten, gefälteten Jabots, Kniehosen, Escarpins und Spieldegen, den bauschenden Brokatroben, tiefdecolletirten Corsagen und thurmhohen

Frisurgebäuden waren die zierlich gesuchten Redewendungen, das Geflimmer des Esprits, die leere Galanterie von den Lippen, das Trachten nach dem Schein aus den Gemüthern abgeschwunden. Der ungeheure Orkan hatte alles wie thörichtes Kinderspielzeug zerschlagen und weggekehrt, an die Stelle einen glanzlosen, wortkargen Ernst gebracht, den Drang nach Natürlichkeit, in vielem eine, bis zu den höchsten Kreisen hinaufreichende, nur dem nächsten Nutzen zugewandte Nüchternheit. Manches Schöne und Feine war in dem Sturm mit untergegangen, um nicht wieder zu erstehen, doch an seinem Ausgang stand das deutsche Volk von jahrhundertalten, buntumflitterten Fesseln befreit da. Freilich nur von solchen des Geistes und Gefühls, denn in seltsamem Widerspruch ward das Wort Freiheit aus seiner Sprache ausgelöscht, und nach außen lag es unter dem Druck erneuter, von den heimischen Gewalthabern vollzogener Knechtung kaum weniger hoffnungslos, als unter dem abgeworfenen Joch der langen Fremdherrschaft.

Da sah die Sonne auf die Segel eines Schiffes nieder, das, über den atlantischen Ocean ziehend, eine kleine Anzahl fremder Passagiere, deutscher Männer im kräftigsten Alter an Bord trug. Sie überkreuzten den Aequator und landeten an der Küste Süd-

amerikas, dann drang der Prinz Maximilian von Wied mit seinen Begleitern in das unbekannte, noch nie von Deutschen betretene Innere Brasiliens ein. Um anderthalb Jahrzehnte zuvor hatte Alexander von Humboldt weiter gen Norden die unermeßlichen Urwälder um den Amazonenstrom durchzogen und die erste Kunde aus ihnen nach Europa gebracht; jetzt trieb es seinen fürstlichen Nachahmer, nach sorglicher Vorbereitung mit ihm zu wetteifern und die noch völlig fremdgebliebene Mitte jener Tropenwelt gleichfalls als erster wissenschaftlich zu erforschen. Er wandte sich der, zwischen den Flußläufen des Rio Pardo und Rio Doce belegenen, von dem wilden Indianervolksstamm der Botokuden bewohnten Provinz Minas Geraes zu; einen tiefernsten Drang und hohen Muth erforderte das gefahrvolle Unternehmen, nicht prahlsüchtige Eitelkeit konnte dazu antreiben, deren Sinnbild der nun in der Mitte des vierten Jahrzehnts stehende Prinz, als seinem innersten Wesen voll widersprechend, in Gestalt eines Pfauen in seinem Wappen trug. Unter seinen, gleich ihm reich mit Kenntnissen und Muth ausgerüsteten Gefährten befand sich, um zehn Jahre älter, der Doctor der Medicin Folkrad Morhoff, doch weniger zu dem Zweck, nöthig fallenden ärztlichen Beistand zu leisten, als um durch seine naturwissenschaftlichen Erfahrungen

den Erfolg der Expedition mit zu sichern. Sein Berufsgebiet war die Zoologie geworden, mit der er nicht mehr, wie ehemals der außerordentliche Professor Günther Schellhorn, die Anatomie, Chirurgie, Physik, Mineralogie und Botanik gleichmäßig vereinigte, wenn er auch keinem der Naturkunde angehörigen Fach als Fremdling gegenüberstand. Doch die verwandelnde Zeit hatte die Erkenntniß mitgebracht, daß ein jedes von ihnen allein die volle Kraft und Geisteszuwendung eines Mannes erfordern, und durch seine günstige Vermögenslage zu freier Wahl befähigt, hatte der einstmalige junge Theologe sich ganz jenem Studium hingegeben, nachdem er zuvor das der Heilwissenschaft auf einer Universität Süddeutschlands begonnen und vollendet gehabt. Eine Hinneigung dazu mochte ihm von Vorfahren im Blut vererbt worden und durch den Professor Schellhorn genährt worden sein, doch er fühlte, der eigentliche, entscheidende Antrieb war in ihn durch den merkwürdigen, frühreifen Knaben hineingerathen, mit dem er auf dem Segeberger Kalkfelsen zusammengetroffen. Und als er nach mehr denn zehnjähriger, nie unterbrochener Arbeit inmitten des wilden Kriegsgetöses um ihn her, in einsamer Stille seines Zimmerraumes weiterschreitend, an das Ziel, das er sich vorgesetzt, hinangekommen, hatte er den inzwischen zum Manne emporgewachsenen Prinzen

von Wied aufgesucht, diesem zu sagen, welche Umwandlung des früheren Studenten der Theologie durch ihn bewirkt worden sei. So waren die Beiden miteinander in einen Verband getreten und geblieben, der sich durch gleiche Berufsinteressen und einen wie verwandten Zug ernster, allem nichtigen Schein abgekehrter Lebensanschauung allmählich zu einem Freundschaftsverhältniß fortentwickelt hatte. Kein leisester Mißton hochmüthiger Ueberhebung verletzte je aus dem Munde des ungewöhnlichen Fürstensohnes die Empfindung des bürgerlichen Gelehrten, den er sich unverkennbar nicht nur bezüglich des gemeinsamen wissenschaftlichen Trachtens, sondern auch als menschlich gleichbürtig ansah. Und als der Prinz Maximilian von Wied, vielleicht auch im Innersten von dem angewidert, was dem deutschen Volk nach den Freiheitskriegen von oben herab als Lohn zu theil ward, Europa für Jahre den Rücken wendend, seine Forschungsreise unternahm, stand ihm in erster Reihe, unter seinen anderen Begleitern Folkrad Morhoff als Gefährten neben sich zu haben.

Aus diesem war statt des schönen, frohsinnig-heiteren Jünglings ein kraftvoller, zumeist still in sich gewendeter Mann geworden, dessen kurzer brauner Vollbart am Wangenrand schon mit einzelnen Haaren in's Graue zu spielen anfing, wie es bei den Landes-

söhnen Holsteins nicht selten frühzeitig begann. Er stand allein in der Welt, ohne Verwandte und unvermählt, gab sich ganz dem erwählten Beruf hin; so war er fraglos eine bestgeeignete Persönlichkeit für den in's Auge gefaßten Zweck, bewährte dies nach jeder Richtung. Himmel und Erde, gewaltige Unwetter und weglose Wildniß setzten dem Vordringen der kleinen Schaar täglich neue Beschwernisse entgegen. Raubthiere und Schlangen drohten überall aus dem Dickicht, giftgetränkte Pfeile der Wilden aus dem Hinterhalt, nöthigten zu fast ununterbrochenem Kampf mit Entbehrungen, Hindernissen und Gefahren. Doch allem gegenüber erwies sich Folkrad Morhoff als guter Berather und unverzagter Beistand; er hielt die reichhaltig eingesammelte zoologische Ausbeute unter sorglicher, sachkundiger Obhut, war durch die klassische Bildung seiner Jugend am meisten zur Unterstützung eines Hauptbestrebens seines fürstlichen Freundes befähigt, ein Verständniß der völlig fremdartigen, seltsamen Sprache der Botokuden zu gewinnen. Was er ausführte, zeugte von bedachtsamer Tüchtigkeit und ruhig-heitrem Ernst eines vollgereiften Mannes, dessen Tageslauf indeß nicht allein in wissenschaftlichen Beobachtungen aufging. Merkbar war er auch mit voller Empfänglichkeit für die poetischen Eindrücke der ihn umgebenden fremden Tropennatur

begabt, wenn er dies auch weniger in der Gegenwart der Andern an den Tag legte. Aber von ihnen getrennt, im Urwald vereinzelt, stand er dann und wann, mit großerweitertem Blick eine Zeitlang reglos auf den mächtigen Stämmen um ihn verweilend und durch die einsame Stille wie auf einen fernher zwischen ihnen herüberklingenden Ton mit gespanntem Ohr lauschend. Nicht oft geschah's so, denn zumeist ward seine Thätigkeit von der Ueberfülle neuer Erscheinungen und Gestaltungen rastlos in Anspruch genommen, doch einmal verharrte sein müßiges Anhalten in längerer Dauer. Vor ihm hatte sich eine kleine Lichtung geöffnet, in die senkrecht die Glutpfeile der Sonne niederflammten, Schweigen lag drüber, nur das dumpfe Gurren einer Kronentaube scholl von den thurmhohen Wipfeln herunter. Aus der mächtigen Höhe erklang's verschwommen, wie ein Laut aus traumhafter Weite, und mit einem traumhaften Ausdruck auch hafteten die Augen des unbewegt Stehenden auf dem Boden der mit Gold überschütteten Lichtung. An ihm leuchtete zwischen fremdem Blattwerk ein einzelner scharlachrother Punkt, eine Frucht schien's, einer überaus großgediehenen deutschen Walderdbeere gleichend, und unverwandt hielt sein Blick sich darauf gerichtet. Da verwandelte sich jählings vor diesem das Bild, wie Nachteinbruch fiel schwarzer

Schatten drüber, und ein Sturz riesenhafter Tropfen schlug herab. Er hatte vergessen, daß die Mittagstunde gekommen sei, in der das tägliche Tropengewitter niederbrach. Mit Windesschnelligkeit war es herangezogen, schleuderte seinen ungeheuren Aufruhr aus den lichtverfinsternden Wolkenbergen; der Sturm durchkrachte den Urwald, blendend zuckten die Blitze ringsum und ohne Verstummen schmetterte und polterte der betäubende Donner. Die sichere Gewandtheit Folkrad Morhoffs, sich in der Wildniß nach seinem Ziel zurecht zu finden, ließ ihn heute im Stich, es lag etwas Sinnverworrenes in ihm, und ungewiß irrte er stundenlang umher, eh' ihm's gelang, schwerdurchnäßt, die Zeltstatt seiner Gefährten anzutreffen. Obwohl er hier andre Kleider anlegte, durchlief's ihn doch ab und zu wie mit einem leisen Fieberschauer; die sonst mit seinem Ernst gepaarte ruhige Heiterkeit hatte ihn an diesem Tag verlassen, er gab auf Fragen ungewohnt zerstreute Antwort und blickte zuweilen, merklich unbewußt von seiner Beschäftigung innehaltend, stumm vor sich hin.

Fast zwei Jahre verbrachten die Naturforscher in der bisher unbekannt gebliebenen Innenwelt des mittleren Brasiliens, dann kehrten sie, von der Wendekreissonne gebräunt, doch an Kraft und Gesundheit unversehrt, nach Europa zurück. Vom täglichen Zusammenleben, -Arbeiten und gemeinsamen Ueber-

winden aller Fährnisse während so langer Dauer war das Band zwischen dem Prinzen Maximilian und Folkrad Morhoff noch fester geschürzt worden, und nach einer schon jenseits des Oceans geschlossenen Uebereinkunft gab der letztere sich jahrelang völlig mit der Ordnung, Bestimmung und Aufstellung der heimgebrachten großen Sammlungen aus allen Classen des Thierreichs hin. Dann erhielt er, wohl in Folge seines erworbenen Rufes, vielleicht auch durch im Stillen mitwirkenden Einfluß seines fürstlichen Freundes eine Berufung zum Professor der Zoologie an einer mitteldeutschen Universität, theilte dort seine Zeit zwischen eifriger Erfüllung der neuen Lehraufgabe und schriftlicher Ausführung seiner während der Reise gemachten wissenschaftlichen Aufzeichnungen. Unthätig vermochte er nicht zu sein, die Arbeit war ihm Lebenszweck und Lebensbefriedigung. Von dem trostlosen Zustand der inneren Verhältnisse Deutschlands ward seine Empfindung kaum berührt, sie fielen als Kommendes und Gehendes vor dem unvergänglich Bleibenden der Natur von ihm ab. Er bekümmerte sich nicht um politische Fragen, führte ausschließlich sein eignes Leben, fand Anregung und Erholung von seiner unermüdlichen Beschäftigung nur im Verkehr mit wenigen, ihm gleichgesinnt befreundeten Männern.

Die gehörten jetzt fast sämmtlich einem, wie er,

gegen das Ende des fünften Jahrzehnts aufgerückten Geschlecht an, dessen Jünglingszeit vor dem Beginn der großen Weltumwandlung gelegen, nur einzelne Grauköpfe ragten noch aus einer früheren Periode herauf. Doch überall in den deutschen Landen waren die sonderbaren, wie ein Rest des Mittelalters mit langen Perrücken oder gepuderten Haarbeuteln erhalten gewesenen Professorengestalten weggeschwunden, deren Musterbilder die Stadt Kiel einst in dem professor ordinarius der Gottesgelahrtheit, Barthold Fabronius, und dem ordentlichen Professor der Weltweisheit, Vernunftlehre und logischen Disciplin, der Mathematik, griechischen Grammatik, Metrik und Prosodie, Herrn Nicodemus Wasmuth, täglich auf dem ‚philosophischen Gange' wandeln gesehn. Mit ihren ‚eheleiblichen Genossinnen', auf die sie einmal in noch jüngeren Tagen ‚eine eheliche Zuneigung geworfen', hatten sie alle ‚durch tödtlichen Hintritt' ‚wohlselig' ‚die zeitliche Welt gesegnet, ihre sterbliche Hülle abgelegt, den Schauplatz dieser Welt, die ihrer durch den zeitlichen Tod beraubt worden, verlassen und selbst vom Geist verlassen, dieser mühseligen Welt gute Nacht gegeben'. Und jeder von ihnen war eines Tags von dem Professor ordinarius eloquentiae vor den versammelten Angehörigen der Universität in feierlicher Nachrede gebührend ad astra erhoben, in Nekrologen durch

lateinische Disticha nach seinen hohen unvergänglichen Verdiensten um die alma mater und die Menschheit gepriesen worden. Und alle lagen in dem ungeheuren Schlund, den die Zeit um ihre Grabmäler aufgerissen, versunken, als ob sie nie gewesen, verschlungen auch ihr Gedächtniß, denn die aus dem Chaos auferstandene neue Welt hatte keines an die Fossilien der alten bewahrt, und selbst von ihren Schatten war nichts auf den veränderten Wegen zurückgeblieben, wo sie einst würdevoll, in collegialer Einträchtigkeit und Zwieträchtigkeit tiefsinnige und anzügliche Wechselrede führend, entlanggeschritten.

Weiter aber gingen die Jahre mit dem lastenden Druck auf den Völkern, und weiter ging das Vergessenwerden. Mit fürstlichen Ehren war bald nach dem neuen Jahrhundertbeginn Friedrich Gottlieb Klopstock auf dem Friedhof des Dorfes Ottensen bei Altona zu Grabe gebracht worden, doch kaum nahm jetzt eine Hand noch seinen ‚Messias' und seine Oden vom Büchergestell herab. Friedrich Leopold von Stolberg hatte ihn, zum Katholicismus übergetreten, um anderthalb Jahrzehnte überlebt, aber auch seine weltfreudigen Jugendgedichte, wie seine späteren frommen Schriften theilten das Loos der ‚göttlichen Gesänge' Klopstocks, gehörten nicht mehr der Gegenwart, nur noch der Literaturgeschichte an; der Name des ‚Skalden' Heinrich Wilhelm von Gerstenberg war schon vor dem

Ende seiner um ein wenig längeren Lebenszeit ein beinah unbekannter geworden, allein auf seine schauerliche Hungertragödie ‚Ugolino‘ kam da und dort einmal die Rede, als auf eine Monstrosität, von der noch ein Gerücht ging, doch die niemand selbst gelesen. Im Park des Gutes Altenkamp erhob sich kein Gedenkstein in Form einer dreiseitigen Pyramide mit den goldenen Namensinschriften zur Kunde für die Nachwelt, daß jene drei Heroen der Dichtung an einem Tage, in wechselseitiger Bewunderung vereint, beisammen auf diesem Erdenfleck gestanden; Graf Friedrich Walterstorff hatte die Errichtung des Erinnerungmales an die glanzvolle Stunde seines Hauses zu lange hinausgeschoben und, von einem unvorgesehenen Schlaganfall plötzlich weggerafft, nicht zur Ausführung bringen können. Nur Johann Heinrich Voß befand sich noch als ein hoher Siebziger unter den Lebenden, nicht mehr das Schulscepter in Eutin führend, sondern heimathfern, auf fremden Boden verpflanzt, als Professor an der Heidelberger Universität, mit unveränderter Sinnesart, doch müd' vom langen Tag den Abendschluß erharrend; seine Verdeutschung der Ilias und Odyssee sich als ein Denkmal aere perennius hinterlassend, und auch seine ‚Luise‘ erfreute im deutschen Norden noch manchen sinnigen Leser. Aber übermächtig, im ganzen Deutschland herrschend, waren zwei

andere Namen, Friedrich Schiller und Wolfgang Goethe, emporgewachsen, zu Thurmhöhen neben dem bescheidenen ländlichen Pfarrhaus des Eutiner Rectors. Sie hatten sich des deutschen Volksgeistes bemächtigt, hoben ihn mit veredelnder Nahrung erhabener Gedanken und Empfindungen zu höherer Stufe empor. Und seltsam begann ein in Düsseldorf zur Welt gekommener Kaufmannssohn in völlig anderer Tonart mit jenen beiden Unsterblichen zu wetteifern, eine Stimme der neugewordenen Zeit, fremdartig und tändelnden Klanges, von der kaum noch jemand ahnte, daß auch sie einem großen, unvergänglichen Dichter der Zukunft angehöre.

In der Stille aber schuf die Zeit weiter an der inneren Wandlung alles Bestehenden fort. Wenngleich nach außen noch nicht wahrnehmbar, vollzog sie sich langsam auch in den Staaten und bei den Unterthanen, über die der ‚Deutsche Bundestag‘ seine Mißregierung führte; jenseits des Rheines dagegen trat ihre allmähliche Wirkung plötzlich offen hervor. In neuer Erhebung gegen seine Bedrücker verjagte das französische Volk nach dreitägig kurzem Kampf den Nachfolger Louis' des Achtzehnten, Karl den Zehnten mit seinen Hofschranzen und Jesuiten, und der ehemalige Lehrer, den das Seminar von Reichenau vor dem Verhungern bewahrt, bestieg als König

Louis Philipp in seinem siebenundfünfzigsten Lebensjahre den Thron von Frankreich. Zum erstenmal ging durch die athemversagende Stickluft, die anderthalb Jahrzehnte lang Europa überlagert gehalten, ein frischer Windstoß; ein ernstgesinnter, durch viele Schicksalserfahrungen gereifter Mann übernahm mit bestem Willen die Herrschaft eines großen Landes, und von der Julirevolution breiteten sich Wellen auch nach Deutschland hinüber, in ihm noch keinen Umsturz herbeiführend, doch den todtversumpften Stillstand erschütternd und lebendig durchfluthend, nun mählich den mit Blut gedüngten Boden zum Aufkeimen einer neuen, besseren Saat bereitend.

Da sah die Sonne abermals ein Schiff über den atlantischen Ocean ziehen und an seinem Bord zum Theil dieselben Männer, die sie um siebzehn Jahre zuvor an die Küste Brasiliens hinübergeleitet hatte. Nur nahm das Fahrzeug diesmal seinen Lauf der Nordhälfte Amerikas entgegen, und ergrautes Haar umgab die Köpfe jener Passagiere, auch schon den des Prinzen Maximilian von Wied, der nochmals eine Forschungsreise unternommen, um den Mississippi hinauf bis in das noch von ungelichtetem Dunkel überdeckte Gebiet seines großen Nebenstromes, des Missouri, vorzudringen.

XI.

An einem Junitage des Jahres 1834 hatten in der Morgenfrühe zwei Reiter Hamburg verlassen und von Altona aus die breite, nach der neuen Erfindung des englischen Wegebauinspectors Mac-Adam hergestellte Landstraße eingeschlagen, an deren nördlichem Endpunkt bei Kiel eine Denksteininschrift über sie kundthat: ‚Fridericus VI. hanc viam sternendam curavit‘. Vielleicht die wichtigste Verbesserung stellte sie dar, die dem Lande seit Jahrhunderten zu theil geworden, denn die vorherige, sich vierzehn Meilen weit durch Mahlsand und Sumpfstrecken über Knütteldämme und Feldsteine hinziehend, war von einer Beschaffenheit gewesen, daß sorgliche Familienväter, wenn ihnen die Nöthigung zu einer Kutschenreise von Kiel nach Hamburg obgelegen, vorher ihre letzten Willensbestimmungen aufgesetzt hatten, und dankbar übertrug sich die angrenzende Landbevölkerung jene Inschrift in ihre Sprache: „Fredrich de Sößte hett düssen Steendamm cureert.“ So aber bedurften die beiden Reiter auf der glatten

Bahn nicht mehr, wie die frühere Wagenfahrt, zweier Tage und Nächte zur Zurücklegung des Weges, sondern trafen auf ihren guten, nur noch mit leichten Mantelsäcken beladenen Pferden bereits gegen die Nachmittagsmitte an dem stillen ‚Flecken' Neumünster, dem trotz seinem Namen sehr alten novum monasterium St. Vicelius, des ‚Apostels von Holstein' ein. Zwei Herren waren es in der einfachen, wenn auch aus erlesenen Stoffen hergestellten, bürgerlichen Tracht der Zeit, graues Haar sah unter ihren gleichartigen Hüten hervor, doch mochte der etwas Größere dem andern ungefähr um ein Jahrzehnt an Alter vorauf sein. Augenscheinlich standen sie in nah befreundetem Verhältniß, leisteten sich indeß nur bis zu einem gewissen Punkt Gesellschaft, an dem eine Wegtrennung zwischen ihnen vorbestimmt worden. Diese Stelle erreichten sie offenbar ein weniges vor den ersten Häusern von Neumünster, hielten an, wo ein schmalerer Fahrweg ostwärts von der macadamisirten Landstraße abbog, und der Jüngere sagte:

„Also auf Wiederantreffen in einigen Tagen! Da wir in der Nähe waren, wollte ich den eigenartigen Kalkstein des Felsens, den ich seit Knabenzeit nicht wieder gesehen, noch einmal aufsuchen und mir einige Prüfungsstücke auf seine Verwandtschaft mitnehmen; später hätte ich eine Reise dazu machen müssen. Das

klingt komisch; vor einem Jahr wäre uns eine Entfernung von vierzig Meilen als ein Katzensprung in die Nachbarschaft vorgekommen, aber wenn man den Fuß auf europäischen Boden zurückgesetzt hat, fällt man auch wieder in deutsche Bemessungen zurück. Sie treffen vermuthlich auf der neuen Straße früher in Kiel ein, als ich in Segeberg; so viel ich weiß waren Sie dort auch seit länger als vierzig Jahren nicht mehr und werden es stärker verändert finden, als ich meinen Kalkfelsen. Tempora mutantur et nos mutamur, die Menschen; nur die Natur bleibt sich gleich, wenigstens während unsrer Lebensdauer, des Bruchtheils einer Secunde der Zeit, nach welcher die Sonne rechnet. Kiel wird noch keine Weltstadt nach amerikanischem Vorbild geworden sein, ich finde Sie dort wohl ohne zu große Schwierigkeit auf, daß wir miteinander auf dieser guten Straße zurückreiten und in Hamburg die Ausladung unsrer Sammlungen überwachen können. Vielleicht gelingt's Ihnen, noch etwas von der wissenschaftlichen Hinterlassenschaft des alten Professors Schellhorn ausfindig zu machen, das geschähe ihm nach posthumer Gerechtigkeit, denn er war ein weißer Rabe unter dem grotesken schwarzen Geflügel seiner Zeit, und auch Sie sind ihm zu Dank verpflichtet. Wie man das Wörtchen ‚alt‘ so gewohnheitsmäßig und gedankenlos ausspricht; ich bin

heut' älter, als er damals, wie ich ihn besuchte, und Ihre Jahre hat er wohl überhaupt nicht erreicht. Nun, seien wir zufrieden, daß wir noch leisten konnten, was die beiden letzten von uns forderten. Also in drei Tagen etwa, vielleicht mache ich noch den kleinen Umweg über Lübeck. Die alten Thürme liegen mir aus der Weite her im Gedächtniß, und ich bin nie zu ihnen hingekommen. Auf gutes Wiedersehen! Im Urwald werden wir uns beide unterwegs nicht verirren."

Der Sprecher reichte seinem Gefährten die Hand und schlug den nach Osten führenden Weg ein, der andere setzte, Neumünster durchquerend, die nördliche Richtung auf der Hauptstraße fort. Doch wie von dieser, eine Strecke hinter dem Flecken, nochmals ein schmalerer Nebenfahrweg zur Rechten hin abzweigte, hielt er unwillkürlich wieder an und ließ den Blick über ihn entlangschweifen. Etwas Unschlüssiges kennzeichnete sich dabei in seinem Gesicht, das deutlich die Merkmale des siebenten Lebensjahrzehnts trug. Es war von edler, geistig belebter Bildung, doch die schärfer hervorgetretenen Züge des Alters weisend; nicht eigentliche Furchen hatten sich in die Stirn geprägt, aber wahrnehmbare Schattenstriche zogen durch sie hin, nur in den Augen lag noch eine ungetrübte, aus fernen Jugendtagen bewahrte Helligkeit. Sie

hafteten eine Weile regungslos auf der kleinen Seiten-straße, dann lenkte der Reiter, erkennbar mit einem plötzlichen Entschluß, sein Pferd in sie hinein. Um ihn dehnte sich der baumlos öde Mittelrücken des holsteinischen Landes, nur am östlichen Horizont von langgestrecktem dunklen Waldsaum begrenzt; näher ragte ein Dorfkirchthurm auf, dem offenbar der Weg entgegenführte. Ueber eine steinbestreute Hochfläche ging's, aus der sich vielfach kleine, eigenthümlich gerundete Hügelkuppen emporhoben, Ueberreste unbekannter Vorzeit, von kahler Grasnarbe oder niedrigem Strauchwerk bedeckt, dem Kundigen sich als Hünengräber darstellend; Lerchen trillerten drüber, und die langbleibende Sonne des Junitags lag noch voll, doch mit einem schwermüthigen Goldlicht auf den letzten, schweigsamredenden Kundgaben einer versunkenen Welt. Dann wurden auch die strohbedachten Häuser einer in die Einsamkeit hineingelagerten Ortschaft sichtbar, und der Reiter befragte einen ihm begegnenden Bauern nach dem Namen des Dorfes. Der Angesprochene versetzte, die Mütze ablüftend: „Dat is Bornhövd, Herr; wüllt Se up dat Slachfeld, denn fragen Se man in't Dörp.“ Auch ein Erdenstück großer geschichtlicher Vergangenheit war's, dem Hörer wachte im Gedächtniß auf, daß hier im 13. Jahrhundert die große Entscheidungsschlacht zwischen dem

dänischen König Waldemar Seier und den Holsteinern, Ditmarsen und Lübeckern stattgefunden hatte; ihm kam die Erinnerung an eine in die Stadt Kiel hineinführende, ‚der Königsweg' benannte Feldstraße, auf welche der Graf Adolf von Schauenburg in der Nacht nach dem mörderischen Kampf, vor sich auf dem Roß, unerkannt, mit geschlossenem Visir, seinen Todgegner, den schwerverwundeten König zum Kieler Schloß gebracht und dort freier Sicherheit überliefert haben sollte. Doch flüchtig nur verweilten die Gedanken des Reiters bei diesen Bildern alter Vergangenheit, die Gegenwart entriß ihn ihnen wie mit einem plötzlichen Ruck. Er hatte die höchste Bodenaufwölbung der einförmigen Gegend erreicht, und ihm zur Linken tauchte in noch ziemlicher Entfernung, doch deutlich übersehbar, eine große, von Waldgruppen gegliederte Wasserfläche auf; die Zügel seines Pferdes anziehend, hielt er einige Minuten lang still, blickte nach dem weitgedehnten Landsee hinüber. Dann nahm er die Richtung auf diesen zu, ließ erkennen, daß er ausnehmend geübt sein müsse, ein in's Auge gefaßtes Wegziel sicher zu verfolgen, denn der See verschwand wieder, und dichter Wald schloß sich, jeden Ausblick raubend, mit öfter kreuzenden Pfaden um ihn. Indeß ohne Unschlüssigkeit wählte er die richtigen aus, gelangte nach einer Stunde an einer Stelle in's Freie,

wo unweit eine altknorrige, hochwipflige Ulmenallee auf ein ihrem Ende vorgelagertes großes, weißes Gebäude ausmündete. Und diesem sich zuwendend, stieg er vor dem Schloß des adligen Gutes Altenkamp, noch rüstigen Abschwungs, vom Sattel und übergab einem herzukommenden Diener eine Visitenkarte, ihn drinnen anzumelden; von der Uhr über dem Portal erklangen bei seiner Ankunft die Schläge der achten Stunde, doch volle Tageshelle der nordischen Hochsommerzeit lag umher, die Sonne stand noch über dem Horizont.

Das Gut befand sich, wie seit mehreren Jahrhunderten, noch in den Händen des gräflich Walterstorff'schen Geschlechts, doch vom Großvater in den letzten zwei Jahrzehnten auf einen Enkel übergegangen, dessen Vater, Graf Wolfgang Walterstorff, frühzeitig vom Tod betroffen, kaum zehn Jahre lang der Besitzer gewesen. Der jetzige trug nach seinem Aeltervater den Namen Friedrich, er stand im Anfang der Dreißiger, das Gepräge seiner Züge gab auf den ersten Blick die aristokratische Abkunft zu erkennen. Vor zwölf Jahren hatte er sich mit einer Comtesse Brockdorf vermählt, und fünf Kinder, von denen die ältesten schon ziemlich hoch aufgewachsen, waren der Ehe entsprungen. Gegenwärtig saß die Familie mit einer alten Dame zusammen, auf die Ankündigung der Abendmahlzeit wartend, im Gartensaal, durch dessen

offenstehende Flügelthür die schräg absinkende Sonne noch eine breite Goldbahn auf den Estrich hereinwarf.

Nun trat ein Diener herzu und überreichte auf silberner Platte eine Karte, die der Schloßherr nahm und laut den auf ihr stehenden Namen ablas: „Professor Folkrad Morhoff.“ Er fügte drein: „Eine mir unbekannte Persönlichkeit,“ doch nach einem Anhalten setzte er hinzu: „Mir kommt in's Gedächtniß, daß ich den Namen in den letzten Tagen gelesen habe; wenn ich mich nicht irre, stand er im Hamburger Correspondenten als der eines Begleiters des Prinzen von Wied, der von seiner Forschungsreise aus dem westlichen Theil der Vereinigten Staaten zurückgekommen. Ein etwas später Besuch, und ich weiß nicht, was er — doch seine Stellung zu dem Prinzen erfordert wohl einige Rücksichtsnahme. Erlauben Sie, chère tante, daß ich den Herrn hier empfange?“

Die letzte Frage war an die alte Dame gerichtet und ließ erkennen, daß diese im Schloß die Stellung einer maßgebenden obersten Respectsperson einnahm. Sie hatte sich gleich nach dem Eintritt des Dieners mit einer plötzlichen Bewegung von ihrem Sitz aufgehoben, als ob sie den Saal zu verlassen beabsichtige, doch war dann, den Blick gegen den letzten Gruß der Abendsonne hinausrichtend, regungslos stehen geblieben. Nun wendete sie den Kopf ihrem Neffen zu und sah

ihn an, indeß wie's erschien, mit etwas von den Strahlen geblendeten Augen und zugleich mit einem Ausdruck abwesender Gedanken. So stand sie einen Augenblick schweigend, dann gab ihr Mund Antwort: „Du weißt, lieber Friedrich, daß Du in Deinem Hause zu bestimmen hast.“ Graf Walterstorff sagte jetzt, der Besuch des Herrn Professors sei angenehm, und der Diener begab sich zurück, öffnete bald danach die Thür wieder, und der Angemeldete trat herein. Höflich stand der Schloßherr auf, ihm den Fuß entgegen zu setzen, doch der Blick des Professors Morhoff richtete sich staunend weitgeöffnet an ihm vorbei, und von seinen Lippen entflog ein Ausruf: „Frau Gräfin Severa — Sie —?“

Merkbar drängte er einige Worte zurück, doch sie hatten sich so deutlich im Ton des letzten kundgegeben, daß es war, als sei's ausgesprochen durch den Raum geklungen: „Sie leben noch?“ Graf Walterstorff äußerte nun: „Mir ist nicht ganz verständlich — Sie scheinen sich in einem Irrthum zu befinden, Herr Professor. Die Schwester meines verstorbenen Vaters, Comtesse Leopoldine Walterstorff — meine Gemahlin, Gräfin Mechthilde — ich glaube, meine Urgroßmutter trug den Namen Severa. Genoß unser Haus vielleicht schon in früherer Zeit einmal das Vergnügen Ihres Besuches?“

Die als Comtesse Leopoldine Vorgestellte sagte jetzt: „Ja, ein alter Bekannter, mir geräth es in Erinnerung, vor Deiner Geburt, lieber Friedrich.“ Steif gemessen klang's vom Mund der Sprechenden; reglos, wie im Bann eines Traumes, blickte Folkrad Morhoff sie noch an. War diese alte Dame in untadlig aufrechter Haltung, mit dem schneeweißen Haar über dem faltenlosen Gesicht, den großen, schöngeschnittenen Augen, dem strengen, fast herben Zug um die Lippen — war sie, nur mit andrer, von der Zeit verwandelter Haar- und Kleidtracht, nicht ‚madame la grand'mère‘, wie sie am Abend seiner ersten Ankunft auf Altenkamp durch die geöffnete Flügelthür hereingetreten und ehrerbietig von allen Angehörigen des gräflichen Hauses begrüßt worden? Aus unendlicher Ferne her klangen ihm ihre Worte im Ohr wieder auf: „Ja, mir kommt's in's Gedächtniß, daß Du so sagtest — Morhoff,“ und auch die gleiche Stimme schien's ihm, die eben gesprochen. Dann aber, zusammenschreckend, wie ein im Traum Niederstürzender, fuhr er aus der Versunkenheit in sinnverworrene halbe Betäubung zur Erkenntniß auf. Ueber vier Jahrzehnte waren seit jenem Abend hingegangen, weit mehr als ein Menschenalter — sie hatten ihn selbst zu einem alten Mann umgeschaffen und die vor ihm Dastehende konnte nicht mehr die Gräfin Severa sein, sondern — ihr Neffe

hatte es auch durch den Namen kundgethan — war ihre Enkelin Ina Walterstorff.

Nun sagte der Schloßherr verbindlich: „Ein alter Bekannter von Ihnen, chère tante — vor meiner Geburt — das vermochte ich freilich nicht zu wissen. Aber — ich entnehme aus der späten Stunde Ihres Besuches, Herr Professor, daß wir auf das Vergnügen hoffen dürfen, Ihnen für die Nacht Unterkunft in unserm Hause zu bereiten — Sie werden das Bedürfniß fühlen, sich vor dem Abendessen noch ein wenig von Ihrer Reise zu erfrischen, und danach sehen wir erwartungsvoll einer hochinteressanten Unterhaltung mit Ihnen entgegen. Denn, wie ich aus der Zeitung erfahren, haben Sie das Glück genossen, Seine Durchlaucht den Prinzen von Neuwied auf seiner neuesten Forschungsreise in den Westen Nordamerikas zu begleiten, und wir dürfen uns gewiß auf manche überraschende Mittheilungen aus jenen noch so wenig bekannten Länderregionen Aussicht machen."

Es entsprach dem Herkommen auf den adligen Gütern, einen gegen den Nachtbeginn noch Vorkehrenden in gastlicher Weise zum Verbleiben aufzufordern, und mit ziemlicher Deutlichkeit war aus der letzten Aeußerung hervorgeklungen, daß die Verknüpfung des späten Besuchers mit dem fürstlichen Herrn solche Einladung besonders nahe lege und unerläßlich mache.

Offenbar stand die Abendmahlzeit nah bevor, Graf Walterstorff zog eine Glockenschnur und beauftragte den erscheinenden Diener, den Herrn Professor in ein Gastzimmer hinaufzuführen. Dort stand dieser nach einigen Augenblicken allein gelassen und sah halb gedankenleer um sich. Befand er sich in demselben Zimmer, zu dem ihn als Studenten der Theologie einst ein Diener ebenso heraufgebracht? Er konnte sich nicht drauf besinnen, zu weit lag's, zu Unendliches dazwischen. Und in seinem Kopf rangen sich nur zwei Empfindungen durch, die eine: Das war Ina Walterstorff, und die andre: Hätte er sie so um einige Stunden früher aus der Entfernung vor sich gesehen, wäre er nicht von der breiten Straße auf die schmale, zwischen den alten Grabmälern hindurchziehende hierher abgebogen. Nur ein Drittes mischte sich ihm noch ein. In einem war sie dieselbe geblieben, noch Ina Walterstorff. Sie trug noch den Namen ihrer Mädchenzeit, hatte sich nicht vermählt.

Er fuhr zusammen, nach kurzer Frist erscholl von unten die Tischglocke — sie war die nämliche — die Augen hatten ihm die Erinnerung versagt, doch das Ohr weckte sie auf. Ein Ton aus der Vorzeit —

Auf den Nachhall horchend, stand er noch, ging dann hinunter. Ja, da saß er noch einmal wieder in dem Speisesaal des Schlosses von Altenkamp, zwischen einer dritten, fremden Generation, doch in der

Bildung der Gesichtszüge, dem Wesen und Benehmen, dem Klang der Stimme erschien sie ihm völlig derjenigen gleich, die ihn einstmals am ersten Abend hier unter sich aufgenommen. An dieser Stelle war die ungeheure, alle Grundvesten des Gewesenen niederstürzende Umwälzung der alten Welt wirkungslos vorübergegangen, hatte nichts verändert als die äußerliche Trachtart. Unter ihr dauerten dieselben Anschauungen fort, das Bewußtsein der Angehörigkeit zu einer höheren Menschengattung, die höfliche Beflissenheit, dem bürgerlichen Gast über das Bedrückende dieses Standesunterschiedes hinweg zu helfen, ihn für einige Stunden durch die Erweckung eines Gefühls zu täuschen, als werde er von ihnen wie ein Gleichstehender angesehen. Der erfahrungslos gläubige Jüngling hatte davon bis zum letzten jähen Abschluß nichts empfunden, dem alten, durch's Leben hingeschrittenen Manne kam es aus jeder Miene und Bemerkung unverdeckbar zur Auffassung. Er ward um des Prinzen willen bewirthet und beherbergt, die Ueberlieferung des Renommee's von Altenkamp, einen geistigen Mittelpunkt für die Ehrung aller anerkannter Vertreter der Dichtung und Wissenschaft zu bilden, legte solche Nöthigung auf. Deutlich gerieth's Folkrad Morhoff zur Erkenntniß, und er leistete dem, was man von ihm erwartete, Genüge, erzählte während der Mahlzeit von seinen Reiseerlebnissen in

der Tropenwelt Brasiliens und im Felsengebirge am Ursprung des Missouri. Seine Mittheilungen wurden mit liebenswürdigem Dank und Bewunderung ihrer Anschaulichkeit aufgenommen; merkbar suchte man ihn besonders zum Schildern der Thätigkeit und Lebensführung seines fürstlichen Expeditionsoberhauptes in den unwirthlichen Gegenden zu veranlassen, und er kam auch diesem Verlangen, als einer Pflichtschuld für die ihm erwiesene Gastlichkeit nach. Hocharistokratisch in jedem Zug, keinen Augenblick von ihrer steifen Repräsentationshaltung abweichend, saß die Comtesse Leopoldine Walterstorff, nahm ab und zu durch ein kurz-förmliches, in kühlnachlässigem Ton geäußertes Wort an der Unterhaltung theil; wenn ihre Augen sich einmal der Richtung des bürgerlichen Tischgenossen zukehrten, gingen sie mit vornehmer Gleichgültigkeit an ihm vorbei. Als die Mahlzeit sich ihrem Schluß näherte, richtete ein Diener halblaut an den Schloßherrn die Frage, ob er die Ampeln um den Lindenplatz anzünden solle, doch Graf Walterstorff entgegnete kurz, die Abendluft draußen sei kühl und lade nicht zum Sitzen ein. Dem Gast klang's verständlich hervor, für ihn fiel solche Veranstaltung unnöthig; von dem, was bei seiner Ankunft flüchtig zur Erwähnung gerathen, daß er wohl früher schon einmal in's Schloß gekommen sei, war nicht mehr die Rede; niemand dachte

dran, danach zu fragen, es lag vor der Zeit der heutigen Generation und war für sie etwas völlig Interesseloses. Die alte Dame hob die Tafel auf, Graf Walterstorff führte seine Gemahlin in den Gartensaal zurück, Folkrad Morhoff folgte mit den beiden ältesten Kindern, einem jungen Grafen und einer Comtesse, nach, die ihn drüben baten, noch etwas Amüsantes von den Botokuden zu erzählen. Ihn überkam's mit einem sarkastischen Humor — die Aufgabe und der Zweck war's ja, zu dem er hierhergekommen — und er erfand schnell eine Anzahl der unglaublichsten und sinnlosesten Berichte über das Wesen und Leben der Wilden Brasiliens, erntete dafür dieselbe verbindliche Anerkennung, wie zuvor am Tisch, ein. Dann brach er einmal plötzlich mit der Aeußerung ab, daß er sehr frühzeitig von Hamburg ausgeritten sei, sich etwas ermüdet fühle und um die Erlaubniß bitte, sich auf sein Zimmer zurückzuziehn. Liebenswürdig erwiederte der Hausherr, selbstverständlich müsse der Gast, besonders in seinen Jahren, den Aufbruch bestimmen, doch glaube er im Namen der Schwester seines seligen Vaters die Hoffnung anknüpfen zu dürfen, daß der Herr Professor ihr das Vergnügen bereiten werde, morgen noch in ihrem Hause zu verweilen. Er sprach's mit einer leichtfragenden Verneigung gegen die Comtesse Leopoldine, die nur durch eine kaum merkliche

Kopfbewegung ihre Zustimmung kundgab. Folkrad Morhoff äußerte seinen Dank für die Aufforderung, verbeugte sich zur Verabschiedung vor den Anwesenden und folgte einem mit silbernem Armleuchter bereit stehenden Diener. Als er die Thür hinter sich geschlossen, sagte Graf Walterstorff, der Gräfin Mechthilde zugewendet, mit leichtem Zucken der Schulter: „Ich konnte nicht wohl umhin, ihn noch zum Bleiben einzuladen, der Prinz wird voraussichtlich von seinem hiesigen Aufenthalt erfahren; er erzählt ja auch ganz amüsant, und ich hoffe, chère tante“ — der Sprecher drehte seinen Kopf der alten Dame entgegen — „daß Ihnen damit keine zu große Unannehmlichkeit auferlegt wird. Uebrigens ist's mir nicht verständlich geworden, was uns eigentlich die eigenthümliche Auszeichnung dieses Besuchs zu theil werden läßt. Indeß Wolfgang und Cornelie haben Spaß an seinen Geschichten gehabt und werden sich gern morgen noch eine Fortsetzung davon zu Gemüth führen. Es sind eben noch Kinder, chère tante, die keine Ansprüche machen; ich wünsche Ihnen plein de respect eine ungestört vortreffliche Nachtruhe.“

Folkrad Morhoffs Erinnerungsvermögen reichte auch jetzt nicht hin, ihn wiedererkennen zu lassen, ob er sich in demselben Gastzimmer wie vor — er zählte — dreiundvierzig Jahren befinde. Aber sonderbar,

wie mit einem geisterhaften Ton rührte es ihm aus der Stille an's Ohr. Er stand aufhorchend, und nun vernahm er deutlich die Stimme des alten Informators Sebastian Schneider sagen: „Sie werden gut thun, recht früh morgen aufzubrechen, damit Sie noch bis Kiel hinkommen.“ Es war, als hätten die Worte bald ein halbes Jahrhundert lang schlafend hier gelegen und seien heut' Abend wieder zum Klang aufgewacht. Der Gast des gräflichen Hauses nickte kurz mit dem Kopf und legte sich zur Ruhe. Er war in der That sehr müde, schwerer als je nach den stärksten Anstrengungen abends im Urwald, und hatte nur ein Verlangen, zu schlafen, ohne noch irgendeinem Gedanken nachzugehn. Der Tag war lang gewesen, und man blieb im Alter doch nicht mehr so widerstandsfähig. Eigentlich zum erstenmal fühlte er's heut' Abend, daß er ein alter Mann geworden sei.

Der Vorsatz, mit dem er sich niedergelegt, verblieb ihm während des Schlafes im Bewußtsein, trieb ihn beim Erwachen als erster Gedanke zu raschem Thun an. Schnell schrieb er einige Zeilen nieder, die dem Schloßherrn seinen Dank für die Aufnahme ausdrückten und hinzufügten, er bitte, zu entschuldigen, daß unvorgesehene Umstände ihn nöthigten, von Altenkamp schon in erster Frühe ohne Verabschiedung wieder aufzubrechen; das zusammengefaltete Blatt auf den

Tisch legend, verließ er geräuschlos das Haus, wandte sich mit seinem kleinen Mantelsack nach dem Stall, sattelte selbst sein Pferd und schwang sich hinauf. Niemand außer ihm wachte noch, die Junisonne stand schon beträchtlich über dem östlichen Himmelsrand aufgerückt, doch für die Menschen war's noch nicht Tag, nur tageshelle Nacht. Jetzt aber belebte sich sein Gedächtniß mit voller Kraft; als er durch die Ulmenallee entlangritt und einmal den Kopf wandte, lag das große, weiße Gebäude genau ebenso, lautlos und reglos, hinter ihm, wie an dem Frühmorgen, als er hier zuerst so davongegangen. Unausdenkbar — eine versunkene Welt lag dazwischen, ein Abgrund, der alles in sich niedergeschlungen hatte, über den keine Brücke zurückführte. Den Blick abkehrend, ritt er weiter, dem Ende des Baumganges zu.

Da wachte doch schon noch jemand außer ihm, er fuhr leicht zusammen, denn eine Gestalt, die er nicht wahrgenommen, trat hinter dem letzten alten Stamm hervor in den Weg hinein und eine Stimme sagte: „Ich wußte, daß Sie früh aufbrechen würden; was man einmal so gethan, treibt dazu, es wieder zu thun.“

Er blickte in ein plötzlich vor ihm aufgetauchtes, von weißem Haar bis an die Schläfen umfaßtes Gesicht, und im ersten Gefühl erschien's ihm wieder als das der Gräfin Severa. Aber dann schwand die

Täuschung vor seinen Augen fort, die Besinnung sagte ihm, es müsse die Comtesse Leopoldine Walterstorff sein. Trotzdem sah er sie wie ein Gaukelspiel der Einbildung nur stumm-antwortlos an; um ihre alten Lippen ging jetzt mit leisem Anflug ein melancholisches Lächeln, und sie sprachen weiter:

„Ich weiß, daß es so geschieht, denn auch ich habe wieder gethan, was ich schon einmal that. Nur stand ich damals bei Ihrem Weggang weiter entfernt und trat hinter einen Baum zurück, als Ihr Blick sich nach mir herüberwandte. Heute bin ich aus seiner Deckung hervorgetreten, man thut anderes mit zweiundsechzig Jahren, als mit achtzehn."

Kurz hielt die Sprechende an, doch danach fuhr sie fort: „Wollten Sie Altenkamp verlassen, ohne unseren See noch einmal gesehen zu haben? Ich konnte mir's nicht vorstellen, Sie wären sonst wohl nicht wieder hierhergekommen. Mir ist's nicht wahrscheinlich, daß Sie nach dreiundvierzig Jahren nochmals im Schloß eingekehrt sind, um von den Botokuden zu erzählen."

Das Lächeln umspielte wieder ihren Mund, es sprach draus, sie habe seine Mittheilungen von den Wilden als das erkannt, was sie gewesen, und gefühlt, wodurch er zu den sinnlosen Erfindungen veranlaßt worden sei. Da er immer noch nichts zu erwiedern vermochte, setzte sie hinzu:

„So dringend wird diese Stunde Sie noch nicht fortnöthigen, ein Reiter kommt geschwinder nach Kiel, als ein Fußgänger. Ich muthe Ihnen nicht zu, wieder in's Schloß zurückzukehren, doch Ihr Pferd läßt sich für ein Weilchen hier in der Nähe befestigen, daß es Ihre Rückkunft erwartet."

Nun stieg Folkrad Morhoff mechanisch vom Sattel ab. Er wiederholte ebenso: „Ja, ein Weilchen," ohne zu wissen, was er sagte. Dann leitete er das Pferd am Zügel neben ihr, die auf einen Seitenweg abbiegend, als Führerin ein wenig voranging. Nach einer Strecke kamen sie an ein kleines, von hochaufgewachsenem Busch fast überdecktes Gebäude, aus dessen Wand ein vergittertes Fenster hervorsah. Darauf hindeutend, fragte die alte Dame: „Erinnern Sie sich, daß Sie einmal ein paar Stunden da drinnen zugebracht haben?"

Einen Athemzug lang wie unschlüssig zaudernd, schwieg sie, doch fügte dann drein: „In einer Mondnacht war's, und als ich glaubte, daß alles im Schlaf liege, kam ich mit Werkzeugen hierher, um die Eisenstangen zu durchfeilen und loszubrechen. Es wäre mir wohl kaum möglich gefallen, aber die Jugend fühlt sich stark und setzt Vertrauen in ihre Kraft. Zum Guten war ihre Prüfung nicht nöthig, denn Sie gingen schon befreit mit dem Magister auf der Straße nach Lübeck."

Zum erstenmal entrang sich dem Munde ihres

Begleiters eine Antwort: „Sie — Sie kamen hierher in der Nacht — um mich frei zu machen?“

„Unnöthiger Weise, denn Sie waren es ja.“ Wie zuvor hielt die Erwiedernde einen Augenblick an, eh' sie weitersprach: „Erfuhren Sie damals, wer Ihnen geholfen?“

„Ja, der alte Magister hatte es gethan, weil er ein Freund meines Großvaters gewesen. Er gab dem Wächter von dem Geld, das er sich erspart gehabt, und mir den Rest, damit ich am andern Morgen auf einem Schiff Deutschland verlassen könne. Ich konnte ihm seine Hülfe nicht vergelten — denn es dauerte lange, ehe ich —“

Morhoff brach, ohne auszusprechen, ab, aber die Comtesse Leopoldine fiel ihm in's Wort: „Darauf wird er auch nicht gerechnet haben, und er starb im Jahre nachher. Ich wußte nicht, daß es ihm möglich geworden sei, so viel zu ersparen — doch das Gold hatte keinen Werth für sein Leben, nur das eine Mal, als er es weggab, um Sie vor Schlimmem zu bewahren. Ich war bis dahin aufgewachsen, ohne sein Inneres zu kennen, erst damals ward es mir offenbar. An diesem Ring hier können Sie Ihr Pferd befestigen — wenn Sie noch die Zeit haben, mich auf einem Morgengang zu begleiten.“

Ohne eine Betonung war's gesprochen, aber

dennoch kam's aus dem Worte ‚Morgengang' wie mit einem heimlich seltsamen Klange herauf. Eine Eisenklammer war in die Mauer des Gutsgefängnisses eingelassen, dran verschlang er mit mechanischer Handregung die Zügel, wie er's oft jenseits des Oceans in der fremden Wildniß gethan. Eine Verworrenheit hatte sich seiner bemächtigt, der äußeren Sinne, wie seines Denkens. Nur wie durch einen Schleier sah er die Dinge um ihn her und wußte sich nicht deutlich zu machen, wer die Gestalt neben ihm sei, weshalb sie hier an seiner Seite gehe und wohin sie ihn bringe. Als Führerin auf einem von Bäumen überschatteten Weg that sie's wieder, jetzt auch schweigend, wie er. Ueber ihnen nur schlugen Singvögel, helltönig den Sommermorgen begrüßend, im Laub; aus unendlicher Weite her rührte ihn eine Erinnerung an, mit einem dunklen Gefühl, als gehe er durch den Park von Altenkamp. Doch es war wohl nicht Wirklichkeit, nur einer der Träume, den ihm die Nächte seit einer unausdenkbar bis zu seiner Jugend zurückgehenden Zeit so oft wiederholt hatten.

„Wollen wir uns etwas setzen?“ fragte nun eine Stimme neben ihm. „Es war ein weiter Weg.“

Er vermochte nichts zu unterscheiden, etwas seine Augen Blendendes, ihnen völlig das Sehvermögen Nehmendes stand seinem Gesicht entgegen. Nur sein

Ohr hörte die Stimme weitersprechen: „Eine andre Hütte ist's, und eine andre Bank; sie sind wie Menschen, haben Vorfahren und sind Nachkommen. Aber dennoch blieben sie dieselben, wie die Sonne dieselbe ist."

Die Sonne — es durchging Folkrad Morhoff mit plötzlicher Erkenntniß — die Morgensonne war's, die ihm blendend in die Augen traf, und ein Glanzwurf drunter war ihre Rückspiegelung aus einer Wasserfläche. An ihrem Rand saß er in der Seehütte, und neben ihm saß mit weißem Haar die Comtesse Leopoldine Walterstorff.

Aber konnte denn das ihre Stimme sein, wie sie ihn gestern Abend bei seiner Ankunft empfangen und am Tisch geklungen? Nun hob sie wieder an:

„Eine andere Zeit ist gekommen, eine größere, von höheren Geistern heraufgeführt. Ich erkenne es wohl, wenn ich hier sitze und ‚Hermann und Dorothea' lese; wie ein unerschöpflicher Reichthum hebt es sich über der bescheidenen Habe auf, welche die Dichtung vor ihm besessen. Aber sein Glanz hat mir die ‚Luise' des Eutiner Rectors nicht dunkel verschattet, ihre stille Schönheit nicht herabgesetzt. Der Herzschlag eines Dichters lebt auch in ihr fort, wie die Erinnerung im Menschenherzen nicht vergeht. Sie kann's nicht, denn sie ist keine Vergangenheit, sondern bleibt ihm, so lange sein Leben andauert, als wandellose Gegenwart."

Mit einer gelassenen Ruhe, als Urtheilsabgabe über eine dichterische Schöpfung war's gesprochen, aber den Hörer überlief's aus dem Klang mit einem wundersamem Schauer. Hatte die Comtesse Leopoldine das gesagt, oder war's aus der unendlichen Weite herüber die Stimme Ina Walterstorff's gewesen? Fast unbewußt hob er zum erstenmal den Blick zu der neben ihm Sitzenden auf, und ihre Augen sahen ihm entgegen. Seltsame Augen, die der Gräfin Severa im altgewordenen Antlitz und doch auch die jugendlich wie der Junifrühmorgen leuchtenden Ina Walterstorff's, die ebenso weitersprach:

„Die Erinnerung — hat Ihr Gedächtniß bewahrt, daß wir einmal in der Sonne wunderlich miteinander redeten und ich meinte, glücklich zu sein, so komme mir's vor, sei der Zweck des Lebens; wenn es den nicht erreiche, so verfehle es seine Bestimmung. Wir waren beide noch Kinder — ja, Sie auch — und wußten vom Leben gar wenig. Aber ich bin für meines dankbar, denn es hat bewahrheitet, was ich damals gefühlt, und hat seine Bestimmung nicht verfehlt."

Ein Lächeln ging um die Lippen der alten Dame, einem um herbstlich entfärbte Blätter spielenden Sonnenstrahl ähnlich. Folkrad Morhoff aber überkam es aus ihren letzten Worten mit einem bitteren Empfinden, er wollte eine Entgegnung zurückzwingen, doch

sie drängte sich gewaltsam aus seiner Brust herauf über die Zunge: „Sie sind dankbar — mich däucht, Ihr Leben hat seine Bestimmung nicht erfüllt — und vielleicht trage ich die Schuld daran — denn Sie könnten heute die Königin von Frankreich sein.“

„Ja, Sie tragen die Schuld daran, daß ich Ihnen für mein Leben dankbar bin.“

Langsam, in scheinbar widerspruchsvoller Verknüpfung wiederholte sie's und schwieg einen Athemzug lang. Doch dann setzte sie hinzu:

„Sie sind nicht noch einmal im Leben hierhergekommen, um am Tisch des Grafen Walterstorff zu sitzen. Ja, vielleicht hätte ich heut' die Königin von Frankreich sein können, die Zeit hat Wandlungen geschaffen, die kein Auge voraufzugewahren vermochte, und von denen, in deren Hand die Bestimmung meines Lebens lag, war ich wohl dazu ausersehn. Doch auch ohne Ihren Degen wäre ich's nicht geworden, konnte es nicht werden, denn an dem Tage, als Sie in der Mondnacht von hier fortgingen, hatte ich mich einem Anderen angelobt, durch ein Sacrament, wie's zwar wohl noch niemand vorher genommen. Nur eine Walderdbeere war's, doch sie verband mich ihm, heilig, unlöslich bis zum letzten Tag —“

Ja, das waren, vom Alter unverwandelt, die

Augen Ina Walterstorffs, und ihre Stimme war's, die helltönend fortsprach:

„Ich wußte damals, nur ein Traum sei's, aber ich wollte ihn leben und ich habe ihn gelebt. Die drei Tage waren mein Leben und sind es heute, denn es hat an seinem Sacrament gehalten. Und ich danke Dir für mein Leben, Folkrad Morhoff, und danke Dir, daß Du noch einmal hierher gekommen bist."

Ihre rechte Hand streckte sich gegen ihn aus — in ihm und um ihn aber hatte sich während der letzten Minute Unermeßliches verwandelt, war Unsagbares geschehen. Die Ferne und die Nähe schlossen sich aneinander, keine Zeit trennte sie mehr, denn Vergangenheit und Gegenwart waren ihm zur Einheit geworden. Er saß in der Seehütte an diesem Morgen und zugleich an jenem, der ihn zum erstenmal hier mit dem goldenen Gewoge der Frühsonne überschüttet. Bis vor wenig Augenblicken hatte zwischen ihnen ein ganzes Leben gelegen, doch wie etwas Wesenloses, nicht Gewesenes war es weggeschwunden. Seine Hand erfaßte die Hand, die sich ihm entgegengestreckt; er besaß nicht eigene Worte für das, was sein Innerstes mit einer Strahlenfülle von Glanz und Wärme durchfluthete; ihm kamen nur ein paar Worte, die er, wie jetzt eben, aus einem anderen Munde vernommen, und traumhaften Tones sprach er sie: „Ja, gestern war's —."

Aber zugleich sank sein Kopf, unfähig, sich aufrecht zu erhalten, nieder, wie sein Arm auf den Tisch herabgesunken war, und er legte verstummend die Stirn auf die Hand Ina Walterstorffs.

Vor der Seehütte ging ein Morgenwindhauch über die weite Wasserfläche und ein weißes Wölkchen zog an der Sonne vorbei. Es warf am Uferrande ein Spiel zweier Schatten gegen die braunen Blüthenrispen der Schilfwand, zwischen deren Halme unten kleine Wellen hineinmurmelten, gleich gedämpften, flüsternden Stimmen klang's. Schritten dort die Gräfinmutter Severa und der Magister Sebastian Schneider davon, die eben in der Seehütte Folkrad Morhoff und Ina Walterstorff allein nebeneinandersitzend angetroffen, und sagte die alte Dame: „Glück? Was ist Glück des Lebens, Freund? Morgenthau, von der Sonne des Herzens durchstrahlt, nicht der farblose Regen, den der Verstand als fruchtbar preist. Wie Sie, spricht ein altes Herz, Schneider, kein junges, und meines ist jung und weiß, daß der graue Regentag des Lebens lang ist.“

Täuschung war's, ein Gaukelspiel der Einbildung, der Erinnerung. Die Beiden hatten sich seit mehr als vierzig Jahren zum ungestörten Schlaf gelegt und die Gräfin Severa lag ruhevoll, von der Erkenntniß befreit, daß sie ihrer Enkelin nicht zum Lebensglück

verhelfen könne, wie sie sich selbst nicht zu helfen vermocht, da die Frau ohne Willen bis an ihr Ende unter den Gehorsam gebunden blieb, nur ihren Herrn wechselte, den Vater mit dem Gatten, mit dem Sohn. Die Todten kehrten nicht wieder; nur ein Wolkenschatten ging vorüber und das Rohr murmelte im Wind und Wasser wie an jenem Morgen.

Ina Walterstorff blickte schweigend vor sich auf den See hinaus, auf ihre Hand aber quoll es jetzt unter der reglos auf ihr liegenden Stirn feucht nieder, und nun sagte die alte Dame dieses Tag's: „Nein, nicht so — dazu sind Sie nicht noch einmal hier. Wir wollen heiter sein, wie der Junitag. Komm!"

Mit ihrer thränenfeuchten Hand zog sie ihn von der Bank auf, behielt die seine in der ihrigen und schritt, ihn wieder führend, am Wasserrand entlang in den frühlingsgrün leuchtenden Wald hinein. Nach einer Strecke hielt sie einmal an und sprach, vor sich hinüberdeutend: „Hier begann es." Ihnen zur Linken lag die Einbuchtung des See's, wo einst die Eisdecke am Märzabend unter ihr gebrochen war, und sie setzte hinzu: „Der Frühling begann hier und blieb um uns." Stumm hielten danach beide ein Weilchen ihre Augen auf die Stelle gerichtet, dann gingen sie weiter.

Wie aber der Weg sie so wechselnd durch Sonne

und Schatten dahinführte, schwand mehr und mehr auch von Folkrad das Gefühl und Bewußtsein der Gegenwart ab. Er wanderte neben Ina Walterstorff nicht am heutigen Tag, sondern an lang vergangenem, der wieder zu dem dieser Stunde geworden. Ihre Stimme klang heiter wie der Junitag, und seine gewann durch sie den gleichen Ton. Auf ihre Fragen antwortend, sprach er von dem Gange seines Lebens, doch wie von dem eines anderen; er empfand sein Selbst nicht in dem, was er erzählte. Manchmal lachten sie, der Anblick einer Blume brachte sie dazu, und Ina Walterstorff fragte: „Wissen Sie jetzt ihren Namen? Es war doch sehr nothwendig für Sie, in die neue Welt hinüberzufahren, denn in der alten wären Ihre Kenntnisse nicht weit gekommen und kein berühmter Professor aus Ihnen geworden.“ Ein Durchblick ließ einmal in der Ferne einen Dorfkirchthurm und neben ihm ein breithingelagertes Gebäude, das Pfarrhaus, gewahren, und scherzlustig sagte die alte Dame: „Die arme Dörthe, sie ist nicht Frau Pastorin dort geworden und ihr weißes Lamm auf dem blauen Grund hängt nicht über dem Sopha in der Wohnstube.“ Ina Walterstorff hatte alles aus jenen drei Tagen, bis auf das geringste, im Gedächtniß bewahrt — oder nicht das — sie trug's nicht als Erinnerung in sich, sondern als Gegenwart war

es um sie her, eine von keiner Wandlung der Zeit antastbare Welt, in der sie fortgelebt bis zu diesem Tag. Denn ob es auch nur ein Morgentraum gewesen, unverblaßt, in aller seiner vom Sonnenglanz umgoldeten Farbenschönheit hatte er sie über den Mittag bis zum Abend begleitet. Und so heiter war dieser Abend, über dem die Morgensonne am Himmel stand; auf den Vogelgesang horchend und Blumen pflückend, scherzend und lachend, gingen die Beiden nebeneinander, tranken mit tiefen Athemzügen die Schönheit des jungen Sommertages in sich ein. Es war so viel zu sagen, denn überall, auf Schritt und Tritt, sah etwas, aus langem Schlaf aufwachend, sie an, hob sich, wie von schimmernden Falterschwingen getragen, zu ihnen empor und ward zu fröhlichem Wort auf ihren Lippen.

Nur einmal verstummten diese in Schweigen. Sie waren zu einer freien Anhöhe hinaufgekommen, und vor ihnen stiegen am südlichen Himmelsrand die sieben Thürme Lübecks in die Luft. Unbewegt standen die hohen grauen Schatten da, wie sie's ein halbes Jahrtausend lang gethan, und ein weiteres halbes Jahrhundert hatte nichts an ihnen verändert. Das war eine Zeit, in der Menschenleben kamen und gingen, begannen und endeten, doch für die Thürme trug sie etwas von der an sich, nach welcher die Sonne

rechnete, und sie waren so alt oder so jung noch wie an jenen Tagen.

Ja, schweigend verharrten bei dem Anblick die beiden Köpfe mit dem stahlgrauen und weißen Haar eine Zeitlang neben einander, nur ihre Augen hielten sich hinübergerichtet. So hatte Folkrad Morhoff die fernen Thürme zum erstenmal vom Segeberger Kalkfelsen aus gesehen und aus ihnen ihn etwas geheimnißvoll Ueberschauerndes angerührt, und an solchem Morgen hatte Ina Walterstorff von ihnen gesagt, sie ständen da, als seien sie Wächter, die etwas Geheimnißvolles behüteten, davon sie mit dem Wind und den Wolken redeten, doch die Menschen drunter hörten oder verständen nicht, was sie sprächen. Auch diese Worte hatten, wie alle anderen, schlafend gelegen, doch wachten in diesem Augenblick auf und klangen den zwei verstummt auf der Höhe Stehenden wie eben gesprochen an's Ohr.

Dann brach die alte Dame das Schweigen: „Für mich sind sie immer am Rand der Welt geblieben, ich hatte keine Flügel, die mich hinübertrugen. Du bist zu ihnen hingekommen, aber sie waren schöner aus der Weite, als unter ihren Steinsäulen — lassen Sie uns gehen und freudig sein!“

Waren ein paar Stunden, oder war ein Menschenleben vergangen, als das am Ring des Gefängniß-

häuschens befestigte Pferd den Kopf hob und mit leichtem Gewieher die Rückkehr seines Herrn begrüßte? „Wir haben es lange warten lassen," sagte Ina Walterstorff, „aber es gehört dem Märchen mit an und hat geduldig über vierzig Jahre hier gestanden. So lebe wohl!"

Sie streckte die Hand aus und erfaßte die ihres Begleiters. „Nicht auf Wiedersehen — wir wollen nicht wieder am Tisch des Grafen Walterstorff miteinander sitzen. Aber von uns hören werden wir und miteinander weiter leben, bis die Nacht kommt. Auf Einen von uns wird sie zuerst niedersinken, doch er wird noch so lange fortleben, bis auch den Anderen das große Dunkel aufnimmt. Dann liegen wir beide in ruhevollem Schlaf, und nur die alten Thürme stehen noch am Rande des Himmels, wie in jenen drei Tagen und wie heute an diesem. Ja, hören werden wir noch voneinander und Ihre Stimme wird aus den Schriftzügen vom Blatte wie neben mir aufklingen. So lassen Sie den Abschied der Augen kurz sein, Freund!"

Das mußte schon zuvor zwischen ihnen zur Aussprache und fester Entscheidung gekommen sein; Folkrad Morhoff umschloß mit einem letzten Druck ihre Hand und antwortete: „Lebe wohl!" Dann bestieg er rasch sein Pferd; die alte Dame sagte nur noch: „Und nicht öfter als einmal noch umblicken," und er ritt davon. So weit, bis er an einen Baumrand gelangte,

da wandte sich sein Kopf und sah zurück. Ina Walterstorff stand schon fern, nur ihre Gestalt war noch erkennbar, doch nicht mehr, ob es die einer weißhaarigen Greisin oder eines jungen Mädchens sei. Vor den Augen des Umschauenden war sie mit jedem Zug das letztere, lebensvoll in aller Schönheit des ersten Frühlings; nun ging die Regung eines kleinen, hellen Schimmers von ihr aus. Ihre Hand hob sich auf und winkte noch einmal; dann verschwand sie, aus der Sonne in den Schatten tretend, und der Reiter umbog die Laubwand. Er hatte Altenkamp zum letztenmal, doch anders verlassen, als er's in der Morgenfrühe gedacht und gewollt.

Aus seinen Augen blickten Ernst und Heiterkeit wie Zwillingsgeschwister, ein Gefühl seines Innern kundgebend, schön gleich dem Junitag um ihn her. Bald durchritt er die Straße Plöns, aus dem kein französischer Sprachlaut mehr aufklang, als ein stillverlassenes Landstädtchen lag es um ihn. Ohne die Einnahme eines Morgenfrühstückes war er aufgebrochen, doch dachte nicht daran, in einer Wirthschaft vorzukehren; die Wildnisse der neuen Welt hatten ihn gewöhnt, lange der Nahrung entbehren zu können, und es regte sich kein Bedürfniß, noch Schwäche in ihm. Er empfand sich kräftig, wie mit zwanzig Jahren, nichts mehr von dem Gefühl, das ihn gestern Abend wie

mit Todesmüdigkeit überkommen, daß er ein alter Mann geworden sei. Nun stieg die Straße zu einer Anhöhe empor, von der er zurücksah. Da lag noch einmal die weite Seefläche in der Sonne glimmernd hinter ihm und an ihr, als ein weißer Fleck durch grünen Laubvorhang hervorschimmernd, das Schloß von Altenkamp. Dann verschwanden auch sie, denn der Weg senkte sich gegen den Flecken Preetz zu abwärts. Von dem schlug er die neue, breite Landstraße nach Kiel ein, und als er dessen Hafen bei dem Dorf Gaarden erreichte, bot sich ihm über das Wasser hin in der nachmittägigen Sonne unter dem spitzen Thurm der Nicolaikirche noch ziemlich das nämliche Stadtbild entgegen, wie er's aus seiner Kindheit her vor den geistigen Augen bewahrt. Doch dem näher Hinan- und Hineingelangenden losch dieser erste Eindruck bald als ein täuschender weg. Völlig fremd blickte der Zugang am neuangelegten Kirchhof hin ihn an, bis zu dem sich die Vorstadt hinausgebaut; nicht nur die großen Dinge der Erde hatten die letzten vier Jahrzehnte von Grund aus verwandelt, überall auch den kleinen ein anderes Gesicht als Kindern einer veränderten Zeit gegeben. Fast alle zwecklos gewordenen mittelalterlichen Ueberreste aus Vorvätertagen waren, einer um den andern, von der Hand dieser Zeit fortgeräumt worden, wie schon früher das alte Holstenthor, so

jetzt auch die Thore am Ausgang der Schuhmacher-, Fischer- und Kattenstraße. Der neuen Kriegsführung, ihren Armeen von Hunderttausenden und ihren Geschützen gegenüber erschienen die ehemaligen Vorkehrungen zu einer Vertheidigung als ein thöricht-lächerliches Kinderspielzeug, und als ein offenes Land- und Strandstädtchen lag Kiel zwischen seiner Wasserumgürtung da. Der alte Stadtleib suchte sich zu dehnen, rundum das ihn Einschnürende zu beseitigen, auch die Linden und Roßkastanien zwischen dem Hafen und den Häuserreihen, die an Stelle der vormaligen Ringmauer aufgewachsen, waren, von der Axt gefällt, weggeschwunden. Sie hatten mit zu dem Einengenden gehört, der Verkehr trachtete nach unbehinderter Bahn zum Wasser hin, und der grüne Gürtelschmuck des ‚philosophischen Ganges' bestand nicht mehr. Er wäre auch überflüssig gewesen, denn die gelehrten Träger der Perrücken und gepuderten Haarbeutel, die vordem, tiefsinnige Disputationen führend, täglich durch ihn hingewandelt, hatten sich alle lange in die Erde betten lassen, und die gegenwärtigen Lehrer an der alma mater Christiana Albertina, selbst die professores ordinarii, gingen in einfachster Tracht einher, dem Aeußeren nach sich von den besser gestellten Bürgern der Stadt nicht unterscheidend. Niemand mehr trug einen Galanteriedegen an der Seite, noch befliß sich

würdevollen oder eleganten Auftretens; alles bot einen scheinlosen, zumeist nüchternen Anstrich. Fast die Dauer eines Menschenalters hatte mit ungeheuren Ereignissen einen schweren Ernst auf die Gemüther gelegt, dessen Druck noch fortlastete. Kaum Einzelne unter der älteren Bevölkerung gab's, die nicht in Mitleidenschaft gezogen, von bitteren Schicksalsschlägen getroffen worden, während der Kriegsjahre Verluste von nächsten Angehörigen oder ihres Besitzthums erlitten hatten. So war noch alles in einem schweigsamen Ringen nach Wiederherstellung sichernder Grundlagen des Lebens begriffen; die praktischen Nöthigungen und Bestrebungen überwogen weitaus die geistigen Bedürfnisse. Nur die akademische Jugend, ein neues Geschlecht, das die große Wandlung nicht miterlebt, das vor ihm Gewesene einzig von Hörensagen kannte, trieb unbekümmert ihr Wesen, wie Schmetterlinge sorglos in der Sonne über einer vom Sturm umgebrochenen tausendjährigen Eiche hinflatterten. Sie trug jetzt bunte Mützen und vor der Brust farbige Bänder, gliederte sich in Angehörige von Landsmannschaften und der seit den Befreiungskriegen aufgekommenen Burschenschaft auseinander; doch die Zahl der Studirenden war herabgesunken, vielfach gebrach's den Vätern noch an Mitteln, ihre Söhne einem gelehrten Beruf zuwenden zu können. Neben dem hohen,

mit weißen Mauerwänden gleißenden Herzogsschloß stand an der Kattenstraße wohl noch das alte Universitätsgebäude, aber in sein Inneres war ebenfalls ein anderer Geist der neuen Zeit eingezogen, nicht mehr durch hochtrabend schönrednerischen Wortschwall befriedigt, sondern mit ernster Forschung und Arbeit der Anbahnung neuer Wissenschaften nachtrachtend. So hatte äußerliche und innerliche Umwandlung von der Stadt und ihren Bewohnern Besitz ergriffen, nur aus der Höhe der Nicolaikirche kündete die Uhr noch mit dem Schlag der alten Glocke die Stunde. Sie that's in dem Augenblick, als der von Altenkamp her eingetroffene Reiter vor der Thür eines Gasthauses in der Schuhmacherstraße sein Pferd anhielt. Langsam hallten fünf Schläge über die braunen Ziegeldächer hin, und Folkrad Morhoff sah, reglos auf dem Sattel verharrend, nach dem alten, spitzen Thurm empor, bis der letzte verklungen war. Dann stieg er ab und begab sich in den Herbergshof hinein.

Als er in diesem sein jetzt doch zur Geltung gelangtes Hungerbedürfniß gestillt hatte, trat er wieder vor die Thür in's Freie. Ihm kam zum Bewußtwerden, daß auch die Straße vor ihm ein verändertes Aussehen von dem zeigte, das in seinem Gedächtniß aufgetaucht war. Die Gossenrinne durchzog wohl noch ihre Mitte, doch breitete keine zerborstene Gletscher,

Tümpel und Rieselbäche über sie aus. Freilich nicht entscheidbar war's, ob einer verdienstlichen Erkenntniß der löblichen Polizeibehörde solche zeitgemäße und dankenswerthe Neuerung zuzumessen sei, oder dem Junitag, der nach seinem Brauch keine Eisbildung und Schneeaufstauung zuließ. Mechanisch schritt der Umblickende die kurze Strecke bis zum Marktplatz entlang, von dem der ‚Kaak', das galgenartige Gerüst der mittelalterlichen Richt- und Prangerstatt verschwunden war. Doch sonst hatte sich hier der Kern der Altstadt noch fast unverändert erhalten; Häuser besaßen eine andere Lebensdauer, als die wechselnden Menschen in ihnen, und die alten, aufgetreppten Giebel sahen auf den großen, zum Theil noch von frischgrünen Lindenbäumen umfaßten Platz herunter. Auch die Schmiedestraße, die jetzt an der Ecke den Namen ‚Schloßstraße' aufwies, zog sich, eng und alt, genau so vor dem Hineintretenden entlang, wie sie ihm vor der Erinnerung stand. Er wanderte bis zu ihrer Mitte und hielt vor einem einstöckig unansehnlichen Gebäude an, das durch nichts kundgab, es habe einmal einer der ersten Koryphäen der Gottesgelahrtheit, dem ordentlichen Professor der theologischen Wissenschaft Barthold Fabronius während seines irdischen Lebenswandels zur Behausung gedient. Doch kurz nur verweilte Follrad Morhoff vor dem Hause;

es zog ihn nichts, auf die lichtlos dumpfe Flurdiele hineinzutreten, ihn verknüpfte kein Band des Gemüthes und auch keines der Pietät mit dem, was hier gewesen. Umkehrend, ging er zurück; an der Ecke der Vlämischen Straße kam ihm eine langhagere, von einem rothgelben türkischen Umschlagetuch umhangene weibliche Gestalt mit fahl gelbgrau an den knochigen Backen niederfallenden Haarsträhnen entgegen. In der geschraubten Haltung einer bei jedem Schritt auf ihre Reputation bedachten alten Jungfer sah sie ihm im Vorübergehen mit wässerig verlaufenen, brauenlosen Augen in's Gesicht und zufällig er auch ihr. Doch er erkannte seine Cousine Törthe Fabronius nicht und sie ihn nicht, und hätte er's gethan, wäre er ebenso weitergegangen. Sie gehörte seinem aus Vergangenheit und Gegenwart zusammengeflossenen Leben nicht mit an, war etwas, wie nicht gewesen, Ausgelöschtes, gleich der einstmaligen Begräbnißstätte, die viele Jahrhunderte lang die Nicolaikirche umlagert gehabt. Nun umgab diese ein leerer Raum, von dem die Kreuze und Steinmäler verschwunden, auch als seien sie und diejenigen, deren Gedächtniß sie forterhalten gesollt, niemals gewesen; die Zeit hatte mit den Todten wie mit den Lebenden aufgeräumt, ihr Angedenken als Abhub weggekehrt. Nur die alte Gebäudereihe zwischen der Kirche und dem Markt-

platz, die persianischen Häuser hatten auch diese große Wandlung noch überdauert, standen, sich wie in Altersgebrechlichkeit aneinanderlehnend und stützend, da. Und von dem schmalen Thorbogen in ihrer Mitte sah über seiner Rundung noch die alte graue Steinplatte mit der eingegrabenen Inschrift herab. Ihre Minuskeln waren schwer zu entziffern, und der Schattenwurf der Kirche fiel auf sie, doch Folkrad Morhoff, der unter ihr stehen bleibend, hinaufblickte, bedurfte nicht der Augen, um die Worte ihrer verschnörkelten Buchstaben herauszubringen. Sie standen in ihm selbst eingeschrieben, und er nickte nur einmal kurz mit dem grauumhaarten Kopf und schritt wieder zu dem Gasthaus in der Schuhmacherstraße hinüber. Hier ging er in seinem Zimmer eine Weile hin und wieder, seine Augen hatten draußen glanzlosen Ausdrucks auf den Ueberbleibseln der Vergangenheit gehaftet, doch nun erfüllten sie sich mit einer jugendlich-hellen Leuchtkraft, und sich setzend schrieb er auf einen Briefbogen:

„Meine liebe Lebensgefährtin.

Denn das waren Sie, ob wir auch weitgetrennt unser Leben verbracht haben, und so werden Sie es mir bleiben bis zu seinem Schluß. Es hatte keinen Tag, den ich nicht mit Ihnen begann und mit dem letzten Gedanken an Sie beendete. Sie gingen neben mir in den unermeßlichen Wildnissen

jenseits des Weltmeeres, und ich ging an Ihrer Seite durch die Stille der Felder und Wälder von Altenkamp. Ein schönes Leben war's, dort und hier, überall unter der gleichen Sonne, und nur einmal fiel mir, wie sie auslöschend, ein finsterer, kalter Schatten darauf, am gestrigen Abend. Sie hatten recht, er soll seinen Frost nicht wieder auf uns legen, wir wollen nicht nochmals am Tische des Grafen Walterstorff nebeneinander sitzen.

Ich habe eben vor der Kirche hier den alten Psalmspruch wieder gelesen:

„Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Wie ich ihn zum erstenmal als Knabe von dem Stein las, überlief's mich aus den unverstandenen Worten mit einem kühl-frostigen Schauer, noch fühle ich's. Und er sprach wahr, Mühe und Arbeit ist's gewesen, die als gute, hülfreiche Begleiterinnen auf dem langen Weg mitschritten.

Doch sie waren nicht das Leben und nicht seine Köstlichkeit. Die hatte es in drei Tage hineingelegt, dem Samenkorn einer ausdauernden Pflanze gleich, deren Blüthentriebkraft kein flüchtiger Sommer wegschwinden läßt. Sie erhält sich unverändert

fort, und fast reicher noch, bedünkt mich, steht sie heute in ihrer Schönheit. Kein Traum war's, sondern die Wirklichkeit des Lebens.

Des ‚ganzen Lebens' sagte der Magister Schneider, als ich zuletzt in der Mondnacht neben ihm saß, und er sprach dazu, es liege hinter ihm nur, als habe es gestern begonnen, so voll von Mühe und Arbeit es auch gewesen sei.

So fühle ich's heute an der Grenze seines Alters, doch anders. Ja, gestern war der letzte jener drei Tage, und ich segne Dich für sie, Ina Walterstorff.

Mit der Ausnahme dreier Tage haben wir unser Leben weitgetrennt verbracht und doch gemeinsam, fester und schöner vereinigt, als ich ein Menschenpaar auf der Erde angetroffen.

Dies ist nur ein kurzer Gruß, der den heutigen Tag nicht zum Ende gehen lassen will, ohne noch mit Ihnen beisammen zu sein. Sie haben es auch empfunden, wir wollen die alte Anrede fortbewahren, eine neue würde nicht vertrauter klingen, sondern einen fremden Ton zwischen uns legen. Doch lassen Sie uns mit den Namen zu uns sprechen, liebe Ina, wie wir sie uns einmal in einer Zauberstunde des Waldes entgegen gerufen. Nicht wie von gestern, wie in diesem Augenblick höre

ich den Ruf. Die Lippen wußten nicht, daß der Herzschlag ihn über sie drängte. Der Schlag zweier Herzen, der nur einer war.

In wenig Tagen werde ich wieder im Raum ferner von Ihnen sein, doch im Gefühl immer in gleicher Nähe. Und an jedem Sonntag, der die Woche hindurch stets als ein Sonnentag im Juni vor mir liegen wird, geht mein Gruß, der Inhalt meines Lebens zu Ihnen hinüber, bis er einmal ausbleibt. Meiner oder Ihrer — aber welchen die Nacht zuerst verstummen läßt, der, dem sie als erstem die Feder aus der Hand genommen, wird noch so lange fortleben, bis der Schlaf auch den anderen überkommt. Dann ist alles gewesen, und wir können uns nicht denken, daß noch etwas wieder sein wird. Doch ich wollte, es bliebe in dem Schlaf noch ein Traumbild des schönen Lebens zurück.

Ich war allein und bin und bleibe der Ihrige

Folkrad."

Der Brief lag beendet, der Schreiber faltete ihn zusammen, verschloß ihn mit seinem Siegel und setzte die Aufschrift darauf:

„Ihrer Hochgeboren
der Comtesse Leopoldine von Walterstorff."

Bei dem letzten Federstrich wandte er den Kopf

und rief: „Herein!“ Es hatte an die Thür geklopft, sie öffnete sich, und über der Schwelle erschien das Gesicht des Prinzen Maximilian von Wied. Eintretend sagte er scherzenden Ton's: „Ich dachte mir, daß Sie durch Ihr altes Verhältniß zur Kirche gezogen worden seien, so nah als möglich bei ihr zu herbergen, und habe Sie zunächst hier aufgesucht. Schon heute; die Lübecker Thürme lagen mir in zu grauer Weite am Himmelsrand und gingen mich doch eigentlich nichts an, so bin ich gradenwegs von Segeberg hergeritten. Eine schöne Natur, auch wenn man viel Andres auf der Erde gesehen hat, die Ihres Vaterlandes, besonders um den Plöner See und an einem Junitag; als Knabe besitzt man noch nicht die Empfänglichkeit und das Verständniß für den landschaftlichen Reiz im Ganzen, sondern hält sich mehr am Einzelnen. Aber meine Kalksteinerinnerung trage ich, durch einige gute Stücke aufgefrischt, mit mir; haben Sie schon wegen der Schellhorn'schen Hinterlassenschaft — was ist denn seit gestern mit Ihnen vorgegangen, Morhoff? Sind Sie unterwegs an ein Verjüngungsbad aus den alten Volksmärchen gerathen und haben — wenigstens Ihre Augen — zwanzig Jahre darin zurückgelassen?“

Um die Lippen des Befragten spielte ein eigenthümliches Lächeln, mit dem er antwortete: „Nein, mein durchlauchtiger Freund, und wenn ich's gekonnt

hätte, würde ich es nicht gethan haben. Am besten ist's so, wie's das Leben bringt, daß man in gleichem Gang mit dem altert, mit dem man jung gewesen; ich möchte von meinen Jahren keine ablassen. Doch die Heimath ist wohl ein Antäusboden der alten Mythe; er kann das Alter nicht abändern, aber fügt die Gegenwart unlöslich mit der Erinnerung ineinander und vollführt so doch das hohe Wunder, daß er die Jugend zurückgiebt. Es macht mich froh, daß Sie schon so rasch gekommen sind, denn unsere Arbeit, zu erfahren, wie unsere Sammlungen in Hamburg eingetroffen, liegt mir am Herzen. Nein, wozu hätten Sie sich von den Lübecker Thürmen verlocken lassen sollen? Sie sind schöner aus der Weite, als wenn man unter sie hinkommt. Wir wollen ausfindig zu machen suchen, was Günther Schellhorn hinterlassen hat, nur ein paar Augenblicke bitte ich Sie, mich zu entschuldigen. Ich habe einen Brief geschrieben, der noch heute zur Post muß; sie ist nur wenige Schritte von hier entfernt am Marktplatz und ich komme gleich zurück. Dann bleibt mir hier nichts mehr zu thun, als was noch für unsere Wissenschaft von einem Gedächtnißwerth sein kann. Mehr freilich wohl nicht, denn sie ist auch eine andere geworden, wie die Zeit um uns her."

— Ende. —

Druck von W. Berg, Ballenstedt a. H.



Princeton University Library
32101 068391760